Lesebuch

für ländliche

Fortbildungs- und Feiertagsschulen

Lesebuch

für

weibliche Fortbildungs- und Feiertagsschulen.

Herausgegeben

vom

Lehrerinnen - Verein München unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner.

Ministeriell genehmigt.

2. Auflage.

München.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Abteilung für Schulbücher.

1896

Vorwort.

An unsere Mädchen.

Mit diesen Blättern übergeben wir euch ein Buch, das sich eine hohe Aufgabe gestellt hat, die Aufgabe — zu eurem Glücke beizutragen. Das Glück liegt nicht außer uns; es ist in uns. Es läßt sich nicht erjagen, aber aufbauen durch stille Arbeit an uns selbst. Das Glück liegt im Rechtthun, in der treuen Pflichterfüllung, in der Liebe zur Arbeit, in der Tüchtigkeit, in der Genügsamkeit, in der Freude am Schönen, in der Menschen- und Gottesliebe. Hierzu euch den Weg zu weisen, das ist der Zweck dieses Buches. Es möchte euch bekannt machen mit dem Kreise eurer Pflichten; es möchte euch lehren, mit Verstand und Gemüt in demselben zu wirken; es möchte euch zu der gediegenen Einfachheit und zu der Genügsamkeit zurückführen, welche unserer Zeit immer fremder wird; es möchte euch den Blick öffnen für die erhabenen und lieblichen Wunder der Natur, dieser Quelle der reinsten Freuden; es möchte euer Interesse erwecken für die mannigfaltigen Erscheinungen in Stadt und Land; es möchte euren Sinn erbauen an Beispielen echter Weiblichkeit und treuer Vaterlandsliebe; es möchte euch zeigen, wie die wahre, werkthätige Liebe das Zusammenleben mit den Menschen verschönert; es möchte endlich euer Herz erheben in Stunden der Freude wie des Leides zu wahrer Frömmigkeit, zu lebendigem Gottvertrauen.

Nicht alles, was diese Blätter enthalten, kann und wird Gegenstand der Besprechung in der Schule sein; die karg gemessene Zeit erlaubt

es nicht. Manches auch wird erst später größere Bedeutung für euch gewinnen. Darum sollt ihr, wenn ihr die Schule verlasset, das Buch mitnehmen in euer künftiges Leben als eine Gabe derer, welche euch liebend geleitet haben; und wenn ihr in späteren Jahren noch gern dazu greift und Rat und Trost und Halt darin findet — dann hat es seine Aufgabe erfüllt!

München, im Juni 1891.

Die Herausgeber.

Inhalts-Verzeichnis.*)

I. Teil.

Das Hauswesen.

*) Anmerkung der Herausgeber. Die im 1. und 2. Teil zutage tretende scheinbare Abweichung von der streng sachlichen Anordnung geschah, um den Stoff zu beleben und für die Mädchen anziehender zu gestalten.

II. Teil.

Familienleben — Gesellschaft — Vaterland.

III. Teil.

Aus dem Naturleben.

IV. Teil.

Land und Leute.

V. Teil.
Aus der Geschichte.

VI. Teil.
Zu des Geistes und des Gemütes Erhebung.

I. Das Hauswesen.

„Das Haus ist erst der Ort, worin das Glück
Sich Wohnung machen kann, wo selbst das Unglück,
Beklagt, gemildert und bezwungen wacht
Durch Liebe, wo das Alter sanft gepflegt,
Der Tod mit Thränen sanft gefeiert wird.
D'rum ist das Haus der heiligste der Orte,
Der Liebe Altar und des Himmels Tempel,
Und sei das Haus die ärmste, kleinste Hütte."

1. Haussegen.

**Wo Glaube, da Liebe,
Wo Liebe, da Friede,
Wo Friede, da Segen,
Wo Segen, da Gott,
Wo Gott, keine Not.**

2. Segen und Unsegen eines Hauses.

Ein Greis erzählte: Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und habe mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen und dem Gottlosen ergehe. Ich habe die Knaben meines Dorfes mit mir aufwachsen sehen; ich sah sie Männer und Greise werden, und nun habe ich sie alle bis auf sieben zu Grabe begleitet. Gott, Du weißt, wann ich meinen Brüdern folgen soll! Meine Kräfte nehmen ab; aber mein Auge harret Dein, o Herr! Der Mensch ist wie eine Blume des Feldes, die am Morgen blühet, am Abend aber verwelket. O Herr, unser Herrscher, Du bist gnädig den Menschen, die auf Dich trauen; darum hoffet meine Seele auf Dich. Aber der Weg des Sünders führt zum Verderben.

Kinder meines Dorfes, o ihr Lieben! Lasset euch lehren, wie es den Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet! Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trotzten und ihre Liebe für nichts achteten, und allen, allen ist es am Ende übel ergangen. Ich kannte des unglücklichen Uli Vater; ich habe mit ihm unter einem Dache gewohnt und mit meinen Augen gesehen, wie der gottlose Sohn den armen Vater kränkte und

beschimpfte, und in meinem Leben werde ich es nicht vergessen, wie der alte, arme Mann eine Stunde vor seinem Tode über ihn weinte. Ich sah den bösen Buben bei seinem Begräbnis lachen. Kann ihn Gott leben lassen, den Bösewicht? dachte ich. Was geschah? Er nahm ein Weib, das viel Vermögen hatte, und war jetzt im Dorf einer der Reichsten und ging in seinem Stolz und seiner Bosheit einher, als ob niemand im Himmel und niemand auf Erden über ihm wäre. Ein Jahr ging vorüber; da sah ich den stolzen Uli bei dem Begräbnis seiner Frau heulen und weinen. Er mußte ihr Eingebrachtes ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben und war plötzlich wieder arm wie ein Bettler. In seiner Armut stahl er, und ihr wisset, welch ein Ende er genommen hat. Kinder! immer sah ich, daß das Ende des Gottlosen Jammer und Schrecken ist.

Ich sah aber auch den tausendfachen Segen und Frieden in den stillen Hütten der Frommen. Es ist ihnen wohl bei dem, was sie haben. Bei wenigem sind sie genügsam, und bei vielem werden sie nicht übermütig. Arbeit in ihren Händen und Ruhe in ihrem Herzen, das ist das Teil ihres Lebens. Sie genießen froh das Ihrige und begehren nicht, was ihrem Nächsten gehört. Der Hochmut plagt sie nicht, und der Neid verbittert ihr Leben nicht; daher sind sie immer frömmer und zufriedener und meistens auch gesünder, denn die Gottlosen. Sie besitzen auch des Lebens Notdurft sicherer und ruhiger; denn sie haben ihren Kopf und ihr Herz nicht bei Bosheiten, sondern bei ihrer Arbeit und bei den Geliebten ihrer stillen Hütten. So ist ihnen wohl im Leben. Gott im Himmel sieht herab auf ihre Sorge und auf ihren Kummer und hilft ihnen.

Kinder meines Dorfes und ihr Lieben! Ich sah viele fromme Arme auf ihrem Totenbette; aber ich habe nicht gefunden, daß einer, ein einziger von allen in dieser Stunde sich über seine Armut und über die Not seines Lebens beklagte. Alle dankten Gott für die tausend Proben seiner Vatergüte, die sie in ihrem Leben erfahren hatten. Pestalozzi.

3. Aus Schillers Glocke.

Der Mann muß hinaus
ins feindliche Leben,
muß wirken und streben
und pflanzen und schaffen,
erlisten, erraffen,
muß wetten und wagen,
das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,

die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
die züchtige Hausfrau,
die Mutter der Kinder,
und herrschet weise
im häuslichen Kreise
und lehret die Mädchen
und wehret den Knaben
und reget ohn' Ende
die fleißigen Hände
und mehrt den Gewinn
mit ordnendem Sinn
und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein
und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
und ruhet nimmer.

4. „Nur eine Hausfrau.“

Maria Susanne Scherr, geb. Kübler, gehörte zu den nicht gerade allzu zahlreichen Menschen, welche nicht verstehen, nicht verstehen wollen, was es denn Besonderes, was es Preiswürdiges sei, wenn man seine Pflicht erfüllt, auch mit blutendem Herzen, mit höchster Selbstverleugnung erfüllt. Ihre edle, stets sich gleich gebliebene Anspruchslosigkeit hat nie nach Lob verlangt.

Ihre ungewöhnlichen Geistesgaben hatten von seiten eines liebevollen Vaters schon frühzeitig eine sorgfältige Entwicklung erfahren.

In weiteren, weitesten Kreisen, soweit deutsch gesprochen wird, hat sie später die ihr angeborene Lehrgabe erfolgreich bethätigt, insbesondere mittels ihrer zwei bedeutendsten Bücher: „Das Hauswesen“ und „Das Buch der Mütter“. Tausenden und wieder tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und Müttern ist sie dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohlthäterin geworden, und gar mancher Familienvater hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der „Maria Susanne Kübler“ dankbar zu sein. Im Januar d. J. schrieb sie noch die Vorrede zur sechsten, sorgfältig verbesserten Auflage vom „Hauswesen“, dem sie das wie aus ihrem eigensten Wesen gesprochene Motto vorgesetzt hat: „Suche, gut zu sein; doch wünsche nicht, groß zu sein! Was einer Frau am besten ziemt, ist Zurückgezogenheit; ihre schönste Tugend häusliches Wirken, das, fern der Öffentlichkeit, jedes zu starke Licht scheut.“

So glaubte sie, so that sie, so war sie. Als eines Tages, — es war auf dem Weißensteine bei Solothurn, wo sie so gerne weilte — ein in Konstantinopel wohnender Deutscher, der sich ihr hatte vorstellen lassen, in warmen Worten ihr seine Dankbarkeit bezeigte dafür, was sie mittels ihrer Schriften an seinen Töchtern gethan, und dabei die „Schriftstellerin“ betonte, entgegnete sie mit jener Einfachheit, mit jener ungeheuchelten Bescheidenheit, welche alle ihre Freunde an ihr gekannt haben: „Ich bin keine Schriftstellerin. Ich bin nur eine Hausfrau, welche ihre Erfahrungen als solche und als Mutter auch anderen nutzbar zu machen versuchte, da es mich erbarmte, daß so viele Ehen zu unglücklichen werden nur darum, weil die jungen Frauen, nicht aus üblem Willen, sondern nur aus Unkenntnis und Ungeschicklichkeit, ihren Pflichten nicht nachkommen können, wie sie sollten und gewiß gerne wollten.“

Nur eine Hausfrau! Ja, eine solche, daß ich alle die Jahre lang, welche mit ihr zu verleben mir gegönnt war, gar nicht wußte, was es für kleine und große Haushaltsfragen gibt. Eine solche, daß sie alles und jedes bis zu ihrem letzten Tage mit unvergleichlicher Ein- und Umsicht, mit unermüdlicher Arbeitslust, mit taktvollem Ordnungssinn, mit gewissenhafter Sparsamkeit im Gange und Zuge erhalten hat. Und diese praktische Hausfrau war zugleich allem Schönen und Höheren mit offener Seele zugewandt. Und wie alle guten Menschen verstand und liebte sie innig das Leben der Natur. Auf unseren allsommerlich wiederholten Wanderungen durch die Alpenpracht ihres Heimatlandes, da ging ihr das Herz auf, und von ihnen brachte sie immer wieder jenen tapfern Mut mit heim, welcher in schwersten Prüfungen so groß und schön sich bewährt hat.

Nur eine Hausfrau! Ja, sie lebte der Überzeugung, daß das Haus das eigentliche Heim der Frau, die Stätte ihrer Wirksamkeit und ihres Glückes sei. Darum war ihr alles bloß auf Äußerlichkeit Abzielende, alles sich Vordrängende in tiefster Seele zuwider. Ihr Gefühl war tief und von edelster Selbstlosigkeit. Ihre Aufopferungswilligkeit kannte keine Grenzen. Ihre höchste Freude war, ihren Lieben Freude zu bereiten. Eine liebevollere Tochter und Schwester hat es nie gegeben. Ein treueres Mutterherz hat nie geschlagen, leider, ach, wohl selten auch ein schmerzensreicheres! Mir war sie die Lebensgefährtin im Hochsinne des Wortes, die Mitstreiterin, von der ich heute leidvoll dankbar bekenne, daß sie mir zur Seite stand und ging als der beste aller „guten Kameraden“, der jemals einem kämpfenden Manne zur Seite gestanden und gegangen „in gleichem Schritt und Tritt.“

Zürich, im März 1873. Nach Johannes Scherr.

5. Die drei Hausräte.

«Möcht' nur wissen, wie Ihr's anfangt, Nachbar, daſs Euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man findet doch nichts Besonderes an Euch und an dem, was bei Euch vorgeht? Wir andern arbeiten doch auch und lassen's uns sauer werden, wenn's an den Mann geht, und doch will's nicht flecken.» Der Nachbar antwortete: «Da wüſst' ich nicht, was schuld daran sein sollte; es müſsten denn gerade meine drei Hausräte sein, denen ich das alles zu verdanken habe!» — «Eure drei Hausräte? Wer sind denn die?»

«Nun — der Haushahn, die Hauskatze und der Haushund.» — «Geht mir, Ihr spasset!» «Nein, nein, 's ist purer Ernst. In aller Frühe, wenn der Tag anbricht, kommt der Haushahn und ruft: «Aufgestanden!» Darnach kommt die Hauskatz', sitzt unter den Ofen und putzt sich; die ruft: «Aufgeputzt!» Und endlich der Haushund; — der merkt auf jedermanns Ein- und Ausgang, kennt Freund und Feind und ruft: «Aufgepaſst!»

«Aha! Ich verstehe, Nachbar, was Ihr damit sagen wollt. Ihr meinet, daſs drei Dinge notwendig sind, um ein Hauswesen emporzubringen und in gutem Stand zu halten: Fleiſs, Reinlichkeit und Achtsamkeit!» «Wenn Ihr's so nehmen wollt, ist mir's auch recht; aber meine Hausräte lob' ich drum, weil sie mich alle Tage gemahnen, was zu thun ist; — ich könnt's sonst leicht vergessen.» (Karl Heinr. Caspari, geb 1815 zu Eschau (Unterfr.), † 10. Mai 1861 als Pfarrer zu München.)

6. Von der Ordnung.

Wie in der ganzen Schöpfung alles den Gesetzen einer ewigen Ordnung gehorcht, so soll ein Geist der Ordnung dem häuslichen Wirken der Frau einen erhöhten Wert verleihen und Ordnung die Bahn sein, auf welcher sich die kleine Welt, in der die Frau herrscht, still und sicher fortbewegt.

Ich möchte der Ordnung drei verschiedene Wirkungskreise zuteilen: nämlich das Thun, den Raum und die Zeit.

Ordnung im Thun, in der Arbeit der Hände, ist durchaus notwendig, wenn die Arbeit eine gelungene, eine dauerhafte sein soll. Erst dann gewährt uns der Fleiß Befriedigung, wenn er mit Ordnung verbunden ist, wenn dieses Geschwisterpaar bei Verschönerung unseres Haushaltes mitwirkt, uns unsere Häuslichkeit freundlich, gemütlich und folglich auch lieb macht. Eine tüchtige Hausfrau soll sich schon um der Zeitersparnis willen einer pünktlichen Arbeit befleißen und dieselbe auch

von den ihr behilflichen Personen fordern. Unordnung und Nachlässigkeit verschlingen Zeit und Geld in erschreckender Weise; sie nagen, einem zerstörenden Wurme gleich, an unserem Vermögen; denn die zahllosen, kleinen Verluste, die sie uns bereiten, summieren sich mit der Zeit zu einem nicht geringen Kapitälchen; ja es mag eine unordentliche Frau sonst noch so sparsam sein — was indes bei gänzlichem Mangel des Ordnungssinnes immer eine Seltenheit ist — sie ist dennoch eine Verschwenderin.

Ordnung im Raum ist wiederum ein wesentliches Gebot, das die Frau zu beobachten hat. Ordnet sie in Zimmer und Küche ihr Geräte, in Kasten und Kommoden ihre Kleider und ihr Weißzeug gehörig, so wird sie sich vielen Platz ersparen und die Haushaltungsgegenstände lange ansehnlich erhalten. Diese an die Frau gestellte Forderung ist gewiß ein mächtiger Hebel, alles nett und zierlich eingerichtet zu halten, und ich meine, man müsse im aufgeräumten Stübchen weit leichter atmen, als wenn alles bunt und wirr durch einander liegt. Die Ordnung im Raume wird am leichtesten erzielt, wenn man jedes Geräte, jedes Stück Weißzeug, jedes Kleidungsstück, sobald man es nicht mehr vonnöten hat, an seine gehörige Stelle zurückbringt. Auf solche Weise wird sich selten etwas verlieren, dir aber wird viel Zeit und mancher unnötige Ärger erspart werden. Dabei ist die Mühe des Aufräumens eine geringe; lässest du aber Stück auf Stück sich anhäufen, so wird es dir immer schwerer fallen, den Knäuel zu entwirren.

Unter Ordnung in der Zeit endlich verstehe ich eine genaue Einteilung der Tagesgeschäfte. Frauen, welche diese Regel beobachten, vermögen selbst in beschränkten Verhältnissen ihr Hauswesen stets in bester Ordnung zu halten und finden dabei oft noch Zeit zur Ausübung eines Berufsgeschäftes, was eine willkommene weitere Erwerbsquelle eröffnet, oder, wo dies nicht notwendig ist, Zeit zur Erholung und geistigen Fortbildung, während andere, die ihre Zeit nicht einzuteilen verstehen, mit ihren Geschäften nie fertig werden, von kleinen Haushaltungssorgen fortwährend belästigt, keine Stunde der Ruhe und Muße erübrigen und somit auch ihres Lebens nie recht froh werden. Nichts greift störender in den Gang der Hausgeschäfte ein, als wenn alles zur unrechten Zeit geschieht, das letzte zuerst vorgenommen und gar vielerlei zumal angefangen und nichts ganz abgethan wird. Die tüchtige Hausfrau muß vor allem früh aufstehen und hierin den Ihrigen mit gutem Beispiel vorangehen. Der Vormittag sei ungestörter, ununterbrochener, nützlicher Arbeit gewidmet; wer diese Zeit vertändelt, verliert den ganzen Tag und wird nichts Erhebliches zustande bringen. Vor allen Dingen sehe man darauf, daß die zum Mittagessen bestimmte Zeit eingehalten werde. Die

Zeit nach dem Mittagessen wird zunächst der Instandsetzung der Küche, dem Herbeischaffen von Vorräten an Holz und Wasser zu widmen sein; den Rest des Tages füllen unumgänglich notwendige Handarbeiten, wie Ausbessern der Wäsche und Kleider u. s. w. aus.

Wie der Tag, so hat in geregelten Haushaltungen auch die Woche ihre Arbeitseinteilung. Diese muß nach einem festen Plane gemacht werden und sich nach der Lage, den Verhältnissen und der besonderen Beschaffenheit eines Hausstandes richten. Verständige Überlegung und weise Ausnutzung gemachter Erfahrungen werden hierin zu den besten Erfolgen führen. Ein Grundsatz, der fast alles einschließt, was sich über eine gute Ausnutzung der Zeit sagen läßt, ist: „Das Mögliche gleich!"

Nach Kübler und Klenke.

7. Häusliche Einrichtung.

Das Haus ist recht eigentlich die Welt der Frau, und sie muß darauf bedacht sein, diese kleine Welt sich selbst und den Ihrigen zum liebsten Aufenthaltsorte zu machen.

Man liebt heutzutage den Schein der Wohlhabenheit, und manche Familie opfert diesem Schein ihr Glück, indem sie den Wohnraum in einer Weise ausstattet, welche ihre Mittel übersteigt.

Strenge Ordnung und Sauberkeit, Geschmack am Einfachen, ein freundlicher Sinn — das sind die guten Geister eines behaglichen Heims. Wo aber nur die Besuchs- und Wohnzimmer, nicht auch die Räume, welche fremden Augen weniger zugänglich sind, geordnet und sauber gehalten werden, da ist die Hausordnung nur Schein und der Sinn der Hausfrau für Ordnung nicht erzogen.

Die Ausstattung der Wohnung sei einfach, dauerhaft und geschmackvoll. Nicht die Zierlichkeit und Menge der Geräte machen einen Raum angenehm und wohnlich, sondern ihre Übereinstimmung in Farbe und Form, ihre zweckmäßige Verteilung und ihr richtiges Verhältnis zu einander und zu dem Raum, in welchem sie sich befinden. Viele Frauen glauben ihr Wohnzimmer dadurch zu schmücken, daß sie es mit Nippsachen und Stickereien überfüllen. Einmal sind diese Sachen dem Staube sehr ausgesetzt; dann aber machen viele kleine Gegenstände, wie auch die Überladung der Wände mit Bildern, einen Raum unruhig und beengen ihn. Schwere Vorhänge sperren Luft und Licht ab und sind Staubfänger. Teppiche, die zur Winterszeit allerdings angenehm sind, müssen wenigstens fleißig aufgenommen und im Freien ausgeklopft werden, damit sich nicht Staub und feine Fäserchen in ihnen anhäufen, welche durch die Luft in Auge und Lunge geraten.

Zur guten Hausordnung gehört vor allem auch das Bemühen der Frau, ihre Möbel zu schonen und so stets in gutem Stande zu erhalten. Dazu ist unter anderm das Abhalten der direkten Ofenwärme sowie des grellen Sonnenscheins, ferner das Schließen der Fenster bei heftigem Stauben, sowie das sorgsame Abbürsten der Polster und das tägliche Abwischen der Möbel mittels weicher, reiner Tücher erforderlich. Fleißige Lüftung der sämtlichen Wohngelasse, gründliche Reinigung aller Räume und Geräte in angemessenen, kurzen Zeiträumen ist ein sichereres Mittel, sie vor ungebetenen Gästen zu bewahren, und macht weit weniger Mühe, Kosten und Ärger, als wenn man später zum Gebrauch der teueren, lästigen und meist doch vergeblichen Vertilgungsmittel gezwungen wird.

8. Der Wohnraum und die Luft.

Die Stubenluft bleicht die Wangen; freie, sauerstoffreiche Luft rötet sie. Dazu kommt, daß mit dem Aufenthalte in der freien Luft gewöhnlich eine lebhaftere Körperbewegung, eine frischere Thätigkeit unserer Muskeln, ein volleres Atmen und ein regerer Blutkreislauf verbunden ist und im Gegensatze dazu mit dem Aufenthalte in der Stube eine einseitige Anstrengung bestimmter Muskeln oder einzelner Sinnesorgane, oder des Denkens, oder auch eine sitzende Haltung mit flacher Atmung und träger Blutbewegung. Alle diese Umstände sind für unser Wohlbefinden von der größten Bedeutung. Weitere Erfahrungen sind, daß überhaupt alle Krankheiten besser heilen, wenn den Kranken möglichst viel von der Luft aus dem Freien zugeführt wird, und daß Krankheitskeime in unreiner Zimmerluft leichter zur Entwickelung kommen, als in reiner. Unreine Stubenluft schwächt den Körper; er ist dann weniger widerstandsfähig, wenn zufällige Schädlichkeiten ihn treffen.

Niemals besitzt die Luft in unsern Wohnungen die volle Reinheit wie die Luft im Freien; dort herrscht selbst bei Windstille ein reger Luftwechsel, ein fortwährendes Ab- und Zuströmen der einzelnen Teilchen des Luftmeeres. Daher ist unser Körper im Freien jeden Augenblick von einer neuen Luftmasse umgeben, und die Ausdünstungsstoffe, welche wir mit unserem Atem oder sonst wie nach außen abgegeben haben, werden ebenso häufig und schnell aus unserer Nähe fortgeführt. Wir atmen immer wieder andere Luft. — In den Stuben dagegen findet eine so schnelle Erneuerung der Luft nicht statt, und wir atmen in ihnen Luft, in der sich Ausdünstungsstoffe angehäuft haben, Luft, die bereits teilweise geatmet worden ist, sei es von uns, sei es von andern. Unsere eigenen Ausdünstungsstoffe sind nun besonders giftige, wenn wir an ansteckenden Krankheiten leiden, wie Pocken, Scharlach, Masern, Flecktyphus, Unterleibstyphus, Keuchhusten und Diphtheritis. Je mehr sich die von uns ausgehenden Ansteckungsstoffe in dem Zimmer anhäufen, um so gefährlicher wird der Aufenthalt in demselben für andere Personen, und desto sicherer werden die genannten Krankheiten auf Zimmergenossen übertragen. Der Auswurf der Schwindsüchtigen kann Gesunde schwindsüchtig machen, wenn seine giftigen Bestandteile in getrocknetem Zustande der Luft sich bei-

mengen und eingeatmet werden. Liegt ferner ein Kranker, der an Unterleibstyphus leidet, in einer kleinen, unsauberen, schlecht gelüfteten Stube, so entwickelt sich nicht selten eine Stubenepidemie von Unterleibstyphus, und die andern Bewohner desselben Raumes werden dann ebenfalls von diesem Leiden befallen. Daher ist bei solchen Krankheiten unreine Zimmerluft doppelt gefahrvoll, einmal für den Kranken, weil der Verlauf der Krankheit dadurch verschlimmert, das andere Mal auch für die Familie, weil dadurch eine Ansteckung leichter vermittelt wird.

Aber auch ganz gesunde Personen verunreinigen die Luft. Da wir Kohlensäure ausatmen, so wird um so mehr Kohlensäure in der Wohnungsluft sich anhäufen, je weniger sich die Luft erneuert. Der Kohlensäuregehalt der Luft im Freien beträgt $^4/_{10\,000}$; die Zimmerluft ist schon unbehaglich, wenn sie mehr als $^1/_{1000}$ ihrer Masse Kohlensäuregehalt enthält.

Sauerstoff ist die Lebensluft, Kohlensäure aber die Totenluft.

Wenn wir nun wissen, daß die Luft im Freien gesünder ist als die innerhalb unserer Wohnungen, so folgt daraus die Notwendigkeit, zunächst uns so viel als möglich im Freien aufzuhalten, dann aber, weil wir einmal die Stuben nicht entbehren können, die Luft in den letzteren möglichst rein und frisch zu erhalten. Die Mittel dazu sind:

1. daß nicht zu viele Menschen darin verweilen,
2. daß für kräftigen Luftwechsel gesorgt wird,
3. daß die größte Reinlichkeit herrscht.

Sehr häufig wird der Fehler gemacht, daß die kleinsten Stuben der Wohnung als Schlafstuben benutzt werden. Gerade während der Nacht halten wir uns am längsten und ausdauerndsten in demselben Zimmer auf, und wir werden deshalb auch am meisten von der Luft der Schlafstube beeinflußt. Räume, die nur kurz vorübergehender Benutzung dienen, dürfen klein sein; aber das Schlafzimmer muß vor allem große Lufträume bieten; je größer, desto besser. In vielen Wohnungen findet man das beste Zimmer als sogenannte Prunkstube gewöhnlich abgeschlossen und die gesamte Familie in engen Räumen zusammengedrängt. Tritt man früh morgens in eine noch nicht gelüftete Schlafstube, in welcher auch nur ein einziger Mensch geschlafen hat, so ist die Luft unerträglich. Glücklicherweise vollzieht sich nun etwas Lüftung auch ohne unser Zuthun von selbst durch die Fugen und Spalten in Fenster und Thüren, selbst durch die Poren der gesamten Wände. Wenn nicht auf diese Weise die Natur für den Zutritt der frischen Luft in den Wohnungen sorgte, so würden noch mehr Menschen krank werden.

Eine weitere natürliche Ventilation kann mit der Zimmerheizung in Verbindung gebracht werden, wo der Ofen vom Zimmer aus geheizt wird. In einem luftdicht abgeschlossenen Ofen würde kein Feuer brennen. Der Luftzug im Ofen nämlich, der das Feuer anfacht und nährt, stellt sich dadurch her, daß fortwährend die kältere, schwerere Luft aus der Stube die heiße, leichtere Luft im Ofen nach dem Schornsteine verdrängt. Die Stubenluft aber würde nicht in Bewegung kommen, wenn sie nicht selber von den außerhalb der Stube befindlichen Luftmassen gedrückt und gedrängt

würde. Wir sehen also, daß die Ofenheizung ein kräftiges Mittel der Lufterneuerung in unsern Wohnungen ist. Einerseits führt sie Temperaturunterschiede herbei, welche die natürliche Ventilation fördern, anderseits entfernt sie die verbrauchte Stubenluft nach dem Schornsteine.

Die einfachste Lüftungsmethode ist das Öffnen der Fenster, und dies kann bei milder Witterung, bei Nacht wie bei Tage, nie zu viel geschehen. Es können ferner statt der Glasscheiben sogenannte Fliegenfenster eingesetzt oder bei geöffneten Fenstern Rouleaux oder Jalousien herabgelassen werden.

Die dritte Bedingung für Reinhaltung der Luft ist die Reinlichkeit in der Wohnung, im Gange, im Hofe; nicht eine Reinlichkeit, wobei allzuviel Wasser verbraucht wird, denn das macht die Luft feucht, und allzuviel Feuchtigkeit in der Wohnung ist schädlich. Aber es darf auch nicht zu wenig Wasser benutzt, der Boden nicht gefegt werden, daß Staubwolken umherwirbeln. Denn der Staub, eine bunte Sammlung von Fäserchen, von Kohlenstückchen, Kalkteilchen, von Pflanzenteilchen u. dgl. ist der Gesundheit schädlich. In neuerer Zeit legt man zwar größeres Gewicht auf die richtige Abortanlage unserer Wohnungen; allein unrichtige oder nachlässige Behandlung können hier immerhin noch Schaden bringen; es ist daher stets darauf zu sehen, daß dieser Raum selbst fortwährend gelüftet und durch sorgsame Abschließung gegen die angrenzenden Wohnräume die Luft derselben nicht beeinflußt werde, ferner daß niemals Abfallstoffe von Haus und Küche auf dem kürzeren Wege des Abortes entfernt werden und endlich, daß man sich von Zeit zu Zeit jener Desinfektionsmittel bediene, die zur Zerstörung gefährlicher Keime in diesen Räumen zur Verfügung stehen. (Nach Dr. J. Jakobi.)

9. Pflege der Zimmerpflanzen.

Teure Nichte!

Du thust mir in Deinem letzten Briefe die Ehre an, mich eine Kunstgärtnerin zu nennen und beklagst Dich, daſs Du kein Glück in der Pflege von Zimmerpflanzen habest und Dir groſse Kosten erwüchsen, wenn Du diesen Schmuck Deines jungen Heims stets erneuern wolltest.

Das Geheimnis meines Erfolges, liebe Anna, liegt vielleicht eben darin, daſs ich die Pflanzen nicht in erster Linie als Schmuckgegenstände betrachte, sondern sie, ich möchte sagen, als empfindende Wesen, um ihrer selbst willen mit Liebe und Sorgfalt pflege, um so mehr, als einige derselben teure Andenken an liebe Bekannte sind.

Von Herzen gern will ich Dir übrigens einige Anhaltspunkte für die Behandlung von Topfgewächsen erteilen.

Hauptbedingungen für das Pflanzenleben sind Licht, Luft und Wasser. Stelle die Gewächse möglichst nahe ans Fenster, im Sommer an das geöffnete, im Winter dagegen rücke sie stets

bei Seite, ehe du die Fenster öffnest! Bei den sogenannten Butzenscheiben ist Vorsicht zu beobachten. Die Pflanzen müssen bei direkten Sonnenstrahlen von denselben weggestellt werden, da diese Scheiben wie Brenngläser wirken und dadurch braune Flecken auf den Blättern entstehen.

Aufser den genannten hin und wieder nötigen Platzveränderungen belasse man aber die Pflanzen möglichst ruhig an einer sichern Stelle, wo sie nicht durch Anstreifen an den Blättern beschädigt werden. Namentlich bewahre man sie vor schroffem Temperaturwechsel.

Vielfach wird bei der Pflege von Topfgewächsen dadurch gefehlt, dafs man in übertriebenem Eifer die Pflanzen zu viel giefst. Lieber haben dieselben einige Stunden zu trocken als fortwährend zu viel Wasser. Denn dadurch wird die Erde sauer, die Wurzeln werden faul, und die bekannten Regenwürmer gedeihen bestens. Diese selbst schaden der Pflanze nicht, wohl aber die übergrofse Nässe. Giefse also die Gewächse nur, wenn sie wirklich dürsten, und zwar am besten morgens und abends, nie bei direktem Sonnenschein und weder mit allzu kaltem, noch auch zu warmem, sondern mit gestandenem Wasser. Schon gekochtes und abgekühltes Wasser hat viele Bestandteile verloren, die zur Nahrung der Pflanzen dienen. — Die Menge des Wassers, das zum Begiefsen nötig, richtet sich auch nach der Art und Gröfse der Pflanze, sowie nach der Temperatur des Zimmers. Ist ihr Topf aus Erde und im Verhältnis zur Pflanze klein, so mufs diese öfters gegossen werden, als wenn sie einen Holzkübel oder einen gröfsern Topf hat. Im warmen Zimmer und bei geöffnetem Fenster giefse man öfter als im kalten und geschlossenen Raume. Die Gründe hierfür wirst Du, liebe Anna, leicht selbst finden.

Nun folgt noch ein wichtiger Punkt, der teils aus Unkenntnis, teils aus Bequemlichkeit vielfach übersehen wird. Sowie nämlich in der Natur die Gewächse zeitweise durch den Regen gereinigt werden, so mufs man auch Zimmerpflanzen von Zeit zu Zeit waschen. Dies geschieht mittels eines nassen Schwammes indem man vorsichtig, das Blatt mit der Hand haltend, von der, Hauptrippe weg nach aufsen fährt. Trockenes Abreiben ist nicht ratsam, weil dadurch das Zellengewebe warm gerieben und das Absterben des Blattes veranlafst wird.

Bei warmem, nicht allzu heftigem Regen ist es sehr gut, die Zimmerpflanzen ins Freie zu stellen, doch nicht allzulange.

Das Versetzen besonders wertvoller Pflanzen überlassest Du, liebe Anna, am besten dem Gärtner, da für gewisse Pflanzengattungen verschiedene Erde erforderlich ist. Oder willst Du es durchaus selbst besorgen, so gib beim Kaufen der Erde die Gewächse an, für welche Du sie brauchst. Ist die Pflanze gesund, so erhält sie beim Verpflanzen einen gröfseren Topf; ist aber ein Teil der Wurzeln faul und mufs er daher entfernt werden, so nimmt man einen kleineren Topf. Das Versetzen geschieht vom März ab, jedoch nicht mehr im Spätherbst oder Winter.

Eine ganz besondere Freude bereiten mir meine eben jetzt in prächtigem Farbenspiel prangenden Blumenbretter vor den Fenstern, die mir schon manches Lob meiner Besucher eingetragen und manchen Ruf der Bewunderung von Vorübergehenden veranlafst haben. Es ist dies mein kleines Hausgärtchen, auf das ich stolz bin. Die Blumenstöcke sind nicht in einzelnen Töpfen, sondern gleich in ein Kistchen aus Holz gepflanzt, da sie in diesem Falle weniger Wasser nötig haben, als in ersterem. Morgens und abends begiefse und überspritze ich sie je nach Trockenheit der Witterung mehr oder weniger. Da sie an der Südseite des Hauses angebracht sind, so mufs ich sie im Hochsommer gegen die Mittagssonne durch Fensterschirme schützen.

In einem meiner Kistchen habe ich z. B. 3—4 Geranien (scharlachrot, rosa, salmfarbig und weifs), 1 gelbliches oder weifses Chrysanthemum, 1 blaue und 1 rosa Hortensie, 2—3 farbige Fuchsien, 2 blaue Lobelien, 1 Vanille, Epheu geranium etc. etc., was eine vorzügliche Farbenwirkung hervorbringt.

Ich möchte Dir dringend empfehlen, einen solch reizenden Zimmerschmuck anzuschaffen und bin herzlich gern bereit, Dir einige Ableger von meinen Geranien und Hortensien zu schicken.

Wenn Dir auch nicht gleich alles aufs beste gelingt, so darfst Du Dich, meine Liebe, nicht entmutigen lassen. Durch Fehlen lernt man. Und die Pflege der Pflanzen ist ein wahrer Quell der Freude für den Naturfreund. Er liebt die jungen, zarten Spröfslinge, die seine verständige, liebevolle Fürsorge durch ihr fröhliches, kräftiges Gedeihen dankbar belohnen, und die allmähliche Entwickelung jedes neuen jungen Lebens erfüllt ihn mit inniger Freude.

Sollte mein Brief dazu beigetragen haben, in Dir, teure Anna, lebendiges Interesse für die Pflanzenkultur zu erwecken, so würde mir dies zu inniger Befriedigung gereichen. Da Du alles, was Du einmal begonnen, mit bekanntem Feuereifer betreibst, so hege ich fast schon die heimliche Besorgnis, mich in Bälde von Dir überflügelt zu sehen. Bei einem Besuche, den ich hoffentlich nächstes Jahr werde ausführen können, werde ich mich ja von dem Erfolg meiner Bemühungen überzeugen. Unterdessen sei nebst den lieben Deinen herzlich gegrüſst von Deiner Blumentante

Flora.

10. Die Sparsamkeit.

Sparsamkeit ist die Grundbedingung einer guten Führung des Hauswesens. Die Einnahmen müssen zusammengehalten und wirtschaftlich gut verwendet werden. Dies geschieht in erster Linie durch ein vernünftiges Rechnungswesen. In einem Hausstande ist genau zu erwägen, welche Summe die jährlichen Einkünfte zur Bestreitung des Haushaltes zu verwenden gestatten, damit die Ausgaben stets in einem richtigen Verhältnisse zu den Einnahmen stehen. Nach dieser Summe hat dann die Hausfrau die Haushaltung und ihre ganze Lebensweise einzurichten.

Das Monatgeld teile sie in verschiedene Kassen ab, deren ungefähren monatlichen Bedarf sie im voraus berechnet. Die erste Kasse sei für die Hausmiete bestimmt, die zweite für Holz und anderes Brennmaterial, die dritte für Kleider und Wäsche, die vierte für Dienstlöhne, die fünfte für die täglichen Bedürfnisse und die sechste für besondere Ausgaben.

Diese Einrichtung mag zwar auf den ersten Blick etwas umständlich erscheinen; man wird jedoch bei Befolgung derselben die großen Vorteile, die sie bietet, einsehen lernen. Auf solche Weise ist man stets auf alle Fälle hin versehen, hat immer einen baren Bestand, kommt mit dem Zahlen nie in Verlegenheit, hat eine klare Übersicht, was man für dies oder jenes aufwenden darf und kann mit dem Erübrigten von dem einen Monat decken, was der andere etwa mehr erfordert. Man richte die Ausgaben jeder Kasse genau so ein, daß man nie oder nur selten aus der einen oder anderen Kasse entlehnen muß, denn nur schwer ist das daraus Entnommene wieder zu ersetzen.

Gehe nicht leichtsinnig über die täglichen kleinen Ausgaben hinweg, sondern bedenke, daß die Pfennige sich zu Mark summieren! Die Wirtschaftlichkeit einer Frau bewährt sich am besten bei ihren laufenden kleinen Auslagen, die nicht selten oft gar zu leichten Sinnes gemacht werden, während man sich zu den großen monatlichen oder jährlichen festen Ausgaben nur nach reiflicher Überlegung herbeiläßt.

Die Ausgaben verbuche sorgsam und versäume weder den täglichen Eintrag, noch den monatlichen und jährlichen Abschluß deiner Wirtschaftsbücher. Nur so kannst du wissen, ob dein Hausstand sich gebessert oder verschlechtert hat, ob du sparsam und deinen Verhältnissen angemessen oder über das Maß hinaus gewirtschaftet hast; in der Unkenntnis über solche Dinge liegt die größte Gefahr für den anfangs unmerklich fortschreitenden, dann aber jähen und nicht mehr aufzuhaltenden Ruin der Familie.

Bezüglich des Einkaufs der Waren beachte man folgende allgemeine Regeln:

1. Man kaufe die Ware zu rechter Zeit und am rechten Orte; z. B. Heizmaterial am besten im Sommer oder Herbst; Vorräte für den Winter, wie Obst, Kartoffel, Gemüse zum Einmachen ꝛc. ꝛc., wenn dieselben nach der Ernte massenhaft auf den Markt gebracht werden. — Der rechte Ort ist nicht da, wo es auffällig billiger ist als überall; ungewöhnlich niedere Preise erwecken beim umsichtigen Käufer immer Argwohn gegen die Güte und Echtheit der Ware. Es ist ferner nicht ratsam, auf Messen oder bei Hausierhändlern zu kaufen, weil man dabei leicht übervorteilt und hintergangen werden kann. Das Einkaufen auf Versteigerungen verleitet zu unnützen Ausgaben und raubt viel Zeit.

2. Für den Einkauf von Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Brennmaterialien wähle man wo möglich bestimmte Kaufleute, Handwerker und Lieferanten, weil man als ständiger Kunde von denselben weit zuvorkommender behandelt und eher berücksichtigt wird, als wenn man nach Laune oder Zeitungsreklame heute hier, morgen dort einkauft und so überall ein fremder Käufer ist.

3. Wo es die Verhältnisse erlauben, und wo die nötigen Räumlichkeiten zur zweckmäßigen Aufbewahrung der Lebensmittel vorhanden sind, ist es besser, im großen und in Vorräten zu kaufen, weil durch den Kleinverkauf die Waren verteuert werden und über der Besorgung viel Zeit verloren geht.

4. Die Hausfrau verlege sich nicht auf gewohnheitsmäßiges Feilschen, jenes halsstarrige und abquälende Handeln, welches aus mißverstandener Sparsamkeit hervorgeht und Mißtrauen gegen den Verkäufer zeigt. Vor Handlungen, in welchen vorgeboten und abgehandelt wird, ist zu warnen; man kauft in denselben teurer, als in solchen mit festen Preisen.

5. Einer der vorteilhaftesten Grundsätze im geregelten Haushalte ist das Barzahlen bei Einkäufen, namentlich von Lebensmitteln. Man kaufe nichts, was man nicht bar bezahlen kann. Das Hinausschieben der Bezahlung nötigt den Verkäufer, die Ware teurer zu geben, und nichts ist unerquicklicher als eine Zahlungsleistung für etwas, das bereits verbraucht ist.

6. Die Hausfrau thut wohl, sich bei größeren Einkäufen eine quittierte Rechnung geben zu lassen, die ihr bei etwaiger nochmaliger Forderung als Beleg der geleisteten Zahlung dienen kann. Solche Quittungen sollten mindestens zwei Jahre lang in einer eigens hierzu bestimmten Lade aufbewahrt werden.

7. Kaufe nichts, was du nicht notwendig brauchst, sonst wirst du bald das Nötige verkaufen müssen. —

Aber nicht bloß auf das Geld soll sich die Sparsamkeit beschränken; sie muß sich auf alles erstrecken, was Geldeswert hat, sowie auf richtige Ausnutzung der dem Gelde gleichen Zeit. Sparsame Ausnutzung der Zeit vermehrt das Kapital eines Hausstandes nicht weniger als Sparsamkeit im Gelde. Auch auf das Kleinste muß die Hausfrau ihren Blick richten; es darf im Hauswesen nichts geschehen, was sie nicht erführe, was nicht von ihr ausginge; sie darf auch das scheinbar Geringfügige nicht verkommen lassen, sei es an Wäsche, Kleidung, Nahrungsmitteln; für irgend einen nützlichen Zweck wird es noch brauchbar sein. Was z. B. von Nahrungsmitteln nicht mehr für den Tisch verwendbar ist, ist es noch für das Vieh; was diesem nicht mehr genügt, wird, wenn ein Garten vorhanden ist, als Dünger wertvoll bleiben.

Zur Sparsamkeit gehört ferner die Schonung aller Gegenstände und die Erhaltung derselben in einem guten Zustande. Dies bezieht sich auf Wohnung, Kleidung, Möbel, Haus- und Küchengeräte, Leinwand und Betten. Wie kann von Sparsamkeit die Rede sein, wenn die Frau die Reinigung ihrer Wohnung und Geräte nicht überwacht, wenn die Besorgung der Kleider und Betten, das Aufwaschen, Putzen der Küchengeschirre u. s. w. allein fremden Leuten überlassen bleibt, wenn die Frau das Kellergewölbe, den Holz- und Bodenraum niemals betritt und vom Zustande ihrer Betten und Wäschestücke, von ihren Keller- und Heizmaterialvorräten nur durch die Magd erfährt?

Die Frau muß um so sparsamer sein, in je kleineren Verhältnissen sie lebt. Sie hat die schwere Aufgabe, mit wenigem zu sparen, ohne das Notwendige entbehren zu lassen. (Nach Kübler und Klenke.)

11. Das Bild der Mutter.

Meine Mutter war ein Bild der Liebe, der Demut und der stillen Gottergebenheit, wie kaum eine andere Frau, welche ich kennen gelernt habe. Das war eine Liebe, welche wenig Worte machte, sondern immer nur in ihrem Herzen sprach: „Herr Jesu! ich, deine arme Magd, will ganz dein sein; hier bin ich: leite du mich nach deinem Wohlgefallen!“ Dieser stillen Seele schien alles, was dem Zorn, dem Haß, ja nur dem

heftigen Unwillen gleicht, gänzlich fremd, ja unmöglich zu sein, und ich habe nie ein hartes Wort über ihre Lippen gehen hören. Wenn der Vater, in dessen Natur eine starke Anlage zu heftigen Aufwallungen lag, je zuweilen aus menschlicher Schwäche auch ein heftiges Wort gegen sie sprach, da schwieg sie wie ein Lamm und that ihren Mund nicht auf. Mit den Dienstboten und Arbeitern zankte sie nie, sondern verwies ihnen das, was unrecht war, mit sanftem Ernste. Sie urteilte nie hart über einen abwesenden Menschen und mochte dies Urteilen auch an anderen nicht leiden.

Und dennoch hat wohl selten eine Frau in ihrer ganzen Umgebung so viel willige Unterwürfigkeit und Gehorsam, so viel Ehrfurcht und Liebe gefunden, als diese. Viele rohe Dienstboten wurden in ihrem Haushalt gar bald sanft und gut und von dem Geiste der Gottesfurcht, des Fleißes und der Ordnung ergriffen, der von der Frau des Hauses ausging. Unser lieber Herr hat unter seinen Menschen zuweilen solche, durch welche er nur wohlthun und segnen, gar nicht strafen will. Ein solches Geschöpf voll Liebe und Segen war meine Mutter. Sie vermochte selbst uns Kinder nicht auf die gewöhnliche Art zu strafen, sondern dieses Strafamt übte der Vater stark und kräftig; die Mutter aber ward durch unsere Unarten nur betrübt und in sich gekehrt; und wenn wir Kinder dies bemerkten, that es uns weher, als des Vaters Zucht und Strafe; denn wir hatten die Mutter gar lieb. Zuweilen aber, als die Kinder größer und den gewöhnlichen Strafen entwachsen waren, sprach bei ihren Fehltritten die Mutter ein Wort von so nachdrücklicher, tief eindringender Art, daß der Eindruck davon noch jetzt feststeht, wo diese alten Kinder schon mit grauen Haaren einhergehen. Oder sie sah uns mit einem Blicke an, in welchem eine Kraft lag, die uns wie ein treuer Wächter nachging auf allen unsern Wegen und wie mit einem starken Arm uns zurückhielt vom Bösen. Ich weiß mich noch jetzt eines solchen Blickes zu erinnern, der mich tiefer beschämt hat und in diesem Augenblick noch tiefer und inniger beschämt als alles, was mich jemals vor dem Angesichte der Menschen beschämt und gedemütigt hat. Und was war es denn, was diesen Augen eine solche Kraft gab? Das war der Geist der Reinheit und Lauterkeit, welchen Gott in einem seltenen Maße dieser Seele gegeben hatte; und jene andere Kraft, welche wie der Arm eines Wächters die Kinder erfaßte und auf ihren Wegen begleitete, das war die Kraft des inbrünstigen Gebets und der ernstlichen Fürbitte bei Gott für diese Kinder.

Wohl wenig Frauen haben so wenig gesprochen und so viel gethan wie meine Mutter. In ihren jüngeren Jahren, als der Vater ein sehr dürftiges Einkommen und dabei ein saures Amt hatte, erwarb die

Mutter öfters mit der Nadel bei nächtlicher Lampe, wenn die sechs Kinder und auch der ermüdete Vater schon längst schliefen, das, was diese sieben am Tag erquicken und bekleiden sollte. Ihre eigene liebste Erquickung bei der Arbeit waren die Loblieder, die sie ihrem Herrn mit sanfter Stimme sang; und diese Loblieder waren auch, besonders in den Morgen- und Abendstunden, fast ihre einzige Unterhaltung, wenn sie mit ihren frühe zum Fleiß gewöhnten Töchtern beim Arbeitstische saß. Wenn dann ein solches Lied geendigt war, dann schwieg sie meist gern und lang; denn ihr Herz und ihre Gedanken waren und blieben am liebsten bei dem, der ihres Lebens Trost und Lust und ihr Teil war. Darum lag ein solcher Segen auf allem, was diese fleißigen Hände thaten; denn es geschah alles im Gebet und Glauben. Gottes und der Menschen Wohlgefallen weilte gerne bei dem Anblick des Friedens, der Ordnung und musterhaften Reinlichkeit, welche allenthalben in dem Hause wohnten. In ihrer früheren Armut, wie in dem nachmaligen mäßigen Wohlstand war sie eine Mutter der Verlassenen und Armen; weder Armut noch Reichtum konnten sie hindern, wohlthätig zu sein gegen jedermann. Als sie in ihren letzten Lebensjahren Witwe geworden, da blieb sie fast ohne Aufhören im Gebet. Nächst der heiligen Schrift und dem Singen der Loblieder beschäftigte sie sich zuletzt mit dem Lesen des Thomas von Kempis*).

(Schubert.)

12. In der Kinderstube.

„Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe sie Tag und Nacht um dich und liebe sie, und laß dich lieben einzig schöne Jahre!"

A. Körperliche Kinderpflege.

Die Kindererziehung ist ein so heiliges Amt, daß wir nur mit dem größten Ernste und der größten Sorgfalt an dasselbe herantreten sollen. Müttern, Schwestern und Kindermädchen fällt diese schwere Aufgabe zu. Mit dem Kinde haben wir die Zukunft in der Hand, den Geist des Vaterlandes, das Wohl der Menschheit. So weittragend ist deine Thätigkeit in der Kinderstube, weibliches Geschlecht; darum wirke hier mit der ganzen Liebe und Wärme deines Gemütes, mit der ganzen Verständigkeit deines Wesens!

Die Kinderpflege ist eine zweifache, die körperliche und die geistige. Da nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen kann, darf keine der beiden vernachlässigt werden. Wir wollen uns vorerst mit der ersteren befassen.

Die naturgemäße **Ernährung** des Kindes ist und bleibt unter allen Umständen die, welche die Natur selbst dem Säuglinge bereitet. Nur wo

*) Thomas von Kempis oder Kempen war ein frommer Augustinermönch im Kloster Kempen bei Köln, † 1471. Sein Buch von der Nachfolge Christi enthält einen reichen Schatz christlicher Lehre, ist in sehr viele fremde Sprachen übersetzt und nach der Bibel am öftesten gedruckt.

ein unbesiegliches Hindernis besteht, sie dem Kinde zu gewähren, trete ein Ersatzmittel dafür ein. Das beste derselben ist immer die Kuhmilch, gegen deren Gebrauch in rohem Zustande aber in letzter Zeit große Bedenken aufgetaucht sind. Von den jetzt gebräuchlichen Verfahrungsweisen, sie dem Kinde zuträglich zu machen, ist die von Soxleth am meisten zu befürworten, obschon nicht geleugnet werden kann, daß ihr gewissenhafter Gebrauch viel Zeit und Mühe in anspruch nimmt. Reinlichkeit ist dabei das wichtigste Erfordernis. Die Milch soll in den ersten Lebensjahren ausschließliche Nahrung der Kinder sein. In Verbindung mit Zwieback bildet sie einen bequemen Übergang von der ersten natürlichen Nahrung zu stärkerer, zu weich gekochten Eiern, Fleischbrühe mit Ei gemischt, zu gut gebackenem Brot, zu Mehlspeisen, Hülsenfrüchten, zu mäßig fettem Fleische. Milchspeisen sind unter allen Verhältnissen die den Kindern zuträglichsten und diejenigen, welche auch bei spärlicher Einnahme zu beschaffen sind, ein Punkt, der in kinderreichen Familien von der Mutter wohl zu erwägen ist.

Die Ernährung erfordert große Umsicht und Sorgfalt, besonders die allmähliche Gewöhnung des Kindes an neue Nahrungsmittel. Bei vorkommenden Störungen zögere man nicht zu lange, einen Arzt beizuziehen. Zu vermeiden sind alle unnützen, meist sogar schädlichen Geheimmittel, welche von Laien so gerne angeraten werden.

Zeitig schon beginne die Gewöhnung an Mäßigkeit und Ordnung. Man suche das Kind von der ersten Lebenswoche an zur Einhaltung bestimmter Stunden, in welchen die Nahrungsaufnahme geschieht, zu bringen. Gegen die Ordnung und Mäßigkeit streitet es, wenn man Kindern Naschwerk gibt, das ohnehin wenig Nährwert hat. Gewürzhafte und erhitzende Speisen und Getränke sind Kindern ohne Ausnahme nachteilig. Alle Nahrungsmittel müssen frisch und unverdorben, rein und unverfälscht sein. Besonders aber dringe man auf öftere Reinigung der Geräte, sowie auch der Zähne, des Mundes und der Hände der Kinder. Da kleine Kinder alles gern zum Munde führen, so habe man acht, daß durch giftige Stoffe, Farben u. dgl. nicht Schaden entstehe. Auch behüte man die Kinder, daß sie nicht unverdauliche Gegenstände, wie Kirsch- und Pflaumenkerne, Bohnen, Münzen, Nadeln 2c. 2c. in den Mund nehmen, von welchem aus sie leicht in die Verdauungs- oder Atmungsorgane gelangen und die schlimmsten Zustände herbeiführen können.

Bei der Hautpflege ist vor allem auf allgemeine Reinlichkeit durch Bäder, Waschungen und stets reine Leibwäsche zu halten. Bäder dürfen nicht zu lange ausgedehnt werden. Das Baden geschehe nicht bei vollem Magen, nicht unmittelbar nach dem Essen, nicht nach raschem Laufe und heftiger Körperanstrengung, nicht an gefährlichen Orten. Mit dem Baden sind entsprechende Bewegungen zu verbinden; die gesündeste ist das Schwimmen. Bei schwächlichen, blutarmen Kindern muß man kaltes Wasser nur mäßig und vorsichtig verwenden, wenn man die Kinder wirklich kräftigen will.

Nasse Kleider darf man nie auf dem Leibe trocknen lassen, weil dadurch dem Körper stets ein Teil seiner Eigenwärme entzogen und die Hautthätigkeit gehemmt wird. Die gewöhnliche Folge von solcher Vernachlässigung sind Erkältungen, die meist Kartarrhe herbeiführen. Sobald Schnupfen, Husten,

Heiserkeit, Diarrhöe, Fieber rc. rc. als Anzeichen solcher Folgen auftreten, muß das Kind in warmer, möglichst gleichmäßiger und reiner Luft gehalten, vor ferneren Unzuträglichkeiten geschützt und in Zukunft sorgfältiger behandelt werden. Treten die genannten Anzeichen sehr häufig auf und dauern sie mehrere Tage an, so ist es Pflicht, den Arzt zu rufen.

Die Kleidung bedarf ebenfalls großer Sorgfalt. Einfachheit, Reinlichkeit, Zweckmäßigkeit und Ordnung sind hier die ersten Forderungen.

Die Kopfbedeckung sei leicht und nur gegen übermäßige Hitze und Kälte schützend.

Der Hals soll von Kindheit an bloß gehalten werden. Bei großer Kälte und beim Übergang von warmer in kalte Luft bekleide man ihn, jedoch nicht zu warm und eng. Halstücher sind im warmen Zimmer stets abzunehmen. Die Oberkleider müssen weit sein, damit kein Teil des Körpers durch sie gedrückt werde.

Das Schuhwerk sei bequem und so beschaffen, daß der Fuß warm und trocken bleibt.

Beim Wechsel der Kleider, wie ihn die Jahreszeiten bedingen, sei man vorsichtig und vermeide insbesondere plötzlichen Übergang von warmer zu leichter Kleidung.

Von größter Wichtigkeit ist der Schlaf des Kindes; darum darf der regelmäßige Verlauf von Schlafen und Wachen nicht gehemmt und gestört werden. Nie halte man den Säugling vom Schlafe ab, wenn er schlafen will, und nie störe man seinen Schlaf durch Geräusch. Je jünger das Kind ist, desto mehr, je älter es wird, desto kürzeren Schlaf bedarf es. Wenn man auch von Anfang an den Schlaf des Kindes dem Bedürfnis überläßt, so sollte man doch bald Regelmäßigkeit und Ordnung eintreten lassen, so daß gewisse Stunden eingehalten werden, in denen das Kind am Tage schläft und zu welchen es sich abends zur Ruhe legt.

Beim Einschläfern gewöhne man das Kind nicht an Wiegen, Fahren, Tragen, Einsingen, an das Sitzen von Erwachsenen am Bette bis zum Einschlafen; all das wird sonst Gewöhnung, bringt den Kleinen allerlei Nachteil und raubt den Pflegern manch kostbare Stunde.

Die Wachstunden des Säuglings müssen Bewegungsstunden sein, d. h. das Kind muß, wenn es die Witterung irgend erlaubt, von einem Erwachsenen in freier Luft gefahren oder getragen werden oder es muß sich selbst bewegen können. Im Zimmer ist das letzte vorzuziehen; übrigens sollen Kinder nicht zu häufig und nie zu rasch gefahren werden. Das Tragen auf dem Arm erst in liegender und nach und nach in sitzender Stellung darf nicht immer auf ein und demselben Arm geschehen, weil sonst leicht einzelne Knochenpartien des Kindes verkrümmt werden. Das Hin- und Herschutzen der Kleinen auf dem Arme und das Laufen mit denselben oder das Tragen auf den Schultern, das Aufheben derselben an einem Arme ist zu unterlassen, allzuleicht könnten dadurch Verrenkungen und Knochenverschiebungen herbeigeführt werden.

Ist das Kind erstarkt und fängt es mit Händen und Füßen zu kriechen an, so stelle man es ja nicht früher auf die Beine, als es sich selbst empor-

richtet, also die eigene Kraft dazu benutzt. Alle künstlich eingerichteten Unterstützungen, wie Laufkörbe, Gängelband 2c. veranlassen zu heftige vorzeitige Bewegungen, drücken die Brust und krümmen die Wirbelsäule und die Beine. Ein so unterstütztes Kind verläßt sich zu sehr auf fremde Hilfe, wendet seine eigene Kraft nicht an und gewinnt kein Selbstvertrauen. Wenn das Kind gehen kann, so lasse man es nicht zu lange gehen. Ist es müde und will es nicht mehr, so gewähre man ihm Ruhe. Beim Laufen und Springen bewahre man es vor Überanstrengung.

Für die Bildung der Sinne kann in der Kinderstube schon viel geschehen. Gehör und Gesicht erfordern, als die edelsten Sinne, die sorgsamste Pflege. Das Gehörorgan wird gepflegt durch Reinhaltung der äußeren Gehörwege von überflüssigem Ohrenschmalz, durch Abhärtung gegen äußere Witterungsverhältnisse, durch Vermeidung von raschem Wechsel der Temperatur und von zu starkem Schall, wodurch das Trommelfell leicht zerreißt. Man vermeide an der Wiege des Säuglings allen Lärm und alles starke Geräusch. Die Worte, welche man zu ihm spricht, seien sanft; wenn das Kind selbst sprechen lernt und sprechen kann, so gewöhne man es an sanftes, wohllautendes Sprechen. Man mache es auf alle Töne im Naturleben aufmerksam und lehre es genau hören.

Dem Auge schadet grelles und schnell wechselndes Licht, Schauen in die Sonne oder auf glänzende Gegenstände, vieles und anhaltendes Lesen und Schreiben, Lesen in der Dämmerung, Lesen zu kleinen Druckes, Lesen beim Gehen und Fahren, Schreiben mit blasser Tinte, besonders bei Kerzenlicht, Staub, Rauch, Schielen nach der Seite.

Um die Sprache des Kindes zu bilden, sage man ihm langsam, deutlich und richtig einzelne Worte vor und wiederhole sie so lange und lasse sie so oft nachsprechen, bis das Kind den Wortlaut genau, deutlich und ohne Mühe hervorbringt. Ein großer, sehr häufig vorkommender Fehler ist es, daß man nicht nur die falsche Aussprache der Kinder duldet, sondern dieselbe belächelt, ja sogar komisch lautende Ausdrücke zu wiederholen veranlaßt. Allmählich gebe man dem Kinde zuerst in kleinen, dann in längeren Sätzen Aufträge an Hausgenossen, die es zuerst nachsprechen, dann überbringen muß, worauf es die Antwort zurückzubringen hat. Endlich erzähle man dem Kinde Geschichtchen und lasse sie von ihm wiedererzählen oder es eigene Erlebnisse berichten. Kinder in der Wiege lauschen schon gern dem Gesang der Mutter; Gesang wirkt auf das Gemüt; wer für die Kinder und mit ihnen singt, trägt zur Erheiterung des Gemütes bei.

B. Geistes- und Gemütsbildung.

Die Entwicklung des jungen Geisteskeimes hängt von dem Geiste und dem Gemütsleben der Mutter oder deren Stellvertreterin ab. Die Seele des Kindes ist ein weicher und für Eindrücke äußerst empfänglicher Stoff. Bei dem ungemein großen Nachahmungstriebe der Kinder ist das Beispiel der Erzieherin von höchster Wichtigkeit. Wo diese den Pflichten lebt, welche das stille, eingezogene Familienleben erfordert, da empfängt es unvermerkt Sinn für Häuslichkeit. Wo auf Ordnung gehalten wird, da gewöhnt es sich

dieselbe so an, daß es sich da, wo das Gegenteil herrscht, nicht heimisch fühlt und zur Aufrechthaltung derselben mit Hand anlegt; wo Reinlichkeit zuhause ist und das Kind mit Vernunft dazu angeleitet wird, da wird ihm die Angewöhnung und Übung derselben leicht. Wo die Erzieherin ein herrschsüchtiges, hochfahrendes Wesen an den Tag legt, da nimmt das Kind gegen seine Umgebung ebenfalls einen herrischen Ton an. Ein froher, fröhlicher Sinn der Pflegerin geht auf das Kind so gut über, wie finsteres, mürrisches Wesen; ersterer legt den Grund zu jener heiteren Stimmung der Seele, welche das Glück begründet; letzteres bewirkt das schlimme Gegenteil. Sich selbst bilden, ein edles Vorbild werden, ist die wesentlichste Bedingung der Erziehung.

Die liebreiche Behandlung der Kinder erweckt ihr Vertrauen und dieses ist ein unschätzbares Hilfsmittel bei der Erziehung. Die Kindesseele öffnet sich dem Guten, das Liebe ihm bietet; in seinem Gemüte entfaltet sich der Dank, die Erwiderung genossener Liebe. Das Kind sucht das empfangene Gute wieder zu vergelten; allein es weiß oft nicht wie, und das ist die beste Gelegenheit, dem Gehorsam in seiner Seele Eingang zu verschaffen. Wir lassen es fühlen, wir sagen ihm, daß es uns erfreue, wenn es unsern Willen zu seinem Willen macht, und das Kind wird Gehorsam üben, während eine lieblose Behandlung, ein rauhes Wesen, Härte und unzeitige Strenge ganz andere Erfolge, Stumpfsinn oder Schlauheit und List zutage fördern würden. Zuviel Tadel muß die Kinder zum Widerspruch reizen oder entmutigen. Man muß nie zu viel auf einmal fordern und die Ermahnungen in eine leichte, gefällige Form zu fassen wissen.

Es thut dem Kinde ungemein wohl und dient ihm zur Ermunterung, wenn wir ihm unsere Zufriedenheit bezeigen, sobald es gut ist; aber man falle nicht in den Fehler, ihm zu häufig oder gar vor anderen Lob zu spenden; man pflanzt ihm dadurch den an Kindern wie Erwachsenen so widerlichen Eigendünkel ein. Man sollte ihm im Gegenteil mehr von andern Rühmliches sagen, es lehren, andere besser als sich selbst zu beurteilen und bei ihnen nur Gutes vorauszusetzen. So wird dem Kinde die lieblichste Tugend, die Anspruchslosigkeit, eingeimpft. Das Kind muß lernen, das Gute zu thun, weil es gut ist, weil es seine Pflicht ist, nicht weil es Lohn dafür bekommt. Fehler durch weise Strafen zu bessern, ist die schwere Aufgabe der Erzieher. Ungerechtes Strafen verwundet des Kindes Herz, verwirrt seine Begriffe, lähmt seinen Mut und macht es scheu, ängstlich und furchtsam. Man muß daher im Strafen vorsichtig sein und die Beweggründe des Kindes, die es zu diesem oder jenem Worte, zu dieser und jener Handlung verleiteten, wohl berücksichtigen. Man überlasse sich nie der ersten Regung des Zornes. Fehler wie Trotz, Zorn, üble Laune müssen, wo Ermahnungen nichts fruchten, mit der Rute bekämpft werden; man lasse sich ja nicht zu dem Mißgriff verleiten, dem Kinde, um es zu beschwichtigen, zu geben, was es im Zorn oder Trotz verlangt, oder dessen Versagung es in üble Laune versetzt hat.

Soll der Vater auch nicht zu oft mit den Unarten und Fehlern der Kinder behelligt werden, so ist doch ein ernstes Wort aus seinem Munde oder eine nachdrücklichere Strafe von seiner Seite ein wirksames Hilfsmittel bei der Erziehung.

Die Grundlage aller Erziehung sollte Einfachheit sein. Wenn wir das Kind zur Einfachheit erziehen wollen, so müssen wir es an möglichst wenig Bedürfnisse gewöhnen. Wir erweisen ihm dadurch eine unschätzbare Wohlthat. Dem Kinde, welchem der Luxus in der Kleidung, in Speisen, welchem das Übermaß in Freude fremd ist, dem bleiben auch Eitelkeit, Stolz, Naschsucht, Genußsucht, Unbescheidenheit, Habsucht, Neid, Mißgunst fremd, dem blühen unzählige Freuden mehr, als dem mit Genüssen aller Art übersättigten Kinde; es ist glücklich in seinem bescheidenen Kleidchen, es ist froh bei seinem einfachen Mahl; das Unbedeutendste kann ihm Freude machen; Enthaltsamkeit, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung und haushälterischer Sinn — welch' schöne Früchte der Erziehung zur Einfachheit! Sie macht die Kinder reich; mit ihrer Genügsamkeit tragen sie eine Quelle zur Wohlfahrt, zum Wohlstand in sich. Sie sind bei wenigem glücklich; sie werden das bleiben, wenn das Schicksal sie auf dem gewöhnlichen Wege des Mittelstandes läßt; bietet es ihnen einst mehr, so werden sie in der besseren Lage nicht übermütig werden. Ihre Genügsamkeit schließt die häßliche Selbstsucht aus und macht ihnen die Selbstverleugnung leichter.

Wo die kindliche Einbildungskraft in ihrer Reinheit erhalten, wo unnützes Geschwätz in Gegenwart des Kindes vermieden wird, da bleibt sein Geplauder kindlich rein und wahr. Was könnte nun das Kind zur Unwahrheit, zur Verstellung, Täuschung und Lüge verleiten? — Eine unzweckmäßige Behandlungsweise, ein naturwidriges und ungerechtes Strafen, wo wir es bloß belehren sollten; denn oft lügt ein Kind in der Übereilung oder aus Leichtsinn oder aus Furcht vor harter Strafe. Wir trüben durch ungerechtfertigte Strafen die kindliche Natur; wir ersticken das Vertrauen in ihr. Seines Unrechtes bewußt, verbirgt sich das Kind vor dem forschenden Auge der Mutter, sucht es, der strafenden Hand des Vaters zu entgehen; statt ein freies Geständnis abzulegen, nimmt es seine Zuflucht zur Verstellung. Hast du es im Verdacht, daß es gelogen habe, so scheue die Mühe nicht, dich zu vergewissern, ob du nicht irrst; denn du darfst die Unwahrheit nicht ungerügt lassen, da die Lüge den Charakter durch und durch verdirbt. Aber nur eine weise und liebevolle Behandlung vermag das Kind zur Aufrichtigkeit, zur Scham, zur Reue über seine Fehler, zur Besserung zu bringen. Wir suchen sein Gewissen durch ein Bekenntnis zu entlasten. Vor allem sei Kindern gegenüber selbst immer der Wahrheit treu und dulde an ihnen weder Klatschsucht, noch Zwischenträgereien und Neuigkeitskrämerei, da ihnen all dies die Versuchung zum Lügen nahelegt! Belächle nie die Schlauheit eines gescheiten Kindes, mit der es einen Fehler oder ein Unrecht zu bemänteln sucht! Nimm es mit der Wahrheit stets streng und genau und lehre das Kind, dieselbe heilig halten! So erziehst du es zur wahren Menschenwürde.

Obwohl in der Erziehung auf Gehorsam gedrungen und der Eigensinn gebrochen werden muß, so ist es doch notwendig, das Kind in gewisser Beziehung zur Selbständigkeit zu erziehen. So ist es z. B. ein wesentlicher Nutzen für das heranreifende Kind, wenn wir ihm neben einer Sparbüchse oder noch besser einem Sparkassenbüchlein ein kleines Taschengeld geben und

es auf eine nützliche Anwendung desselben aufmerksam machen, ohne ihm jedoch zu bestimmen, wofür dieser oder jener Pfennig auszugeben sei. Auf solche Weise wird es früh Herr über sein eigenes Vermögen; es lernt früh im eigenen Besitz haushalten, sich und andern mit seinen kleinen Ersparnissen Vergnügen bereiten, sammeln und berechnen, wie es sich dies und jenes anschaffen könne. Auf solche Weise lernt es den Wert des Geldes schätzen, und durch eine Reihenfolge von Entwicklungen und Erfahrungen bildet es sich zu einem vernünftigen Haushälter.

Das Beispiel der thätigen Mutter kann dem Kinde schon früh Liebe zur Beschäftigung einflößen; sie führt es dadurch zur Arbeitsamkeit. Um im Kinde die Liebe zur Arbeit zu wecken, dürfen wir keine Forderungen an dasselbe stellen, die seine Kräfte übersteigen. Wir müssen ihm eine Beschäftigung geben, deren Gelingen sicher ist und ihm Freude macht. Wir können Knaben und Mädchen schon in frühester Jugend gewöhnen, bei den vielen kleinen Arbeiten in einem Hauswesen Hand anzulegen; sie thun es meistens gerne und eignen sich dadurch ziemlich viel Geschicklichkeit und Fertigkeit an. Nichts ist unzweckmäßiger, als die Kinder in ihrem Thätigkeitstrieb zu hemmen bloß deshalb, weil sie etwas verderben, zerbrechen, nicht recht anfassen könnten. Wollen wir tüchtige Menschen erziehen, so müssen wir die Kinder zugreifen, sie an allen unsern Arbeiten, sofern sie für ihre Kräfte passen, teilnehmen lassen; aber dieser Thätigkeitstrieb muß zweckmäßig geleitet, entsprechend beschränkt werden.

Die Schulthätigkeit des Kindes fördere man auf alle mögliche Weise. Man sehe strenge auf eine genaue Erledigung der Schul-Hausaufgaben und lasse sich mit den Kindern niemals auf Klagen über zu viel Schularbeiten ein. Die Eltern sollten sich auf die Seite des Lehrers stellen, wenn sie aus ihren Kindern etwas Tüchtiges machen wollen; sie sollen niemals in Gegenwart der Kinder über den Lehrer lieblos urteilen; das untergräbt die Achtung vor demselben. Glauben die Eltern, daß ihr Kind durch den Lehrer etwa falsch behandelt werde, so sollen sie sich darüber in vertrauensvoller, anständiger Weise mit ihm benehmen. Das bringt den Kindern Nutzen und schädigt das Ansehen des Lehrers nicht.

Die Liebe zu ihren Kindern veranlaßt manche Eltern, alles Unangenehme von denselben abzuhalten, ihnen alle schmerzlichen Eindrücke zu ersparen. Für Kinder, welche die Stirne des Vaters nie sorgenvoll, an der Wimper des Mutterauges nie eine Thräne zittern sahen, liegt die Gefahr nahe, daß sie sich ungeberdig, schwach und feig verhalten, wenn das unerbittliche Schicksal einst auch bei ihnen anpocht. Kinder dürfen die Sorgen und Schmerzen der Eltern schon ahnen; sie sollen lernen, mitzufühlen, am Schmerze anderer teilzunehmen.

Der Kunstfleiß liefert uns eine Menge schöner Spielsachen für jedes Kindesalter. Die zweckmäßigsten für noch kleine Kinder sind farblose und wohlfeile Gegenstände. Buntes Zeug ist bald abgefärbt und bei der Gewohnheit der Kinder, alles zum Munde zu führen, auch noch schädlich. Gegenstände von Holz, aber nicht mit Farbe überstrichen, sind für Kinder am

passendsten. Die sich mehr und mehr entwickelnde Anschauungs- und Darstellungskraft größerer Kinder fördere man durch Spielsachen, die dem Beschäftigungstrieb, der Einbildungskraft, dem Formensinn ein stets neues Feld öffnen, wie Baukästen für Knaben, Puppen und Puppenzimmer für Mädchen; das Anschauungs-, Vorstellungs- und Unterscheidungsvermögen, sowie den Farbensinn unterstütze man durch passende Bilderbücher für Knaben und Mädchen, durch Zeichnungen zu Malversuchen bei Knaben, durch Küchen samt Einrichtung, Puppenbekleidung für Mädchen. Nie versäume man, die Kleinen anzuhalten, nach dem Spiele alles wieder mit eigenen Händen zu ordnen; schon das Kind lerne, daß es bewahren und verwahren muß, was es in seinem Besitz erhalten will. Häufig erzähle man den Kleinen schöne Geschichtchen aus Grimms Märchen, lehre sie hübsche Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben, und lasse sie Kindermärchen von Rückert, aus Grimms Fabelbuch, Gülls Kinderheimat hören und nacherzählen; den älteren Kindern suche man gute Jugendschriften zu verschaffen. Welche Lust herrscht im Kreise solch weise beschäftigter, still sich vergnügender Kinder! Doch mehr noch der Lust, wenn der Frühling hinauslockt ins Freie, in Garten und Wald, in Thäler und auf Höhen! Da entfliegen sie uns; da lasset sie ziehen und, besser noch, zieht mit ihnen!

Unvermeidlich ist wohl dann und wann ein Streit in der Kinderstube. Entsteht ein solcher, so ruhe man nicht, bis die Streitenden sich versöhnt, einander angelacht, durch einen Händedruck oder eine sonstige Zärtlichkeit ihrer versöhnten Stimmung Ausdruck gegeben haben.

Eine Versündigung an der reinen, arglosen Kindesnatur ist es, wenn man dem Kinde durch Erzählung alberner Geschichten oder gar durch eigenes Beispiel Furcht beibringt. Die Furchtsamkeit ist wie eine ansteckende Krankheit und wird besonders von den Dienstboten auf die Kinder vererbt. Man vernichte die Furcht, wo sie sich zeigt, gleich im Keime; man lasse das Kind den furchterregenden Gegenstand näher kennen und sich von dessen Unschädlichkeit und Gefahrlosigkeit überzeugen. Auch eine allzugroße Ängstlichkeit kann dem Kinde Furcht beibringen und es einer köstlichen Eigenschaft, des harmlosen, kecken, kindlichen Mutes, berauben.

In den ersten Zeiten seines Daseins lebt das Kind im Naturzustand und folgt im Essen, Trinken, in all seinen Bewegungen seinen Neigungen, ohne eine Idee von den Forderungen zu haben, welche die Gesetze des Anstandes an den Menschen stellen. Die Erziehung stellt uns jedoch die Aufgabe, ihm Sitten beizubringen, welche eine unerläßliche Bedingung wahrer, allseitiger Bildung sind. Unter die Gesetze des Anstandes fällt auch das Betragen der Kinder bei Tische. Die diesbezüglichen Anstandsregeln sind ihnen mit Geduld und Nachsicht beizubringen. Die Natürlichkeit der Kinder darf jedoch darunter nicht Schaden leiden; sie sollen keine ängstlich steifen Gliederpuppen werden.

Wir dürfen unsere Kinder noch so sorgfältig erziehen, noch so sehr auf ihr Wohl bedacht sein, unsere Thätigkeit hätte nicht den rechten Wert, wenn wir nicht die kostbarste Blume des Menschenherzens in ihnen zu pflegen verstünden: die Religion.

Bevor noch das Kind zu erkennen vermag, was neben, unter und über ihm steht, kündet sich in seinem Herzen eine Ahnung seiner Abhängigkeit an. Es hört von einem Gott, es spricht von ihm, es macht sich wohl auch ein Bild von ihm. Gläubig nimmt seine Seele den Gedanken auf, daß es in Verbindung mit diesem Gotte stehe und er sein Antlitz je nach seinem Verhalten bald liebend zu ihm neige, bald trauernd von ihm abwende. Dieser Gedanke soll es zur Sittlichkeit führen und auf seine Handlungen von Einfluß sein.

Nun lehrt die Mutter das Kind beten, lehrt es, alles Gute von Gott herleiten und für alles Gute ihm Dank zu sagen. Sie erzieht das Kind im Sinne des schönen Dichterwortes:

„Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
rein von allem Fehl und bösem Wissen;
wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
daß du, wenn der Vater niederschauet,
seist sein liebstes Augenmerk auf Erden.“

(Nach Kübler.)

13. Wiegenlied.

1. Sonne hat sich müd gelaufen, spricht: »Nun laſs ich's sein!«
Geht zu Bett und schlieſst die Augen und schläft ruhig ein.
Summ, summ, summ,
Mein Kindchen macht es ebenso; mein Kindchen ist nicht dumm.

2. Bäumchen, das noch eben rauschte, spricht: »Was soll das sein?
Will die Sonne nicht mehr scheinen, schlaf ich ruhig ein!«
Summ, summ, summ,
Mein Kindchen macht es ebenso; mein Kindchen ist nicht dumm.

3. Vogel, der im Baum gesungen, spricht: »Was soll das sein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauschen, schlaf ich ruhig ein!«
Summ, summ, summ,
Mein Kindchen macht es ebenso, mein Kindchen ist nicht dumm.

4. Häschen spitzt die langen Ohren, spricht: »Was soll das sein?
Hör ich keinen Vogel singen, schlaf ich ruhig ein!«
Summ, summ, summ,
Mein Kindchen macht es ebenso; mein Kindchen ist nicht dumm.

5. Jäger höret auf zu blasen, spricht: »Was soll das sein?
Seh ich keinen Hasen laufen, schlaf ich ruhig ein!«
Summ, summ, summ,
Mein Kindchen macht es ebenso; mein Kindchen ist nicht dumm.

6. Kommt der Mond und guckt herunter, spricht: »Was soll das sein?
Kein Jäger lauscht?
Kein Häschen springt?
Kein Vogel singt?
Kein Bäumchen rauscht?
Kein Sonnenschein?
Und's Kind allein
Sollt wach noch sein?
Nein, nein, nein!
Lieb Kindchen macht die Augen zu; lieb Kindchen schläft schon ein!

(Rob. Reinick.)

14. Morgengebet.

Vom Schlaf bin ich gesund erwacht,
Dir, lieber Gott, sei Dank gebracht!
Nimm mich auch heut' in deine Hut
Und mache mich recht fromm und gut,
Daß ich, o Gott, den ganzen Tag
Dein liebes Kindlein bleiben mag. Amen.

Gg. Chr. Dieffenbach.

15. Abendgebet.

1. Bald ist es wieder Nacht,
Mein Bettlein ist gemacht;
Drein will ich mich legen
Mit Gottes Segen,
Weil er die ganze Nacht
Gar treulich mich bewacht.

2. Da schlaf ich fröhlich ein,
Gar sicher kann ich sein.
Vom Himmel geschwinde
Kommen Engelein linde
Und decken still mich zu
Und schützen meine Ruh.

3. Und wirds dann wieder hell,
Da wecken sie mich schnell;
Dann spring ich so munter
Vom Bettlein herunter.
Hab Dank, Gott Vater Du,
Ihr Englein auch dazu!

(Wilh. Hey.)

16. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

2. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

3. Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle!"
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

4. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

(Joh. Wolfg. v. Goethe.)

17. Die Kinder zu Hameln.

(Sage.)

Im Jahre 1724 liefs sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch an, weshalben er

Bunting soll geheifsen haben und gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff; da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine mehr zurück, ging er hinaus, und der ganze Haufe folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn, und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so dafs er zornig und erbittert wegging. Am 26. Juni, auf Johannis und Pauli Tag, morgens früh sieben Uhr, nach andern zu Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers, erschrecklichen Angesichts, mit einem roten, wunderlichen Hut, und liefs seine Pfeife in den Gassen hören.

Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in grofser Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach, und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, welches mit einem Kind auf dem Arme von fern nachgezogen war, darnach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweise vor alle Thore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder oder auch nur etliche gesehen hätte, aber alles vergeblich. Es waren im ganzen hundertunddreifsig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen sei, also dafs das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmanne gefolgt wären, das stumme aber den Ort gewiesen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemde mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen ist; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Strafse, wodurch die Kinder zum Thor hinausgegangen sind, hiefs noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts (wohl noch heute) die bunge-lose (trommel-, tonlose, stille), weil kein Tanz darin geschehen, noch Saitenspiel durfte gerührt werden. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mufsten die Spielleute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heifst der Poppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform

sind aufgerichtet worden. Einige sagen, die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

(Brüder Jak. und Wilh. Grimm, beide geb. zu Hanau. Jak. 1785, Wilh. 1786, beide † zu Berlin als Universitätsprofessoren, Jak. 20. Sept. 1863, Wilh. 16. Dez. 1859.)

18. Der getreue Eckart.

1. „O, wären wir weiter, o, wär' ich zu Haus!
Sie kommen; da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge."

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

3. Gesagt, — so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden; die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

4. Die Kinder geh'n ängstlich nach Hause so schnell.
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell.
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich bis aufs Blut." —
„Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut;
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

5. Und der es euch anrät und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt;
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause; sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"

Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergötzt,
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.
8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und legt auch das Zünglein in peinliche Hut,
Verplaudern ist schädlich, Verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen. (Wolfg. v. Goethe.)

19. Des fremden Kindes heil'ger Christ.

1. Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.
2. Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lichtervollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.
3. Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht.
4. An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.
5. Läßt mich denn niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein."
6. Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden;
Doch niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.
7. Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr, noch minder;
Ans Kindlein niemand denkt.
8. „O lieber, heil'ger Christ!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist;
O, sei du mein Berater,
Weil man mich hier vergißt!"
9. Das Kindlein reibt die Hand;
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinausgewandt.
10. Da kommt mit einem Licht
Durchs Gäßlein hergewallet,
Im weißen Kleide schlicht,
Ein ander' Kind; wie schallet
Es lieblich, da es spricht:
11. „Ich bin der heilige Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.
12. Ich bin mit meinem Wort
Bei allen gleichermaßen,
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Wie in den Zimmern dort.
13. Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum."
14. Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel,
Vielästig ausgespannt.

15. So fern und doch so nah!
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Da's seinen Christbaum sah!

16. Es ward ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

17. Das fremde Kindlein ist
Zur Heimat nun gekehret
Zu seinem heil'gen Christ;
Und was hier wird bescheret,
Es dorten leicht vergißt.

(Rückert.)

20. Auf meines Kindes Tod.

1. Von fern die Uhren schlagen, es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster, dein Bettlein ist gemacht.
2. Die Winde nur noch gehen wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam drinnen und lauschen oft hinaus.
3. Es ist, als müßtest leise du klopfen an die Thür,
Du hätt'st dich nur verirret und kämst nun müd zurück.
4. Wir armen, armen Thoren! wir irren ja, im Graus
Des Dunkels noch verloren — du fandst ja längst nach Haus!

Jos. Frhr. v. Eichendorff.

21. Sprichwörter.

Guter Anfang ist halbe Arbeit. — Wollen ist Können. — Eig'ner Herd ist Goldes wert; ist er gleich arm, ist er doch warm. — Thue es recht, oder laß es ungethan! — Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde. — Wer nicht vorwärts kommt, kommt rückwärts. — Viel verdirbt, was Faulheit nicht erwirbt. — Zeit gewonnen, viel gewonnen. — Aufschub ist ein Tagedieb. — Allzu fetter Herd selten lange währt. — Viele Federn machen ein Bett. — Spare in der Zeit, so hast du in der Not! — Ordnung hilft haushalten. — Wenn's am besten schmeckt, soll man aufhören. — Die Gesunden und die Kranken haben ungleiche Gedanken. — Der Heimat Rauch ist leuchtender, als fremdes Feuer.

22. Die Ernährung.

Jedes höher organisierte lebende Gebilde enthält Eiweiß, Wasser, Aschenbestandteile, Fett und Kohlehydrate*), und wenn einer dieser Stoffe der Menge nach unter eine gewisse Grenze herabsinkt, tritt der Tod für den betreffenden Körper ein. Daraus folgt, daß für den Fortbestand des Lebens eine Zufuhr von Stoffen notwendig ist. Die Zufuhr von

*) Kohlehydrate bestehen aus Sauerstoff und Wasserstoff, den Bestandteilen des Wassers; jedoch sind in den Kohlehydraten diese Stoffe so gebunden, daß ein fester Körper entsteht. Kohlehydrate sind z. B. die verschiedenen Zuckerarten.

Stoffen bezeichnen wir als **Ernährung**, die genannten Stoffe als **Nährstoffe**. Die Ernährung ist nur dann als eine genügende zu erachten, wenn keiner der genannten wesentlichen Bestandteile des Körpers an Menge abnimmt. Bei einem wachsenden Körper muß jeder Bestandteil zunehmen. Eine **Mischung**, in welcher die genannten Nährstoffe in der für den bestimmten Fall richtigen Menge aufgenommen werden können, heißt **Nahrung**.

Ein Mensch, gleichviel ob Mann oder Frau, braucht bei mäßiger Arbeit täglich 118 g trockenes Eiweiß, 500 g Kohlehydrate und 56 g Fett, 32 g Aschenbestandteile, 288 g Wasser, 744 g Sauerstoff.

Unsere Nahrung wird aus Stoffen zusammengesetzt, welche im allgemeinen nicht einzelne Nährstoffe, sondern Gemenge von Nährstoffen darstellen und außerdem vielleicht noch wertlose Stoffe enthalten. Man bezeichnet solche natürlich vorkommende oder künstlich hergestellte Nährstoffgemenge als **Nahrungsmittel**.

Für die richtige Zusammensetzung einer Nahrung ist es notwendig, nicht nur den Gehalt der einzelnen Nahrungsmittel an Nährstoffen zu kennen, sondern auch zu wissen, ob die in dem betreffenden Nahrungsmittel enthaltenen Nährstoffe vom menschlichen Körper aufgenommen werden können. So bieten z. B. die Kartoffeln für sich allein keine genügende Nahrung für den Menschen, weil dieser die darin enthaltenen Nährstoffe nicht vollständig zu verdauen vermag. Menschen, welche nichts oder fast nichts als Kartoffeln genießen, besitzen deshalb wenig Leistungsfähigkeit.

Die Lehre von der Ernährung zeigt, wie mit möglichst geringen Mitteln eine ausreichende Nahrung hergestellt werden kann. Es sind hierbei vorzugsweise diejenigen Stoffe zu nehmen, welche sich durch billigen Preis und hohen Eiweißgehalt auszeichnen. Dazu gehören vor allem Magermilch und Magerkäse, Stockfisch, Heringe, verschiedene Fleischkonserven, Maccaroni mit Kleber.

Die in genügender Menge und Beschaffenheit genossene Nahrung muß dem Körper aber auch wirklich angeeignet, also zu Bestandteilen des Körpers, zu Blut, Nerven, Fleisch, Knochen ꝛc. umgebildet werden. Sie soll den Körper nicht ungenützt wieder verlassen.

Die Nahrungsmittel werden besser ausgenutzt, wenn die für den Tag erforderliche Nahrungsmenge nicht in einer, sondern in mehreren Mahlzeiten genossen wird, welche so weit auseinander liegen sollen, daß die Magenverdauung von der einen bis zur anderen vollendet ist, die Speisen den Magen wieder verlassen und die Verdauungswerkzeuge sich durch Ruhe für neue Thätigkeit gestärkt haben. Die Verdaulichkeit der Speisen wird erhöht, wenn wir sie soviel wie möglich kauen.

Die Ernährungslehre ist besonders wichtig für Kranke und Arme. Der Wohlhabende, welcher mit gesunden Verdauungswerkzeugen ausgerüstet ist, vermag aus den verschiedenen, ihm nach Belieben zur Verfügung stehenden Nahrungsmitteln das Notwendige und Zuträgliche aufzunehmen, zumal ein geringer Überschuß an dem einen oder anderen Nährstoffe nichts schadet. Der Arme, welcher nur billige Nahrungsmittel beschaffen kann, und der Kranke, welcher seinen Verdauungsorganen nur geringe Anforderungen stellen darf, müssen in der Lage sein, das Notwendige und Nützliche von dem Wertlosen zu unterscheiden. Diese Unterscheidung richtig zu treffen, ist eine der Hauptpflichten einer gewissenhaften Hausfrau, welcher das Wohl der Ihrigen, sowie der gedeihliche Bestand ihres Haushaltes am Herzen liegt.*)

23. Nahrungsmittel aus dem Tierreiche.

Eines der wertvollsten Nahrungsmittel ist das Fleisch. Der Wert desselben besteht in seinem Gehalt an leicht verdaulichem Eiweiß. Bezüglich der Verdaulichkeit verhalten sich die verschiedenen Fleischsorten für den vollkommen gesunden Menschen gleich. Die Größe des Eiweißgehaltes ist verschieden. Das Fleisch gemästeter Tiere enthält etwas weniger Eiweiß, wie das magerer Tiere, ersteres außerdem viel Fett und wenig Wasser, letzteres wenig Fett und viel Wasser. Mastochsenfleisch wird wegen seiner beträchtlichen Menge an Fett mit Recht teurer bezahlt, als mageres Rindfleisch.

Ferner ist das Fleisch junger Tiere (Kälber, Lämmer, Kitzen u. s. w.) wasserreicher, daher eiweißärmer und weniger wert, wie das von Tieren mittleren Alters.

Das Fleisch der verschiedenen Tierarten ist ziemlich gleichartig. Nur das Fleisch der Fische zeichnet sich durch einen größeren Wassergehalt aus.

Für die Zubereitung des Fleisches ist es wichtig, zu wissen, daß dessen Eiweiß im kalten Wasser zum Teil löslich ist, in heißem Wasser aber gerinnt und unlöslich wird. Von den übrigen Bestandteilen des Fleisches sind die leimgebenden Stoffe in kochendem Wasser löslich, die Fleischsalze zum Teil auch in kaltem Wasser. Das Fett schmilzt im heißen Wasser zum Teil.

Beim Braten des Fleisches wird dessen Eiweiß zum Gerinnen gebracht; die sehnigen Stoffe werden in Leim abgeführt, ohne daß eine wesentliche Abgabe von Stoffen an Wasser stattfindet. An der Ober-

*) Wertvolle Anhaltspunkte für die Zusammensetzung der täglichen Nahrung bietet das Werk: „Wie nährt man sich gut und billig?“ Preis 1 Mk.

fläche des Fleisches entstehen Zersetzungsprodukte von angenehmem Geruch und Geschmack.

Abgesehen von dem geringen Verlust an Eiweiß, welchen das Fleisch durch das Abschäumen erleidet, wenn es zuerst in kaltes Wasser gebracht wird, ist es ziemlich gleich, ob wir dasselbe gekocht oder gebraten genießen, vorausgesetzt, daß wir auch die Suppe erhalten, welche unserer Fleischportion entspricht. Das Sieden des Fleisches bietet mehrere Vorteile. Zum Braten eignen sich nur bessere Fleischsorten; geringere werden dadurch nicht weich genug. Dann erfordert das Kochen weniger Arbeit und Sorgfalt. Weiter läßt sich die Suppe sehr gut verwerten, um andere Nahrungsmittel: Brot, Teig, Gries, Reis, Gerste u. dgl. als wohlschmeckendes Gericht dem Körper zuzuführen. Die Fleischsuppe erleichtert durch ihren Salzgehalt wesentlich die Verdauung.

Die Veränderung, welche das Fleisch beim Einpökeln und Räuchern erleidet, besteht hauptsächlich in einer Verminderung des Wassergehalts.

Eine Reihe von anderen tierischen Nahrungsmitteln verhält sich ebenso wie das Fleisch, so die Leber, das sogen. Bries, die Lunge. Die Eiweißstoffe des Gehirns sind schwer verdaulich.

Die Hühnereier sind ebenso leicht verdaulich wie das Fleisch, und es besitzt ein Hühnerei im Durchschnitt denselben Wert wie 40 g fettes Ochsenfleisch, welche ca. 7—8 Pf. kosten, den Preis von fast zwei Eiern. Die Eier sind also ein gutes und verhältnismäßig billiges Nahrungsmittel, und es ist nicht klug, wenn Hausfrauen sich jedes an einem Gericht ersparte Ei als Verdienst anrechnen.

Das wertvollste Nahrungsmittel ist vielleicht die Milch. Für das erste Kindesalter ist sie die zuträglichste Nahrung und ihrer Zusammensetzung nach hiezu vollkommen geeignet, weil das Kind zum Wachstum mehr Eiweiß braucht, als der Erwachsene. Für die Erwachsenen ist die Milch allein keine Nahrung, weil sie im Verhältnis zu ihrem Eiweißgehalt zu wenig Kohlehydrate enthält. Es ist daher sehr zweckmäßig, die Milch mit Mehl zu verschiedenen Speisen zu verarbeiten oder mit Brot als Milchsuppe zu genießen.

Die entrahmte Milch ist ein eiweißreiches und äußerst billiges Nahrungsmittel, welches viel zu wenig benützt wird. Dasselbe gilt von der daraus bereiteten Käse. Der Rahm liefert die Butter und die Buttermilch. Letztere gleicht in ihrem Nährwert der Magermilch. Die Butter stellt das leichtverdaulichste, wohlschmeckendste, aber auch teuerste unserer gewöhnlichen Nahrungsfette dar.

Die sog. **Kunstbutter** ist ein wertvolles, billiges Nahrungsmittel, vorausgesetzt, daß sie nicht widerrechtlich zu dem hohen Preise der Naturbutter verkauft wird.

Die übrigen Fettarten unterscheiden sich wenig durch ihren Nährwert, dagegen durch den Geschmack und den Preis. Sie sind hiernach zu beurteilen.

24. Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche.

Unter den Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche finden sich einmal solche, welche in wasserarmem Zustande zur Verwendung kommen, das sind die sogen. Hülsenfrüchte: Erbsen, Bohnen, Linsen, dann die Getreidearten: Roggen, Reis, Weizen, Gerste, Hafer. Diese Nahrungsmittel bestehen der Hauptsache nach aus Eiweiß und Stärke. Der Nährwert richtet sich nach dem Eiweißgehalt; der Gehalt an Wasser ist bei allen ungefähr 15 %. Der Eiweißgehalt ist am größten bei Bohnen, Erbsen und Linsen (20 %), bei Roggen und Weizen etwa 10 %, beim Reis etwa 8 %. Das pflanzliche Eiweiß besitzt denselben Nährwert, wie das tierische. Bei der Fabrikation der Stärke erhält man einen Eiweißkörper als Nebenprodukt, den man Kleber heißt, welcher ein wertvolles und billiges Nahrungsmittel bildet und zu Maccaroni zerrieben wird.

Die **Getreidekörner** werden zu Mehl zerrieben und hiebei die Kleie beseitigt. Die letztere besitzt als Nahrungsmittel keinen Wert, weil die darin allerdings enthaltenen Nährstoffe nicht verdaut werden. Das Mehl wird zu den verschiedensten Speisen verarbeitet, von denen das Brot die wichtigste darstellt. Dasselbe ist selbstverständlich viel wasserreicher (40 %) als das Getreide. Das Schwarzbrot wird unvollkommen verdaut, namentlich wenn es in großen Mengen aufgenommen wird. Das Weißbrot besitzt diese üble Eigenschaft in viel geringerem Grade.

Die übrigen pflanzlichen Nährstoffe: Kartoffel, Rüben, Gemüse, enthalten außerordentlich viel Wasser (Kartoffel 78 %, Rüben und grüne Gemüse 90 %) und sehr wenig Eiweiß (2 %). Die Kartoffeln enthalten außerdem ca. 20 % Stärke und besitzen als Zusatz zu eiweißreichen Nahrungsmitteln wegen ihrer Billigkeit großen Wert. Die Rüben und Gemüse enthalten neben Eiweiß und Wasser hauptsächlich Kohlenhydrate; immerhin ist ihr Nährwert gering.

Jede Nahrung muß so beschaffen sein, daß die Nährstoffe vom Körper aufgenommen werden können. Zu diesem Zwecke müssen Stoffe zugesetzt werden, welche die Verdauungsorgane etwas reizen, die **Gewürze**. Das wichtigste Gewürz ist das Kochsalz, sofern davon mehr aufgenommen wird, als der Körper als Nährstoff bedarf. Ferner sind

zu nennen: Essig, Senf, die verschiedenen Suppengewürze, Kümmel, Fenchel, Zitrone. Die übrigen sind ziemlich entbehrlich.

Eine gute Nahrung kann und muß in der verschiedensten Weise zusammengesetzt werden. Ein und dasselbe Gericht längere Zeit ausschließlich genossen, wird schließlich zum Ekel. Auch können von gewissen Nahrungsstoffen nur beschränkte Mengen verdaut werden, z. B. von Stärke höchstens 500 g. Dies gilt daher auch von den stärkereichen pflanzlichen Nahrungsmitteln, die sonst wohl eine genügende Nahrung bieten könnten, z. B. von Hülsenfrüchten, vom Getreide. Um die nötige Abwechslung zu schaffen, sollen tierische Nahrungsmittel mit benützt werden.

25. Von den Genußmitteln.

Der Mensch nimmt außer der eigentlichen Nahrung noch Stoffe zu sich, deren Nährstoffgehalt im Verhältnis zum Preise nicht inbetracht kommt: Kaffee, Thee, Wein, Bier. Man bezeichnet diese Stoffe als Genußmittel. Sie können dem Körper nicht wie die Nährstoffe Spannkraft liefern; aber sie erleichtern, in mäßiger Menge genossen, die Überführung der Spannkräfte in Arbeit. Wenn wir den Menschen mit einer Maschine vergleichen, so entsprechen die Nährstoffe dem Brennmaterial, welches die Spannkraft des Dampfes und dadurch die Bewegung erzeugt, die Genußmittel dem Öl, welches die Beweglichkeit der Maschinenteile vermehrt, gleich dem Öl nicht zu entbehren, aber nicht imstande, die Nährstoffe zu ersetzen.

Das Bier enthält allerdings eine nicht unbeträchtliche Menge Kohlehydrate, ½ l soviel wie eine Semmel. Aber es ist zu teuer, als daß das Bier in die Reihe der Nahrungsmittel gezählt werden könnte. Ein übermäßiger Biergenuß beeinträchtigt die Ernährung in hohem Grade, weil er die Geldmittel zur Beschaffung von Nahrungsmitteln verkürzt. Aber immerhin vermag ein ermüdeter Arbeiter durch ein Glas Bier seine Leistungsfähigkeit vorübergehend wieder herzustellen.

(Nach Dr. Böhm u. Dr. Ranke.)

26. Vom Kochen.

Unter den verschiedenen Lebensgenüssen, welche sich der Scharfsinn des Menschen zu bereiten weiß, steht eine gute Mahlzeit gewöhnlich obenan. Schon das Zartgefühl muß die Versorgerin der Küche antreiben, darauf bedacht zu sein, daß es dem lieben Vater, dem thätigen Bruder oder Gatten, wenn sie sich zu Tische setzen, „recht schmecken" möge; es kommt dies auch der ganzen Hauswirtschaft zugute, indem die Männer, einer gediegenen häuslichen Küche gewiß, nicht verleitet werden, sich in Gasthäusern zu verschaffen, was sie zuhause entbehren müssen.

Das Kochen der Speisen hat den Zweck, durch angemessenen Hitzegrad die Zellgewebe der Nahrungsstoffe zu zerreißen, wodurch die in ihnen enthaltenen Stoffe vollkommen befreit werden, was z. B. bei den Hülsenfrüchten durch Aufquellen des Stärkemehls geschieht. Das Bindegewebe des Fleisches quillt durch das Kochen auf und wird gelockert, wobei es sich in Leim verwandelt. Alles Eiweiß gerinnt.

So bereitet das Kochen die Stoffe für die menschlichen Verdauungsorgane vor und zerstört die etwa im Rohstoffe befindlichen Keime von Parasiten, d. h. Schmarotzertieren; endlich hilft es den Geschmack verbessern. Die meisten Nahrungsmittel werden erst durch das Kochen genießbar.

Die Haupterfordernisse der Kochkunst sind: Ordnung, welche das Geschäft des Kochens ungemein erleichtert; Reinlichkeit, welche stets als ein guter Geist in der Küche walten soll; Pünktlichkeit, Sparsamkeit, welche sich in der Küche auf die unbedeutendsten Dinge zu erstrecken hat; gesunde Sinne, welche durch Übung geschärft werden können, Geschicklichkeit und Nachdenken.

Das Kochen lernt man nicht durch bloßes Hineinschauen in Kochbücher, welche, wenn sie gut sind, der bereits Kochkundigen allerdings einen wertvollen Anhaltspunkt bieten.

Das Kochen will unter tüchtiger Anleitung und durch fleißige Übung erlernt sein.

Die Hausfrauen oder Köchinnen dürfen es jedoch bei einer gewissenhaften Zubereitung der Speisen nicht bewenden lassen; sie müssen ihrem Werke sozusagen die Krone aufsetzen, indem sie darauf bedacht sind, die Speisen in gefälliger Form auf den Tisch zu bringen, da ein hübsch und zierlich gedeckter Tisch jedes Auge erfreut und jeder Mahlzeit einen gewissen Reiz gibt.

Nach Kübler.

27. Das Kochwasser.

Wo es irgend möglich ist, bediene man sich zum Kochen weichen Wassers. Das Pumpbrunnenwasser ist gewöhnlich hart, und Hülsenfrüchte, wie Erbsen, Linsen, Bohnen lassen sich mit demselben durchaus nicht weich kochen. Unter hartem Wasser versteht man kalkhaltiges. Der im Wasser befindliche Kalk verbindet sich z. B. mit den Eiweißstoffen der Hülsenfrüchte und verhindert das Durchweichen derselben; daher der Ausdruck „hartes Wasser“. Gibt man aber in solches Wasser eine Messerspitze voll Soda, noch besser doppeltkohlensaures Natron, so wird der Kalk niedergeschlagen. In den zum Wassersieden bestimmten Töpfen finden wir nach längerem Gebrauche eine gelblichweiße Kruste, (Kesselstein), welche nichts anderes als abgelagerter Kalk ist. Derselbe wird am

besten durch verdünnte Salzsäure oder Essigsäure entfernt, welche den Kesselstein auflösen. Unreines Wasser, das häufig verweste und zersetzte Pflanzen- oder Tierstoffe enthält, benütze man nie zum Kochen, noch weniger zum Trinken, da es der Gesundheit nachteilig werden kann.

Sollte sich in einer Gegend nur schlechtes Grundwasser finden, aus einem Untergrunde, in welchem viel tierische und pflanzliche Stoffe verwesen, so ist dasselbe erst abzusieden, ehe man es als Trink- oder Nutzwasser verwendet. Wird gekochtes Wasser nach dem Abkochen an der Luft stehen gelassen, so nimmt es die durch das Abkochen verloren gegangene Kohlensäure wieder auf und gewinnt dadurch an Schmackhaftigkeit. Zur Zeit epidemischer Krankheiten ist die Vorsicht des Abkochens dringend anzuraten.

28. Ein Besuch auf der Alm.

Tagebuchblätter.

Unser langgehegter Wunsch war endlich erfüllt: wir befanden uns auf einer Alm. An einem taufrischen Morgen waren wir aufgestiegen durch den schattigen Tann unter dem Tosen eines thalwärts eilenden Gebirgsbaches. Den letzten Bühl, den wir erstiegen, krönt ein einfaches hölzernes Kreuz. Hier hielten wir Rast und genossen die heilige Ruhe der Bergwelt ringsum. Nichts unterbrach diese Stille, als das trauliche Herdengeläute, welches von den grasbewachsenen Abhängen her ertönte.

Warmes Sonnenlicht überflutete die Höhen; da und dort hob sich glitzernd ein Schneefeld von dem Blau des Himmels ab; tief drunten lagen die freundlichen Häuser des Dorfes. Ein Gefühl der Andacht ergriff uns, und unwillkürlich drängte sich uns das Wort des Dichters auf die Lippen: »Wie rein und schön und treu muſs ein Gott sein, der eine solche Welt erschuf!«

Endlich verlieſsen wir das stille Plätzchen und lenkten unsere Schritte der Almhütte zu, welche sich in einiger Entfernung an eine Bergwand lehnte. Der nasse Weg zur Hütte war nicht eben einladend. Ihr Unterbau war gemauert, der obere Teil aus Balken gezimmert. Das weit vorspringende Dach beschwerten groſse Steine; an ihnen und in den Lücken der Wände hatte sich Moos angesiedelt.

Als Treppe führten ein paar holperige Steinblöcke zur Thüre empor. Der hölzerne Drücker gab nach, und wir traten mit freundlichem Gruſse ein. Das Innere der Hütte bot ein höchst einfaches Bild; da war ein gemauerter Herd, auf dem ein lustiges Feuer flackerte; darüber schwebte an einem Haken ein groſser

kupferner Kessel; die hölzernen Sitzbänke ringsum verrieten nicht minder als die blanken Geschirre an den Wänden die gröſste Sauberkeit.

In der Hütte trafen wir 2 Sennerinnen; die ältere derselben war eben mit der Käsebereitung beschäftigt, und es machte uns groſses Vergnügen, ihr dabei zuzusehen. Im Kessel befand sich die Milch vom gestrigen Tage. Als dieselbe den nötigen Wärmegrad erreicht hatte, warf die Sennerin ein Stück aufgeweichten Labmagen hinein, worauf die Milch zusehends gerann. Nun wurde die verdickte Käsemasse mit einem langen Stabe in Würfel zerschnitten. Als die Sennerin hierauf mit Schapfen langsam durch die Masse fuhr, geriet diese in starke Bewegung. Endlich wurde die Käse abgeschöpft und in lange hölzerne Formen gebracht, welche am Boden mit Löchern versehen waren, damit der flüssige Teil, die Molke, ablaufen konnte. Letztere wurde mit etwas saurer Milch abermals in den Kessel geschüttet und gerann von neuem. Aus dem zweiten sich bildenden Käsestoff bereiten die Sennerinnen den sogenannten Zieger, ein Nahrungsmittel, welches sie oft statt des Brotes genieſsen. Die übrigbleibende Molke wird zu Schweinefutter und teilweise zur Reinigung der Geschirre verwendet. Die Sennerin konnte uns nicht genug versichern, wie notwendig für das Gelingen der Käse die Reinlichkeit sei.

Die jüngere Sennerin war am Butterfasse thätig. In gleichmäſsiger, nicht zu groſser und nicht zu geringer Geschwindigkeit drehte sie die Kurbel, damit im Fasse die Fettkügelchen des Rahmes sich zu Klümpchen ballten. Als sich bei der Öffnung des Fasses die gewonnene Butter fest genug zeigte, wurde die übrig gebliebene Milch (Buttermilch) abgegossen, das Faſs zur Hälfte mit Wasser gefüllt und die Butter nochmal darin abgerührt, bis alle Milch möglichst vollständig entfernt war. Nachdem die Sennerin die fertige Butter in verschieden groſse Formen gebracht hatte, wurden diese in der Vorratskammer aufgestapelt, wo bereits zahllose Käslaibe Platz gefunden hatten.

Wir bekamen sowohl von der frischen Butter, als auch von der Buttermilch zu kosten, und beide mundeten uns besser, als die feinsten Tafelspeisen. Auch thaten wir dem duftenden Schmarn, welchen die Sennerin für sich und uns zum Mittagsmahle bereitete, alle Ehre an. Dabei erfuhren wir vieles aus dem Leben der Almerinnen. Den ganzen Tag über heiſst es thätig sein.

Aufser der Käse- und Butterbereitung haben sie noch allerlei Geschäfte. Morgens und abends müssen die Kühe eingetrieben und gemolken werden. Das Eintreiben macht viel Mühe und dauert zuweilen einige Stunden; denn die Kühe versteigen sich oft weit und gelangen auf die steilsten Höhen, wie in die tiefsten Schluchten. Der Stall bleibt immer offen, damit die Tiere nach Belieben aus und ein können.

Die Sennerin schläft in einem Verschlage neben dem beschriebenen Raume der Hütte. Hoch aufgetürmt steht dort ein Bett; ein kleines Altärchen, geschmückt mit Bildern, Blumen und allerlei Heiligtümern, ist über demselben angebracht.

Die Sennerin führt ein schlichtes Leben. Arbeit und Genügsamkeit und die frische Bergluft röten ihre Wangen und stimmen ihr Herz heiter. Gar schön mag es sein, wenn sie an stillen Sommerabenden nach gethaner Arbeit vor ihrer Hütte sitzt und hinüberjodelt zur benachbarten Alm, deren Bewohnerin den Ruf erwidert. Um Johanni werden die Feuer auf den Höhen entzündet und leuchten von einer Hütte zur andern gleich flammenden Grüfsen. Ein Fest ist für die Sennerin der Tag, an welchem sie nach einem glücklichen Sommer zu Thale fährt mit den bekränzten Kühen, deren stattliche Herde ein lebendiges Zeugnis ist für ihr emsiges Schaffen auf der Alm.

29. Von den Fischen.

Nächst den Säugetieren und Vögeln gehören die Fische zu den nützlichsten Tieren. Die meisten von ihnen liefern dem Menschen eine gesunde Nahrung, und es gibt ganze Völker, welche fast ausschließlich auf Fischnahrung angewiesen sind. Der Fang, die Zubereitung der Fische und der Handel mit denselben bilden für viele Menschen den Hauptnahrungszweig. Außer dem Fleische, welches frisch, eingepökelt, geräuchert, gedörrt und gebraten genossen wird, erhalten wir von manchen Fischen z. B. den Stören, Hausen und Meeräschen den Kaviar, d. h. die eingesalzenen Fischeier, von unseren Flußfischen den Rogner zu wohlschmeckenden Brühen.

Die Schwimmblase des Hausen, der Störe und Welse ꝛc. gibt Fischleim (Hausenblase). Die Haut der Aale, Meerlachsarten, der Rochen und Haie dient gegerbt zu Überzügen von Koffern, Kästchen und anderen Geräten. Die Schuppen mancher Fische lassen sich zu feinen Stickarbeiten oder zur Verzierung von Luxusgegenständen verwenden. Der Fischthran endlich ist nicht nur als Fett zur Gerberei, zum Seifensieden u. s. f. von

großem Werte, sondern dient auch, z. B. der aus der Leber des Kabeljau gewonnene, als wirksames Arzneimittel.

Giftig an und für sich ist kein Fisch; doch kann der Genuß des Fleisches mancher Fische, welches sehr bald in Fäulnis übergeht, Krankheiten verursachen. Am besten ist es, wenn die Fische lebendig in die Küche geliefert werden; dies gilt besonders von den Süßwasserfischen. Fische, welche schon länger tot sind, haben eingefallene Augen, blaßrote, fast weiße Kiemen, ein weiches, schleimiges Fleisch und sind hinter den Flossen blaß und aufgelaufen. Das Fleisch kranker Fische ist locker und gelblich; beim Öffnen derselben verbreitet sich ein übler Geruch. Fische, die in engen Behältern und Teichen, auf morastigem Grund gezogen werden, sind weniger gesund, stehen leicht ab und faulen schnell, ebenso Fische aus Flüssen in der Nähe großer Städte, wo viel Unrat in den Fluß geworfen wird. Seefische sollen nur dann verwendet werden, wenn sie frisch, nicht riechend und von unveränderter Farbe sind. Im geschlachteten Zustande lassen sich die Fische einige Tage halten, wenn man sie mit Essig begießt oder mit Salz bestreut. (Marinieren). Alle Fische sind zur Laichzeit weder gesund noch schmackhaft; überdies ist ihr Fang zu genannter Zeit verboten. Gefährlich sind fast immer die Verletzungen, welche durch Zähne oder Flossen von Fischen veranlaßt werden, weil dabei gewöhnlich schleimige oder verwesende Stoffe mit in die Wunde gelangen, die selbst den Tod herbeiführen können. (Nach Tutschek.)

30. Behandlung der Tiere in Haus und Küche.

Die Thätigkeit in Haus und Küche bringt uns in Beziehung zu verschiedenen Tieren. Bei der Behandlung derselben muß jede Roheit ausgeschlossen sein. „Wer Tiere quälen kann, verrät ein schlechtes Herz."

Tieren, die wir am Leben erhalten wollen, muß zur bestimmten Zeit genügendes Futter gereicht werden. Reines Lager, reiner Stall, reines Futtergeschirr sind Forderungen, die wir nicht außer acht lassen dürfen. Ein vernachlässigtes, hungriges Käfigvögelchen ist ein harter Vorwurf für seine Pfleger. Wie viel wohler würde es sich in luftiger, sonniger Freiheit fühlen, als in der Gefangenschaft bei gleichgiltigen Menschen! Wenn die Tiere erkranken, ist es unsere Pflicht, für Linderung ihrer Leiden zu sorgen. Erprobte Hausmittel mögen in leichteren Fällen angewendet werden; in schwereren Fällen wende man sich an den Tierarzt, niemals aber an einen Pfuscher.

Sind wir veranlaßt, Tiere zu töten, so muß dies auf rasche, möglichst schmerzlose Art geschehen. Welche Grausamkeiten verübt hiebei oft eine ungeschickte oder rohe Hand!

Das Töten des Geflügels soll nur mit scharfgeschliffenen, spitzen Messern durch rasches, kräftiges Stechen geschehen. Die Köchin darf hier kein Versuchsstückchen ausführen, sondern sie muß von darin geübten Personen sich vorher genügend unterweisen lassen.

Wie viel wurde schon bezüglich des Tötens der Frösche geschrieben! Vergebens! Diese Tiere müssen oft tagelang verstümmelt die größten Qualen erleiden. Wahrhaftig, lieber sollte man auf den Genuß der Froschschenkel ganz und gar verzichten, als solche Tierquälerei durch Ankauf derselben stillschweigend zu fördern.

Krebse und Schnecken dürfen nur in siedendes Wasser geworfen werden, nicht in kaltes oder laues, das erst dann zum Sieden gebracht wird.

Den Fischen werde das Genick abgeschnitten oder mit dem Hammer abgeschlagen. Auch die uns schädlichen Tiere sollen, wenn ihre Vertilgung notwendig ist, möglichst rasch ums Leben gebracht werden.

31. Der Geflügelhof.

Inning, den 15. Mai 1890.

Liebe Base!

Mit gerechtem Stolze schicke ich Dir hiermit ein Körbchen voll frischer Eier aus meinem eigenen Geflügelhof. Ja, denke nur, seit dem vorigen Sommer bin ich Besitzerin eines solchen und habe die Vollmacht, darin allein zu schalten und zu walten. Ich kann Dir nicht genug versichern, welche Freude ich seither an demselben gehabt, und wie viel Nutzen wir schon für das Hauswesen aus demselben gezogen. Ich habe von meinen Hühnern und Enten schon an 800 Eier erhalten, habe dem Vater manch köstlichen Sonntagsbraten mit einem jungen Hühnchen oder Gänslein bereitet und mit den sorgfältig gesammelten Flaumen schon ein Kissen gefüllt.

Warum ich Dir das Geheimnis so lange nicht verraten? Ich wollte meine Erfahrungen auf diesem Gebiete erst reifen lassen, um Dir dann gleich gehörigen Respekt einzuflößen.

Um Dich nun vielleicht zur Nacheiferung und zum Wettkampf mit mir anzuregen, gebe ich Dir heute eine Beschreibung meines kleinen Geflügelhofes. Kostspielige Sorten von Federvieh findest Du nicht darin, sondern nur solche, deren Pflege einträglich ist. Da stolziert ein stattlicher italienischer Hahn mit fünf Italiener-Hennen, während, etwas entfernt von den übrigen, eine glückliche Mutter, stolz sich prustend, im Kreise ihrer Küchlein wandelt und sie durch stete Ermahnungen um sich versammelt hält. Unter das Hühnervolk mischen sich Täubchen, deren ich nur einfache Arten, blaue, weiße und braune, besitze. — An dem kleinen Teiche nahe dem Hofe watscheln vier Gänse mit ihrem Gebieter; es ist das eine Kreuzung der weißen Emdener und grauen Toulouser Gans. Fünf Peking-Enten halten gute Freundschaft mit ihnen. Allerliebst sind besonders die in eigenem Gehege gehaltenen flaumigen jungen Entlein, welche der Obhut einer treuen Gluckhenne anvertraut sind. Zu

drollig ist der Schrecken dieser Pflegemutter, wenn trotz ihres Mahnrufes sich die kleinen Schützlinge ihrem Elemente überlassen.

Das ist ein Flattern und Schwirren, ein Gackern, Krähen und Schnattern den lieben langen Sommertag, wahrhaftig ein fröhliches Leben, das ich schon nicht mehr missen könnte!

Die Ställe hat der Vater selbst mit den einfachsten Mitteln hergestellt. Für die Hühner ist in dem Holzschuppen ein Verschlag gemacht, dessen Bretter gut schließen, damit keine Zugluft entsteht. Über die kleine Lichtung in der Thüre ist ein Gitter genagelt. Ungefähr in halber Höhe des Stalles sind Sitzstangen von etwa 6 cm im Durchmesser angebracht; unterhalb derselben hat der Vater zwei Bretter neben einander befestigt, damit der Kot der Vögel nicht zu Boden falle und den auf demselben aufgestreuten Sand verunreinige. In der Höhe dieser Bretter befindet sich der Einlauf, von dem eine kleine Treppe sowohl innen als außen abwärts führt. Damit ist die ganze Einrichtung meines Hühnerschlafsaales fertig, und es ist nur noch zu bemerken, daß derselbe außerordentlich rein gehalten werden muß. Im Winter habe ich denselben mit Stroh und Mist außen gut eingeschlagen, damit die Tiere hübsch warm hatten. Überhaupt muß man dieselben ja vor Kälte, Regen, Schnee und Wind schützen. Bei ungünstiger Witterung halten sie daher ihre Promenaden unter der gedeckten Schuppe, wobei sie sich mit Aufscharren des Bodens oder mit Baden im Sande die Zeit vertreiben. Bei warmem Wetter aber lasse ich sie natürlich ins Freie.

Von dem Hühnerstall getrennt ist der für die Enten und zwar in der Nähe des Teiches. Er besteht lediglich aus einer umgestürzten großen Kiste mit einem ausgeschnittenen Schlupfloch, das natürlich, wie der Einlauf des Hühnerstalles, jeden Abend sorgfältig geschlossen werden muß, damit die Vögel vor Raubtieren, als Mardern, Katzen 2c. geschützt seien. Meine Entlein, die gar zu gern im Freien übernachten möchten, muß ich jeden Abend in den Stall locken. Der Boden desselben ist Naturboden und mit Streu belegt, welche oft gewechselt werden muß.

Die Stallung für meine Gänse besteht aus einem etwa 2 qm großen Bretterhause in der Nähe des Teiches.

Die Tauben aber wohnen gleich unter dem Dachraum unsers Wohnhauses, wo an der Giebelseite unter den Sparren ein Verschlag hergestellt ist; zu diesem führt eine kleine Thüre, und innen ist derselbe durch Brettchen in mehrere Fächer geteilt (von etwa 30—35 cm Höhe und Weite), so daß jedes Taubenpärchen ein eigenes Fach besitzt. Vom Flugloch aus, das in die Mauer gemacht ist, stehen 25—30 cm lange, schmale Flugbretter hervor. An jenem befindet sich ein Schieber, der mittels einer bis zum Boden herabhängenden Schnur geschlossen und aufgezogen werden kann.

Hat mich nun am frühen Morgen das Krähen des Hahnes geweckt, so ist es eines meiner ersten Geschäfte, die des Abends sorgfältig verschlossenen Ställe zu öffnen, meine lieben Pfleglinge, wenn es die Witterung erlaubt, ins Freie zu lassen und sie zu füttern. Das ist nun ein Flügelschlagen und Betteln und Pipsen, wenn ich mit dem Futterkorb unter sie trete! Die

Tauben fliegen mir auf die Schultern, die putzigen Küchlein kommen auf mein Locken herbei und picken mir zutraulich die Körner aus der Hand. Sie kennen mich alle und merken es genau, wenn sie jemand anderer füttert. Die Tauben erhalten Erbsen, Wicken und Getreidekörner; auch nehmen sie schmarotzend an der Tafel der Hühner teil; letzteren bringe ich täglich dreimal Brot, das im Wasser gequellt, dann ausgedrückt und mit Hühnermehl oder Kleie vermengt worden, auch Gersten-, Weizen-, Maiskörner, sowie Grünfutter, Gras 2c. Den Hennen gebe ich auch zerstoßene Eierschalen, weil sie bei Ermangelung von Kalkstoffen Eier ohne Schale legen würden. — Im Sommer reiche ich ihnen täglich frisches Wasser und zwar in eisernen Geschirren, da der sich bildende Rost günstig auf die Gesundheit der Vögel wirkt.

Enten und Gänse erhalten im allgemeinen gleiches Futter wie die Hühner, nur in feuchterem, schwammigerem Zustande; besonders lieben sie Salatabfälle. Die Enten werden immer in der Nähe des Teiches gefüttert, da sie zum Fressen beständig auch Wasser bedürfen.

Das allererfreulichste Geschäft der ganzen Geflügelzucht ist mir aber die Pflege der Jungen, eine Kunst, für die ich zu meinem nicht geringen Stolze von den Eltern schon manches Lob eingeheimst habe.

Solltest Du, liebe Base, Dich für diesen Gegenstand wirklich etwas interessieren, was ich bei Deinem praktischen Geschicke und Deinem liebevollen Gemüte vermute, so werde ich Dir in einem nächsten Briefe eingehend darüber berichten.

Indem ich Dich bitte, mir bald Nachricht über Dein und Deiner Angehörigen Befinden zu geben, bin ich mit den herzlichsten Grüßen

Deine Base Anna.

Inning, den 13. Juni 1890.

Liebe Base!

Da Du zu meiner größten Freude die letzte Mitteilung über meinen Geflügelhof so freundlich aufgenommen und, wie ich richtig vermutet, gleich Feuer und Flamme für die Sache warst, so fahre ich in meiner schriftstellerischen Thätigkeit fort und erzähle Dir von der jungen Nachzucht meines Federviehs und zwar zuerst von den Hühnern.

Die Eier, die zum Brutzweck bestimmt sind, werden, nachdem man sie mit dem Datum versehen hat, an dem sie gelegt worden, an einem kühlen Orte aufbewahrt. Solche, die über drei Wochen alt sind, dürfen nicht mehr zum Ausbrüten genommen werden. Keimfähige Eier enthalten im oberen Teile des Dotters eine fadenförmige Masse, den Keim des Küchleins. Hält man das Ei gegen das Licht, so bemerkt man unter der Schale am breiteren Ende desselben einen hellen Ring, nicht größer als eine Erbse; das ist eine Luftblase, welche sich vergrößert, je älter das Ei wird. Ihre geringe Größe ist also ein ziemlich sicheres Zeichen seiner Frische. Ich bereitete der Bruthenne ein Nest an einem ruhigen, nicht zu warmen und nicht zu kühlen Orte gleich auf dem Boden, indem ich eine kleine Vertiefung in der Erde mit Stroh und Heu auslegte. Man kann aber auch die Henne

in einer Kiste oder in einem Korbe ansetzen. Dann bringe man unten hin etwas Sand oder Erde, damit die natürliche Feuchtigkeit des Bodens hergestellt ist. Ja, es ist sogar ratsam, bei großer Trockenheit des Brutraumes diese Erde während der Brutzeit einigemale vorsichtig mit etwas Wasser zu benetzen, um den Küchlein durch die so erzeugte feuchte Wärme das Brechen der Schalen zu erleichtern.

Meiner ziemlich großen Bruthenne legte ich 16 Eier zugleich unter. Am 21. Tage kamen diese zum „Ausfall", und zwar hatte ich das Glück, daß 12 Küchlein von selbst aus der Schale schlüpften und so sich lebensfähig zeigten. Während der Brutzeit hielt ich stets in der Nähe der Henne Wasser und trockenes Futter bereit. Ist die Henne in einem Korbe angesetzt, so muß man sie selbst alle 2—3 Tage herausheben, um sie zur Futterstelle zu lassen. Wenn die Eier von der Henne stark beschmutzt werden, reinigt man sie vorsichtig mit lauwarmem Wasser.

Welche Freude man an solch niedlichen Dingerchen hat, kann ich Dir gar nicht beschreiben, liebe Base! Sobald die Küchlein ausgeschlüpft waren, brachte ich sie samt der Henne in einen mäßig warmen Raum und fütterte sie mit gesottenen, feingehackten Eiern nebst etwas Schnittlauch, und zwar des Tages öfter, gab ihnen aber nie zu viel auf einmal. Milch gab ich ihnen in einem seichten Untersatz, damit sie nicht etwa ersäufen. Wie ihnen diese Mahlzeiten schmeckten! Am ersten warmen Tage ließ ich meine kleine flaumige Gesellschaft mit ihrer Mutter ins Freie; doch sonderte ich sie von dem übrigen Geflügel ab, um Streit zu vermeiden. Bei kaltem Wetter oder Regen ließ ich sie in geschlossener Schuppe und streute ihnen Heublumen zu ihrer Beschäftigung auf den Boden. Auch diente ihnen ein kleiner Platz mit feinem Sand zum Badezweck. Nach den ersten acht Tagen fütterte ich sie mit Brot, in Milch aufgequellter Hirse rc. und zwar noch des Tages mehrmals. Nach 3—4 Wochen verringerte ich die Mahlzeiten auf drei und reichte auch schon mitunter Körner. — So lange die Küchlein es bedürfen, führt sie die Henne mit treuer mütterlicher Sorgfalt. Darauf fängt die Henne wieder zu legen an und würde das Brutgeschäft von neuem beginnen; doch ist es nicht ratsam, in den Spätherbst hinein noch kleine Küchlein zu haben.

Auch junge Entlein habe ich, wie ich schon letzthin erwähnte. Ich ließ 11 Eier durch eine Henne ausbrüten. Nach 28 Tagen schlüpften 9 Junge aus und zeigten schon nach einigen Stunden ihre große Gefräßigkeit. Auch sie wurden mit gesottenen, fein zerhackten Eiern gefüttert, und Wasser ward ihnen in einem Topfuntersatz hingestellt. Nach 10—14 Tagen hatten die kleinen Entlein schon eine große Selbständigkeit, und die Henne ließ sie allmählich ihren eigenen Weg ziehen.

Auch meine Gänse ließ ich heuer brüten. Ich richtete ihnen Brutplätze, jeder Gans ein eigenes Nest und zwar da, wo sie das erste Mal hinlegte. (Legen aber alle in ein Nest, so müssen die Eier täglich weggenommen werden.) Gänseeier müssen durch Gänse ausgebrütet werden. Sie sollen im März, spätestens April angesetzt werden, da es sehr schwer ist, junge Gänse bei heißem Wetter aufzuziehen. Die Brutzeit dauert 30—34 Tage. Die brütende

Gans muß täglich veranlaßt werden, aufzustehen und ein Bad zu nehmen. Außerdem muß sie in ihrer Nähe Futtervorrat und Wasser haben; denn wenn sie der Hunger überfiele, sagt der Vater, so fräße sie ein Ei nach dem andern. Der Gänserich leistet seinem Weibchen beim Brüten treulich Gesellschaft.

Sind die Jungen ausgebrütet, so bringt man sie täglich einige Stunden lang auf frischen Rasen und füttert sie mit gekochtem Hafermehl und Reis. Wasser gibt man in einem sehr flachen Gefäß; denn vor 14 Tagen dürfen die Jungen nicht schwimmen. Nach dieser Zeit werden sie ziemlich selbständig, müssen aber vor starkem Regen bewahrt werden; nun erhalten sie täglich zweimal Körnerfutter.

Gar keine Mühe macht die Zucht junger Tauben, da bei diesen die Eltern selbst die Pflege übernehmen. Hat man, wie ich schon erwähnt, im Taubenschlag Fächer eingerichtet, so werden die Tauben selbst etwas Stroh eintragen. Die Täubin legt in jeder Brutzeit nur 2 Eier, welche nach 18 Tagen zum Ausfall kommen, und zwar sind die Jungen meist ein Männchen und ein Weibchen. Im Brutgeschäft wechseln Tauber und Täubin ab. Durch ein Fensterlein in der Thüre konnte ich, ohne die Vögel zu stören, Zeugin ihrer großen elterlichen Zärtlichkeit sein. Die Jungen werden von den Alten mit einem milchartigen Brei, welchen dieselben aus ihrem Kropf absondern, geätzt, indem sie ihren Schnabel in den der Eltern stecken. So lange diese Weichfütterung andauert, haben auch die Schnäbel der Jungen ein fleischiges, weiches Ansehen. Nach und nach werden halbverdaute Erbsen oder andere Körner mit diesem Brei vermischt. Die alten Tauben sollen zu dieser Zeit etwas weiches Futter erhalten, damit die Zersetzung desselben leichter vor sich geht.

Nach etwa vier Wochen sind die Jungen flügge und imstande, ihre Nahrung selbst zu suchen; sie gedeihen bei gutem Futter außerordentlich schnell.

Wohl wäre noch manches zu erwähnen über Krankheiten des Federviehs rc.; aber dies würde mich zu weit führen und Dich, liebe Base, ermüden. Auch möchte ich mir noch einiges auf Deinen lieben Besuch versparen, den ich diesen Herbst sicher erwarte, um so mehr, als es mir vielleicht gelungen ist, Deine Neugierde etwas zu erregen. Sei versichert, daß Dich mit offenen Armen empfangen wird

Deine Dich herzlich liebende Base Anna.

32. Die Fäulnis.

Die tägliche Erfahrung belehrt uns, daß unter gewissen Umständen pflanzliche und tierische Stoffe sich zersetzen.

Verlauf und Ergebnisse dieser Zersetzungen sind ebenso verschieden, wie es die Zusammensetzung der sich auflösenden Stoffe ist. Tier- und Pflanzenkörper bestehen zwar aus verhältnismäßig wenigen Grundstoffen oder Elementen, wovon als die wichtigsten Kohlen-, Sauer-, Wasser-, Stickstoff, Schwefel, Phosphor und einige andere zu nennen sind; aber diese Stoffe verbinden sich so vielfältig, daß es bis jetzt nicht gelungen

ist, die große Zahl und mannigfache Art dieser Verbindungen vollständig kennen zu lernen. Dieselben lösen sich wieder und ordnen sich zu einfachen Verbindungen, sobald das Tier oder die Pflanze stirbt.

Der Zerfall der organischen Körper bei gewöhnlicher Temperatur und Einwirkung der Luft wird freiwillige Zersetzung genannt. Dazu gehören Vorgänge, welche unter den Namen: Fäulnis, Vermoderung, Verwesung, Gärung bekannt sind.

Die Fäulnis ergreift die stickstoffhaltigen Körper, wie Fleisch, Blut, Eiweiß, Käsestoff, Leim, Stärke u. s. w. Viele derselben gehören in gesundem Zustande zu unsern Nahrungsmitteln, können aber als solche nicht mehr verwendet werden, sobald sie in Fäulnis übergehen, sei es auch nur in geringem Grade; denn die verderbenden Nahrungsstoffe werden Ekel erregend und bilden für Gesundheit und Leben höchst gefährliche Gifte. Die Fäulnis kündigt sich sofort durch höchst übelriechende, belästigende und die Luft verpestende Gase an. Daher sind auch Anstalten, in denen faulende Stoffe verarbeitet werden, wie Düngerfabriken, Leimsiedereien ꝛc. entfernt von den menschlichen Wohnungen anzulegen. Einen nicht zu unterschätzenden Dienst für Reinigung der Luft leisten aasfressende Tiere, besonders in heißen Ländern.

Die Erfahrung lehrt, daß Feuchtigkeit bei angemessener Wärme die Zersetzung faulender Körper sehr befördert, während Trockenheit, Siedhitze und strenge Kälte den Verfall verzögern oder ganz aufhalten können. Obst, Kartoffeln faulen sehr bald, wenn sie zu frühe geerntet und an feuchten Orten, z. B. in dumpfen Kellern, aufgeschichtet werden. Frische Fleischwaren, Fische u. dgl. halten sich im Winter tagelang recht gut, im Sommer dagegen nicht. Man legt sie deshalb zur warmen Zeit auf Eis und verpackt sie darin beim Verschicken. Im Haushalte benutzt man den Eisschrank.

Feuchte Wohnungen mit ungenügender Lüftung sind bekanntlich für die Gesundheit sehr nachteilig. Kranke, z. B. Lungenleidende, dürfen sich in solchen Räumen nicht aufhalten. An feuchten Orten verderben Vorräte, wie Holz, Mehl, Brot, Kleider, Möbel fast regelmäßig. Man hüte sich daher vor dem Beziehen feuchter oder noch nicht vollständig ausgetrockneter Wohnräume.

Endlich lehrt uns die Erfahrung, daß da, wo die Stoffe faulen, gewisse Pflanzen auftreten, die aus diesen Stoffen ihre Nahrung nehmen. Dazu gehören unter andern die Pilze und zwar nicht bloß die größern Arten, wie die bekannten „Schwämme“, der gefürchtete „Hausschwamm“,*)

*) Der Holzzerstörer, auch tropfender Faltenschwamm und Thränenschwamm genannt.

der „Schimmel“, sondern auch jene kleinen, unscheinbaren, jedoch häufig sehr wirksamen Pflänzchen, welche an dumpfen Stellen in feuchtwarmer Umgebung auf moderigem Boden die Stoffzersetzung veranlassen und fördern und deshalb Fäulniserreger genannt werden. Erst durch das Mikroskop war es möglich, diese oft schlimmen Feinde näher kennen zu lernen, welche dem unbewaffneten Auge häufig als feiner Staub erscheinen oder auch ganz entgehen. Ihre lebenden Keime sind in der Luft und im Wasser sehr verbreitet, können leicht übertragen werden und gedeihen bei mäßiger Wärme lebhaft.

Hieraus erklärt sich, warum gereinigte Luft oder vollständiger Luftabschluß, sowie Siedhitze und eine Temperatur unter dem Eispunkte der Fäulnis, überhaupt jeder freiwilligen Stoffzersetzung entgegen wirken. Ähnlich wirken Gifte, wie Sublimat, Karbolsäure, welche in der Heilkunst vielfache Anwendung finden.

Um Nahrungsmittel vor dem Verderben zu schützen, werden dieselben teils getrocknet, teils eingemacht und an passenden Orten aufbewahrt. Getrocknete Gemüse, gedörrtes Obst bleiben jahrelang genießbar. Zum Einmachen verwendet man Kochsalz, Zucker, Weingeist, Essig Branntwein, Öl. Doch erfordert ein richtiges Verfahren hiebei viel Sachkenntnis, handliche Fertigkeit und besonders sorgfältigste Reinlichkeit. Süße Früchte kocht man gut „ein“ und wenn nötig, „auf“. Auch Fleisch und Fleischspeisen, sowie Milch werden in ähnlicher Weise eingemacht und erhalten sich lange ohne alle Veränderung. Überhaupt sind die „Konserven“, d. h. die durch geeignete Behandlung zum längern Aufbewahren hergerichteten Nahrungsmittel von großer Bedeutung. Sie leisten auf Reisen, bei Ausrüstungen im Kriege, auf Schiffen sehr gute Dienste und kommen im großen in den Handel.

Zu längerm Gebrauche bestimmtes Fleisch wird eingesalzen. Allerdings erleidet es dadurch eine wesentliche Veränderung, indem es härter, unverdaulicher wird und nahrhaften Fleischsaft unter Bildung von Salzlake abgibt. Doch sind wir durch dieses Verfahren instand gesetzt, uns auf längere Zeit mit Fleischvorrat zu versehen, und das im Rauch über Holzfeuer getrocknete Salzfleisch, das Rauch- oder Dörrfleisch, ist beliebt. Es bildet, wie auch die gesalzenen Heringe, welche seit der Erfindung des Pökelns*) in Millionen durch die ganze Welt wandern, einen bedeutenden Handelsgegenstand.

Bei beschränktem Luftzutritt schreitet die Fäulnis nur langsam fort; wir nennen diesen Vorgang Vermoderung. Im stehenden Wasser

---

*) Durch den holländischen Fischer Beukelsz, † 1397.

bildet sich aus vermodernden Pflanzenresten das entzündliche Sumpfgas, welches aus dem Moraste der Sümpfe aufsteigt.*)

Bei reichlichem Luftzutritt geht die Zersetzung faulender Stoffe ununterbrochen fort, bis sich dieselben in ihre ursprünglichen Bestandteile aufgelöst haben oder verwest und dadurch zur Entwickelung neuen Lebens verwendbar sind.

In verschiedenen Gewerben benutzt man die Fäulnis, so bei der Flachsbereitung, bei der Herstellung von künstlichem Salpeter, in der Gerberei und in der Landwirtschaft in den schon erwähnten Düngerfabriken.

A. Neumann.

33. Die Gärung.

Die Gärung ist schon von alters her durch Bereitung der geistigen Getränke: Wein, Bier u. a., bekannt.

Zu den verschiedenen Weinarten liefert uns die Natur die fertige Gärungsflüssigkeit in dem zuckerhaltigen Safte der Wein-, Johannis-, Stachelbeere, des Obstes 2c.

Der auf die bekannte Weise durch Auspressen der zerquetschten süßen Früchte gewonnene „Most“ wird in Gärkufen oder Fässer gefüllt und in genügend warmen, luftigen Räumen, den Gärkellern, sich selbst überlassen. Schon nach 4—5 Tagen ist er in voller Gärung begriffen, wird trübe, überzieht sich mit einer Schaumdecke und gerät in heftige Bewegung. Aus der zischenden, scheinbar siedenden Flüssigkeit entweicht Kohlensäure, ein bekanntlich giftiges, beim Einatmen tödlich wirkendes Gas, weshalb zur Zeit der Weingärung die Keller nur mit besonderer Vorsicht betreten werden dürfen.

In etwa 10—14 Tagen ist die erste oder Hauptgärung vorüber. Die Flüssigkeit wird ruhig, klärt sich, indem der Trübstoff, „die Hefe“, zu Boden sinkt; weinartiger Geruch und Geschmack zeigen die geschehene Umwandlung des Mostes in Wein an.

So der äußere Verlauf der Weingärung.

Die innern Vorgänge bestehen im wesentlichen darin, daß sich der Zuckerstoff des Mostes in Kohlensäure und Weingeist spaltet, welch letzterer dem Weine die belebende Kraft, sein „Feuer“, verleiht.

Zur weitern Behandlung füllt man den Wein in Fässer und Flaschen ab, wo die etwa noch vorhandenen Zuckerteile in langsamer Nachgärung weiter zersetzt werden.

Bei der Bierbereitung ist die Gärungsflüssigkeit nicht gegeben und muß erst hergestellt werden. Hierzu benutzt man die an Stärke

*) Irrlichter.

reichen Getreidearten, insbesondere Gerste und Weizen. Die Gerste bringt man durch Einweichen oder durch Übergießen mit Wasser zum Keimen, wobei sich Stärkemehl in Zucker verwandelt. Die süß schmeckenden Körner werden dann getrocknet und heißen nun „Malz". Durch Abkochen gewinnt man aus grob gemahlenem Malz und andern beigemengten stärkemehlhaltigen Stoffen die Bierwürze oder süße Maische*), aus welcher unter Zusatz von Hopfen eine Flüssigkeit gewonnen wird, die in derselben Weise gärt wie der Most und sich dadurch in Bier verwandelt. Da die Gärung hierbei etwas langsamer eintritt und die Flüssigkeit sauer werden könnte, so setzt man Hefe zu, welche die Umwandlung rasch einleitet.

Die Biergärung ist sehr nachhaltig und dauert lange fort, so daß gutes Bier noch bis zum Ausschänken in schwacher Nachgärung begriffen ist, daher schäumt und hauptsächlich durch seinen Gehalt an Kohlensäure einen erfrischenden Trunk abgibt.

Auch bei der Bereitung des Branntweins vermischt man stärkemehlhaltige Stoffe (Kartoffeln, Roggen, Weizen, Gerste, Mais, Reis 2c.) mit Malz**) und stellt dadurch eine Gärungsflüssigkeit her, setzt dieser Hefe zu, und am dritten oder vierten Tage ist die Maische weingar oder reif. Der dabei sich bildende Weingeist oder Alkohol — Spiritus — wird dann durch Abdampfen in den sogenannten Brennereien gewonnen.

Ebenso kann Weingeist aus gegorenen süßen Früchten (Zwetschgen, Kirschen), selbst aus Wein abgedampft werden, wodurch man die verschiedenen Arten von Branntwein und Spiritus erhält.

Essig wird nicht unmittelbar durch Gärung, sondern erst aus den durch Gärung erhaltenen Stoffen, also aus Wein, Spiritus 2c. gebildet, wobei durch Zufuhr von Sauerstoff der Luft die essigsaure Flüssigkeit entsteht.

Die Zahl der angeführten Beispiele von Gärung könnte leicht vermehrt werden. So ist das „Gehen" des Brotteiges eine Gärung; die Bildung des Sauerkrautes beruht auf Gärung und ebenso das Sauerwerden der Milch, wobei sich Milchzucker in Milchsäure verwandelt. Doch aus dem Gesagten ergibt sich zur genüge die hohe Bedeutung der Gärung für unsern Haushalt und unser gewerbliches Leben; sind es doch tägliche Bedürfnisse, deren Befriedigung nur durch die Erzeugnisse der Gärung möglich ist. Gleichwohl kann sie uns auch nachteilig werden,

*) Malz enthält nicht bloß selbst Zucker, sondern dient auch dazu, in andern stärkemehlhaltigen Stoffen Zuckerbildung zu veranlassen, weshalb bei der Maischbereitung solche Stoffe ohne weiteres beigemischt werden können.

**) Teigt oder maischt sie ein.

indem Nahrungsmittel u. dergl. durch Gären verderben. Aus den Bedingungen, unter denen die Gärung überhaupt stattfinden kann, ergeben sich deshalb die geeigneten Mittel zur Beförderung oder Verhütung derselben, die zum Teil schon oben*) genannt worden sind. Gärung verlangt stets eine zuckerhaltige Flüssigkeit, viel Wasser, angemessene Temperatur und einen Gärungserreger, die Hefe.

Offenbar ist die Hefenbildung der wichtigste unter den angeführten Punkten. Es ist daher auch leicht begreiflich, daß man bestrebt war, die Natur der Hefe genauer kennen zu lernen, daß berühmte Männer**) sich mit der Untersuchung eines Körpers beschäftigten, der auf unsere Ernährung mittelbar so großen Einfluß übt.

Die graue, schäumende, breiartige Masse von bitterm Geschmacke und sonstigen sauren Eigenschaften, welche entweder an der Oberfläche oder am Boden der Gärgefäße erscheint, besteht aus kleinen, ovalen, nicht selten perlschnurartig aneinander gereihten Zellen oder Bläschen und stellt somit eine sehr einfache Pflanze dar. Sie findet ihre Nahrung in den Eiweißstoffen der Gärmischung, vermehrt sich außerordentlich rasch und wächst zu großen Massen an, wenn hinreichend Wasser und die richtige Wärme***) vorhanden sind. Bei zu geringer Wärme bleibt die Hefe wirkungslos und in angemessener Hitze verliert sie ihre Lebenskraft ganz. In den Gewerben und im Haushalt benutzt man häufig Bierhefe. Da diese aber ihres bittern Geschmackes wegen für manche Zwecke nicht verwendbar, auch nicht überall zu haben ist, so bildet die Bereitung sogenannter Preßhefe einen besonderen Gewerbszweig.

Wenn Flüssigkeiten ohne Zusatz von Hefe gären, so werden denselben die Keime der Hefenpflanze durch die Luft zugeführt, was durch vielfache Versuche bestätigt worden ist.

Nur zuckerhaltige Stoffe können gären. Doch ist der Zucker, welcher hierbei verwendet wird, nicht der gewöhnliche Kandis oder Melis, sondern Traubenzucker†), der als feinkörnige Masse in den Handel kommt, weniger süß schmeckt als Rohrzucker und fabrikmäßig aus Stärkemehl dargestellt wird.

Die mehrfach erwähnte Stärke ist einer der verbreitetsten Stoffe im Pflanzenreich und findet sich außer in den bereits genannten Früchten noch besonders in Hülsenfrüchten, im Marke der Palmen, ja selbst im Holze und in der Rinde der Bäume.

Eine gesunde, gut gequellte Kartoffel zerfällt bei leichtem Drucke

---

*) Siehe „Fäulnis"! **) Z. B. Liebig. ***) 5—30° C.

†) Auch Kochzucker genannt.

in ihre weißen, großen, länglichen, zwiebelhautartig geschichteten Stärkemehlkörner, welche sich unter dem Mikroskope sehr wohl von andern Mehlsorten unterscheiden lassen. Die Nahrhaftigkeit unserer Früchte ergibt sich aus dem Gehalt an Stärke. — A. Neumann.

34. Das Brot.

Im Heidelberger Schlosse ließ Friedrich, der siegreiche Kurfürst der Pfalz, seine Kriegsgefangenen, darunter Bischöfe und Grafen, reichlich bewirten.

„In hohen Pokalen perlte der Wein;
Es dampften Wildbret und Fische“....
Doch klagten die Gäste: „Es fehlet das Brot!“
Da hob sich Friedrich ernsthaft groß:
„Ihr habt verwüstet durch Feuersglut
Die goldnen Gottessaaten;
Es sind — Schmach Eurem frevlen Mut! —
Die Scheunen in Flammen geraten.
Gott gab mir ob solcher Sünde den Sieg.
Solch Unrecht kann nicht dauern.
Und führt Ihr wieder schnöden Krieg,
So schont die armen Bauern!“

Ja, die „goldenen Gottessaaten“ sind des Landmanns Hoffnung; sein Lohn ist die Ernte. Stolz schreitet er in der Glut der Junisonne neben dem Wagen einher, der, von kräftigen Rossen gezogen, „kornbeladen“ zur Scheune schwankt. Im Spätherbst und Winter hören wir, wie der Bauer samt seinem Gesinde in taktmäßigen Schlägen mit dem „Flegel“ die Körner aus den Ähren drischt, um sie zur Mühle zu fahren.

Unter rastlosem Geklapper vollzicht diese ihre Arbeit: zwischen zwei kreisrunden Steinen wird das goldgelbe Kleidchen von den Körnern gestreift und ihr schneeiger Kern zu Mehl zerrieben.

Siebe und Tücher, beständig gerüttelt, sortieren das Mehl und schütteln es wieder in die Säcke des Bauern. Den größten derselben füllet das „schwarze“, so benannt, weil unter dem weißen Stärkmehl der graue Kleber sich findet, der dem Mehle etwas dunklere Färbung verleiht.

Ein großer „Backtrog“, aus fünf Brettern schmucklos gezimmert, doch desto sorgsamer geglättet, innen und außen reinlichst gescheuert, nimmt das „schwarze“ Mehl auf. In schneeweißer Schürze und hochaufgestülpten Ärmeln steht des Abends die Bäuerin davor, um Schwarzbrot anzumachen.“

Während die Tochter lauwarmes Wasser*) dem Mehle zuschüttet, mengt die Bäuerin mühsam beides zu dickflüssigem „Teige“. — Ihm

*) Etwa 75% des Mehlgewichtes.

wird dann in entsprechender Menge der Sauerteig*) beigemischt, damit während der Nacht in warmer Stube der Teig ordentlich „gehe“. Schon nach einigen Stunden entwickelt sich nämlich durch Gärung des „Hefels“ in zahlreichen Blasen Kohlensäure in Menge, die den Teig überall durchdringt und ihn porös gestaltet.

In früher Morgenstunde gilt es, ihn zu würzen und mit Mehl fest zu „durchkneten“, bis er zähe genug ist, um ihn in „Laibe“ formen zu können. Mehrmals „streicht“ man nun diese an ihrer oberen Fläche mit lauwarmem Wasser, um dadurch die Poren teilweise zu schließen und so das Entweichen der Kohlensäure zu erschweren.

Den „Backofen“ durchheizte inzwischen ein lebhaftes Feuer bis gegen +300 Grad; ist er von Feuer und Holz, von Kohlen und Asche sorgsam gereinigt, so „schießt“ man die Laibe auf der lange gestielten, hölzernen „Backschüssel“ ein und schließt dann die Thüre des Ofens. Durch die Hitze desselben wird die Gärung des Teiges beendet. Kohlensäure und Alkohol entweichen durch die zahlreichen Löcher, die mittels eines hölzernen Besens vor dem Einschießen in die Laibe „gestupft“ wurden, so auch etwa die Hälfte des eingeteigten Wassers; die Stärkmehlkörner zerplatzen und binden das Wasser in ihnen. Nach kurzer Zeit bräunt sich die obere Fläche der Laibe und bildet eine zähe, gummihaltige, wohlschmeckende „Krume“; an der unteren Seite dagegen entsteht die etwas weichere „Rinde“ und zwischen beiden lockere, mollige „Brosame“.

Mit wachsamem Auge achtet die Bäuerin auf die fortschreitend dunklere Färbung des Brotes, und durch prüfendes Klopfen auf die Rinde desselben erkennt sie mit erstaunlicher Übung, wann das Brot „ausgebacken“ ist.

Wohl weckt der würzige Duft des „neugebackenen“ Brotes in den Kindern lebhafte Begierde nach ihm; doch belehrt sie die Mutter, wie schwer es zu verdauen sei, und vertröstet sie auf den kommenden Tag.

Mit berechtigtem Stolze erfüllt es die Tochter des Hauses, wenn ihr die Mutter das Backen des Brotes anvertraut.

Während die Bäuerin löblicher Weise noch festhält an dem Brauche, ihr „Hausbrot“ selbst herzustellen, hat sich in Städten und Märkten schon seit vielen Jahrhunderten das ehrsame Bäckergewerbe gebildet, das den Bürger mit Brot versorgt.

Bäcker-Schwarzbrot mundet manchem vielleicht besser, weil es aus

*) Sauerteig, Säuer oder Hefel ist eine Mischung von Wasser und frischem Mehl, welche man bei einem gewissen Wärmegrad 2—3 Tage sich selbst überläßt, wodurch essigsaure Gärung erfolgt; sie zersetzt einen Teil des Stärkemehls in Gummi und Zucker und diesen in Kohlensäure und Weingeist.

einer Mischung von Roggen- und Weizenmehl hergestellt und lockerer ist; doch steht es an Nährwert hinter dem Bauern-Schwarzbrot beträchtlich zurück, da ihm der stickstoffreiche Kleber abgeht.

Frühzeitig schon waren die Bäcker beflissen, durch „feineres" Brot Kundschaft zu finden; im Laufe der Zeit entstand eine stattliche Reihe solcher Gebäcke, teils in dem Mehl und der Zuthat, teils in der Art der Bereitung verschieden.

Mürbes Brot gewinnt man, indem man unter den Milchteig noch etwas Butter mischt und die Brotstücke vor dem „Einschießen" mit ausgelassener Butter bestreicht.

Ist uns das „Brot" wie kaum eine andere Speise unentbehrlich geworden, so darf uns der Reichtum nicht wundern, mit dem unsere Sprache dasselbe im Sprichwort bedachte. „Wasser und Brot färben die Wangen rot!" so rühmt sie seine nährende Kraft. — „Besser ein Stück Brot in der Tasche, als eine Feder auf dem Hut!" so mahnt sie, auf gesunde Ernährung größeren Bedacht zu verwenden, als auf Flitter und Schmuck.

„Brot", diese bedeutsamste Speise, gilt uns deswegen als Inbegriff aller Bedürfnisse des Lebens, und wenn wir um des Leibes Nahrung und Notdurft zu Gott im Gebete uns wenden, so sprechen wir deshalb: „Gib uns heute unser tägliches Brot!" Rudelsberger.

35. Die Schwämme.

Schwämme gelten vielen Leuten als besondere Leckerbissen, und manche machen sich gerne das Vergnügen, sie im Walde selbst zu suchen und dann mit eigener Hand zuzubereiten.

Man lobt am meisten die Herren- oder Steinpilze, die Trüffeln, Champignons, Morcheln und Rehlinge. Aber noch viele andere werden gegessen, und zur „Schwammerlzeit", im Spätsommer und Herbste werden auf den Viktualienmärkten gar vielerlei Sorten zum Kaufe ausgeboten.

Gesunde Schwämme sind eine ungemein nahrhafte und kräftige Kost; denn sie enthalten einen großen Reichtum an Eiweiß, an Stärkemehl, Zucker und Gallerte und haben einen vortrefflichen Geschmack. Die Auswahl derselben erfordert aber immer große Vorsicht und die Zubereitung alle Sorgfalt; denn erstens sind die eßbaren Schwämme durchaus nicht so leicht von den giftigen zu unterscheiden, und zweitens können sonst gute Schwämme durch allerlei Zufälligkeiten giftig werden. Ein einziger, schädlicher Schwamm vermag schon das ganze Gericht unschädlicher Schwämme zu vergiften und dadurch unsägliches Unheil anzurichten. Alljährlich kommen Vergiftungsfälle durch Schwämme vor,

und nicht umsonst hat daher die Obrigkeit ein so scharfes Auge auf die zu Markte gebrachten Pilze.

Die Schwämme haben ein ungemein schnelles Wachstum und nur kurze Lebensdauer. Die einzelnen Arten ändern sich in Gestalt und Farbe so leicht und oft, daß man sie nach einer Beschreibung wohl nie zuverlässig erkennen wird. Gute, farbige Abbildungen thun schon bessere Dienste; sicher lernt sie indessen nur beurteilen, wer sie unter Aufsicht eines erfahrenen Kenners in Wiese und Wald oft genug selbst aufgesucht hat. Im allgemeinen gilt als Regel, daß man jene Pilze, welche sich beim Durchschneiden verfärben (blau oder rot anlaufen), einen Milchsaft aussickern, unangenehm riechen, eine schmierige Oberhaut oder grelle Farben haben, nie zum Genusse verwende. Auch alte Schwämme taugen nichts und solche, welche bei giftigen stehen.

Als der vorzüglichste aller Schwämme gilt die Trüffel. Sie sieht einer Kartoffel ähnlich und wächst unter der Erde, am liebsten in dem lockeren, schwarzen Boden der Laubwälder, 3—7 Stück beisammen. Unsere Eßwarenhandlungen lassen ihre Trüffeln meistens aus Frankreich kommen. Dort läßt man sie durch Hunde aufspüren, die von Jugend auf durch Beimischung von Trüffelschalen unter das Futter für Geschmack und Geruch derselben empfänglich gemacht worden sind.

Champignons sind leichter zu bekommen. Man findet sie im Herbst auf Weiden, in Grasgärten und an Waldrändern. Jetzt werden sie häufig von den Gärtnern auf besonderen Beeten gezüchtet, die in Kellern angelegt sind. Sie müssen weinartig riechen und, roh gekostet, nach Pfeffer schmecken.

Der Herren-, Stein- oder Edelpilz ist einer der größten und besten und wird im Herbste in Laub- und Nadelwäldern gesammelt. In manchen Jahren gibt es deren unzählige, in andern ist er selten. Sein festes, weißes Fleisch riecht angenehm und kann auch, in Scheiben geschnitten, getrocknet werden.

Die Morcheln wachsen im Frühjahre in sandigen Wäldern oft in großer Überzahl und werden frisch und getrocknet mehr als Gewürz in Suppen und Gemüsen verwendet.

Eine sorgfältige Köchin wird nie große, alte und übelriechende Schwämme kaufen, sondern kleinen und zartduftenden den Vorzug geben. Beim Putzen schneidet sie alle harten, zähen, wurmstichigen, breiartigen und zerfließenden Teile sorgfältig weg und entfernt auch die an der Unterseite des Hutes sitzenden Blätter und Häute. Dem Gerichte setzt sie beim Kochen eine weiße Zwiebel bei und rührt es mit einem silbernen Löffel um.

Man glaubt nämlich, wenn die Zwiebel weiß bleibt und der Löffel

nicht anläuft, so sei kein gefährlicher Schwamm in der Speise. Diese Erkennungsmittel sind aber nicht verlässig. Das scharfe Auge und die feine Nase der Köchin müssen das beste thun.

Fühlt sich jemand nach dem Genuß von Schwämmen unwohl, so trinke er laues Wasser im Übermaß, suche Erbrechen zu erregen und nehme einen Eßlöffel voll Ricinusöl. Vor allem aber schicke er schleunigst nach dem Arzte.

Sommer.

36. Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba.

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermafsen träge Leben von Habana hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitztum eines deutschen Pflanzers das Plantagenleben und die ländliche Natur Cubas kennen zu lernen. Auf meinem Wege dorthin durchschritt ich jenen prächtigen Teil der Insel, welcher der Garten von Cuba genannt wird und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleen, welche die Landstrafse und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten, welche links und rechts des Weges, einer neben dem andern, sich hinziehen, bieten die anmutigste Abwechselung zwischen frischem, dunkelgrünem Gebüsch und hohen, nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebst den Palmen das charakteristische Merkmal der tropischen Natur, sich auf- und niederwinden. Die gastlichste Aufnahme harrte meiner, und neben dem Reiz, welchen eine gastfreie deutsche Häuslichkeit und der Genufs eines paradiesisch schönen Landes den Reisenden bot, gewährte der Anblick einer durch deutschen Fleifs in höchste Blüte gebrachten Besitzung das höchste Interesse. Die Pflanzung Angerona, eine der schönsten der Insel, enthält an 1900 Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeefeld, 250 Morgen Zuckerfeld, 550 Morgen Weide- und Wiesenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Gebäude und nächste Umgebung derselben. Das Ganze ist einem Parke vergleichbar; prächtige Palmenalleen durchziehen es und begrenzen die einzelnen Kulturabteilungen; der Kaffeebaum wird in Reihen zu 2 m von einander gepflanzt und durch jährliches Beschneiden in der Höhe von nur 1,5 m und einem Umfang von 1 m Durchmesser erhalten; er wird mit 3 Jahren tragbar, und bei guter Pflege auf einem nicht zu sehr geschwächten Boden

dauert er bis zu 30 Jahren. Das Erdreich wird deshalb von Unkraut gesäubert und nur Mais und Bananen dazwischen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden ist ein rötlicher, diesem Teil Cubas eigentümlicher Kalkboden. Nachdem in den ersten Tagen des Frühlings die weifsen Blüten hervorgetreten und im Laufe des Sommers die hellroten, der Corneliuskirsche ähnlichen Beeren gereift sind, wird vom September bis Januar, hauptsächlich aber im November und Dezember, die Ernte gehalten, indem während dieser Zeit die ganze Pflanzung wohl achtmal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf grofsen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stofse oder von einem schweren hölzernen Rade gequetscht und die so abgehülsten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden sie von Negerinnen an langen Tischen Bohne für Bohne sortiert, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf zentnerweise in Säcke von Aloëbast geschüttet, was nicht zu lange verschoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erste und zweite Sorte sind wenig verschieden; die dritte aber enthält den Ausschufs, verkrüppelte und mifsfarbige Bohnen.

Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden und bedarf der Nässe durchaus nicht; man steckt wurzellose Stecklinge in die Erde, welche schon im nächsten Jahre geschnitten werden können; dann läfst man den Nachwuchs wieder aufschiefsen, und es dauert diese ergiebige Gewinnung bis zu 20 Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit ist das Jäten, drei- bis viermal im Jahr, und das Schneiden vom Dezember bis zum Mai; während letzterer Zeit ist die Zuckerpresse Tag und Nacht im Gang, um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch vier bis fünf Tage im Notfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Presse, aus drei senkrecht stehenden Walzen bestehend, wird durch acht Ochsen getrieben, die alle vier Stunden wechseln, um erst am nächsten Tage wieder zu arbeiten. Andere benutzen Wasserkraft oder Dampfmaschinen, und dann liegen die Walzen, was wohl zweckmäfsiger ist, wagerecht. Bei dem Reichtum an Viehweide sind indes die Ochsenmühlen in vieler Hinsicht vorzuziehen. Die Rohre werden von den Negern zwischen die Walzen gesteckt, eine Verrichtung, die manchen Unvorsichtigen ein Fingerglied gekostet hat. Die saftlosen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckersaft, noch roh und schmutzig, zum Siedehause abfliefst. Hier geht er nun in Zeit von fünf Stunden bis zur völligen

Reinigung durch vier Kessel; dabei wird er fortwährend abgeschäumt, welches Geschäft jahrelange Übung erfordern soll. Durch eine eben so einfache als sinnreiche Vorrichtung fliefst aller Abschaum in einen fünften Kessel, von dem aus er dann zu dem übrigen Sirup geschüttet wird. Der gereinigte Zuckersaft aber wird in thönerne Formen von der Gestalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er sich verdichtet; ist dies geschehen, so wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt, und die nach unten gerichtete Spitze des Hutes geöffnet, so dass die Feuchtigkeit durchsickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der Sirup fliefst nun durch Rinnen von Palmrinde in ein grofses Gefäfs, ein wahres Meer von Süfsigkeit, und wird etwa alle halbe Jahre an die Branntweinbrennereien verkauft. In den Vereinigten Staaten dient diese süfse, und, wie man sagt, gar nicht üble Speise zur Kost der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form herausgeschlagen, der Lehm abgelöst, die bessere obere Hälfte von der unteren gelben, noch siruphaltigen getrennt und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kisten geschlagen und versandt wird. Man nennt diesen durch Thon gereinigten, der vom andern Rohrzucker durch seine hellere Farbe sich unterscheidet, Sucre terré*) (Thonzucker). (Karl Graf v. Görz, Geogr. Charakterb. v. Grube.)

37. Öle und Harze.

Aus den Samen oder den Früchten mancher Pflanzen gewinnen wir eine fette Flüssigkeit, nämlich Öl. Die wichtigsten einheimischen Ölpflanzen sind Reps und Lein. Der Same des ersteren gibt das Repsöl; aus dem gelblichbraunen Samen des Leines, welch letzterer allerdings vorzugsweise als Gespinstpflanze angebaut wird, preßt man das Leinöl. Außerdem gewinnen wir noch Öl aus den Mohn-, Rüb-, Hanfsamen ꝛc. Das reinste und süßeste unter den Ölen aber ist das aus der Frucht des Olivenbaumes gepreßte Olivenöl, welches wir hauptsächlich Baumöl nennen, obgleich es auch andere Baumöle (Nuß-, Mandel-, Buchöle) gibt. Alle diese Öle sind sogenannte fette Öle; sie fühlen sich schlüpfrig an, sind gewöhnlich gelb, bräunlich oder grünlich, seltener ganz farblos, mehr oder weniger dickflüssig, besitzen einen schwachen Geruch und Geschmack und sind spezifisch leichter als das Wasser. Die Folge der letzteren Eigenschaft ist, daß sie auf dem Wasser schwimmen.

Eine vorzügliche Sorte Olivenöl ist das Provenceröl aus der Provence im südlichen Frankreich. Dieses Öl verwenden wir meistens zur Bereitung von Salaten. Doch wird es nicht selten mit süßem, einheimischem Öle, besonders mit Mohn- und Rüböl, vermischt. Ein solches verfälschtes Öl gibt beim Schütteln viele Luftblasen und gerinnt erst bei 10 bis 15° R, während

*) spr. sück'r terré.

das echte schon bei 4° unter dem Gefrierpunkt gerinnt. Die übrigen fetten Öle dienen hauptsächlich zum Brennen in Lampen, zum Seifensieden, zum Einschmieren vieler Maschinen, zum Geschmeidigmachen der Wolle, zum Malen, zur Bereitung mancher Firnisse, als Hilfsmittel beim Schleifen und Polieren und zu manch anderen Zwecken. Ist das Öl immer dem Einflusse der Luft ausgesetzt, so zersetzt es sich nicht selten; es wird dann übelriechend, bitterlich-scharf (ranzig). Daher empfiehlt es sich, das Öl unter Verschluß aufzubewahren. Das ranzige Öl wird durch Zusatz von Obstsaft oder Weingeist, oft auch von geriebenem Zucker wieder verbessert. Doch bewähren sich diese Mittel nicht immer. In neuerer Zeit ist es gelungen, das Öl von dem Schleime, der eigentlich das Ranzigwerden verursacht, zu befreien und so zu läutern, daß es selbst in offenen Gefäßen aufbewahrt werden kann, ohne zu verderben.

Eine andere Art Öle sind die flüchtigen oder ätherischen Öle. Sie kommen hauptsächlich im Pflanzenreiche vor und erteilen meist den Blüten, Früchten und anderen Pflanzenteilen ihren Geruch und Geschmack. Manche Pflanzen enthalten in allen Teilen ein und dasselbe flüchtige Öl; bei anderen finden sich in verschiedenen Teilen verschiedene Öle; bei den meisten ist jedoch die Blüte der Sitz des flüchtigen Öles. Gewöhnlich ist es in Zellen eingeschlossen, wodurch es vor raschem Verdunsten geschützt wird und weshalb auch getrocknete Blumen ihren Wohlgeruch beibehalten.

Diese Öle zeichnen sich durch einen durchdringenden, teils höchst angenehmen, teils widrigen Geruch, durch gewürzhaften, brennenden Geschmack und durch Flüchtigkeit aus. Die bekanntesten derselben sind: Terpentinöl, Nelken-, Rosen-, Rosmarin- und Pfeffermünzöl, die durch Destillation der betreffenden Pflanzenteile mit Wasser gewonnen werden. Einige derselben, wie das Zitronenöl, gewinnt man durch Auspressen der Schalen der Früchte. Verwendet werden diese Öle vorzugsweise zu Parfümerien.

Das bekannteste und verbreitetste aller Öle ist das Petroleum, oft auch Erd- oder Steinöl genannt. Als Beleuchtungsmittel hat es fast alle anderen Öle verdrängt; ja selbst mit dem Gase versucht es den Wettkampf. Es ist ein flüssiges, leicht entzündliches Öl von durchdringendem, jedoch nicht unangenehmem Geruche, das an vielen Orten aus dem Erdboden hervorquillt. Am häufigsten wurde es früher in Asien gefunden, wo man Brunnen grub, in denen sich nach und nach das Öl sammelte, das man dann ausschöpfte. Die ergiebigsten Erdölquellen aber fließen im Staate Pennsylvanien in Nordamerika. Von dort aus wird ganz Europa mit diesem nützlichen Leuchtmaterial versorgt. Dort hat man durch angestellte Bohrversuche nebst vielen anderen auch eine fließende Quelle gefunden, die täglich etwa 1000 Faß Öl gab. Durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters, der die leichte Entzündlichkeit des Öles nicht kannte, geriet der Brunnen und dessen nächste Umgebung plötzlich in Brand, wobei viele Arbeiter ihr Leben einbüßten. Der Brunnen aber wurde zum feurigen Strome, der erst, nachdem der Ölvorrat erschöpft war, zu brennen aufhörte.

Das gereinigte (raffinierte) Petroleum, das wir in unseren Lampen brennen, ist etwas weniger feuergefährlich. Doch ist große Vorsicht beim Anbrennen

und Auslöschen der Petroleumlampen anzuraten; insbesondere darf das Füllen der Lampen niemals bei brennendem Lichte geschehen. Die Petroleumquellen sind in der Regel in der Nähe der Steinkohlenlager, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieses Öl aus den Steinkohlen, aus denen durch Hitze die öligen Bestandteile ausgetrieben wurden, entstanden ist.

Wenn die ätherischen Öle, die meist in Zellen eingeschlossen sind, diese durchdringen oder durch eine andere Veranlassung hervorzutreten gezwungen werden, so verbinden sie sich mit dem Sauerstoffe der Luft und verhärten. Die dadurch entstandene Masse ist das Harz. Es fließt aus den meisten Bäumen und findet sich auch in Zwischenräumen des Holzes. Viele dieser Harze haben einen scharfen, würzigen Geruch, doch sind einige auch geruchlos; in der Wärme sind sie schmelzbar, im Wasser unauflöslich; in ätherischen Ölen jedoch lösen sie sich und geben die sogenannten Balsame, die als Heilmittel oft sehr geschätzt sind. Das bekannteste der Harze ist das Fichtenharz, das teils selbst aus den Fichten fließt, teils auch durch Einschnitte gewonnen wird. Freilich leiden die Bäume dadurch vielfach Schaden und gehen nicht selten zugrunde. Dieses Harz wird gereinigt und eingekocht und gibt dann das Pech, welches in der Kälte spröde, bei einiger Erwärmung weich und klebend ist. Die Benützung desselben ist mannigfaltig; vorzüglich wird es zum Auspichen der Fässer verwendet. Die übrigen Harze dienen zur Herstellung von Harzseifen, Firnissen und Kitten; auch finden sie in der Medizin Anwendung.

Der Bernstein ist auch ein Harz und stammt von vorweltlichen Nadelholzbäumen. Er findet sich besonders im norddeutschen Flachlande und wird teils aus der Erde gegraben, teils durch das Meer ans Land geschwemmt. Verwendet wird er hauptsächlich zu Schmucksachen, Perlen, Pfeifenspitzen.

Der Gummi ist ein weit verbreiteter Pflanzenstoff, der sich vorzugsweise in der Rinde baumartiger Gewächse findet. Er ist durchsichtig oder durchscheinend oder auch undurchsichtig, farb- und geschmacklos und löst sich im Wasser. Mit Harz und ätherischen Ölen gemischt, tritt er in den Gummiharzen auf.

Am bekanntesten ist der arabische Gummi, der von Akazienarten herrührt und aus Arabien, Ägypten, Nubien, Abessynien und anderen Gegenden Afrikas bezogen wird. Er löst sich bei gewöhnlicher Temperatur in Wasser und gibt eine klebrige Flüssigkeit. Er wird als Bindemittel und zu Firnissen &c. verwendet.

Der Kautschuk (Federharz, Gummi elasticum) findet sich in den Milchsäften tropischer Pflanzen, besonders des Federharzbaumes in Südamerika, aus dem er durch Einschnitte gewonnen wird. Man benutzt denselben zu Kämmen, Schirmgriffen, Stockknöpfen, Blasinstrumenten, Möbelbekleidungen, zu wasserdichten Gefäßen, zu Flaschen für Aufbewahrung des Äthers, zu Buchdruckerwalzen, Gasleitungsröhren, Spritzenschläuchen, Puffern an Eisenbahnwägen &c.

Die Guttapercha oder der plastische Gummi kommt vom Guttaperchabaum, der hauptsächlich auf den Inseln und Halbinseln des indischen Archipels vorkommt. Sie dient als Ersatz für Leder, Pappe, Papiermaché, Holz,

Papier, Metall ꝛc. ꝛc. und wird zu zahllosen Artikeln verwendet: zu Riemen für Maschinenbetrieb, zu Röhren (für Wasserleitungen, Pumpen, Spritzen ꝛc.) zu chirurgischen Geräten; durch Formen, Pressen, Prägen, Gießen verfertigt man daraus architektonische Verzierungen, Leisten, Rahmen, Spazierstöcke, Knöpfe, Matrizen für Galvanoplastik u. s. w.

38. Abfälle im Hause.

In einem geregelten Haushalt sieht man nicht allein darauf, daß alles Unangenehme möglichst beseitigt wird, sondern man sucht dasselbe auch so viel als thunlich noch zu verwerten. Es ist sehr interessant, einen Blick darauf zu werfen, wie heutzutage noch viele Dinge Benutzung finden, die ehedem nur auf den Schutthaufen oder in die Düngergrube wanderten.

Täglich liefert die Küche dem Haushund eine Anzahl Knochen, an denen derselbe seine Zähne versucht. In größeren Orten beschäftigen sich zahlreiche Leute damit, dergleichen Knochen, von denen der Hund nichts mehr wissen mag, anzukaufen und zu sammeln. Die größten und schönsten derselben kommen in Fabriken, in denen sie gereinigt, gebleicht und zu Messergriffen, Pianofortetasten und dgl. umgewandelt werden. Die geringern Stücke werden entweder zur Herstellung von Phosphor benutzt oder aus ihnen durch Glühen Beinschwarz gemacht. Die übrigen gelangen in der Gestalt von Knochenmehl als geschätztes Düngemittel in die Hände des Landmanns. Mancher Knochen mag in der Form einer zierlich geschnitzten Brosche, ein anderer in Gestalt von Streichhölzchen oder Glanzwichse in die Haushaltung wieder zurückkehren, aus welcher er entfernt ward. Aus Kalbsfüßen wird ein Öl gewonnen, das bei der Lederbereitung Verwendung findet, und ein ähnliches Öl, das man aus Schafsfüßen macht, dient bei Herstellung mancherlei Haaröle. Das Blut geschlachteter Tiere wird als Mittel zur Herstellung tierischer Kohle hochgeschätzt, da es sich als Entfärbungsmittel unübertrefflich zeigt. Es dient in Form von Kohlenpulver zum Reinigen des Zuckers.

Lederstückchen und Pergamentfetzen wandern in die Küche des Leimsieders; ebenso wird aus Knochen ein Klebstoff für Färber und Tuchmacher hergestellt. Fischschuppen werden zu falschen Perlen, zu Armbändern und Ornamenten umgewandelt; Fischaugen werden sogar in den Händen der Blumenmacher zu unentwickelten Blütenknospen.

Alte Tuchläppchen und wollene Lumpen, mit denen man ehedem kaum mehr anzufangen wußte, als schlechtes Löschpapier oder Pappe daraus zu machen, werden gegenwärtig noch zu ganz andern Dingen gebraucht. Es bestehen in England große Fabriken, die solche Wollenfetzen aufreißen, mit etwas neuer Wolle zusammenkrämpeln und daraus

Garne und Tuche oder sonstige Wollenzeuge herstellen, die als neu ihren Umlauf beginnen. Abfälle, die beim Scheren dieser Stoffe überbleiben, schmücken schließlich als Prachttapeten die Zimmerwände. Abfälle von Teppichen kommen auch in Matratzen als Ausstopfmaterial, desgleichen gemeinschaftlich mit Lederstücken und ähnlichen tierischen Abfällen zur Herstellung von Berlinerblau.

Es ist bei Fabrikation der letztgenannten Farbe möglich, daß ein Lederstückchen, das ehedem mit dem Stiefeleisen in einem mechanischen Verbande gestanden, in dem Kessel des Fabrikanten mit demselben Eisen eine chemische Verbindung eingeht, die es zu jener schönen Farbe werden läßt.

Die zarten Damenkleiderstoffe, die unter dem Namen Balzarines, Orleans, Koburgs, Alpacas u. s. w. ehedem aus Wolle bestanden, sind jetzt aus einer Mischung von Wolle und Baumwolle hergestellt. Sind sie durch längeres Tragen in Lumpen verwandelt, so wendet der Fabrikant chemische Flüssigkeit an, um ihren Baumwollenzusatz zu zerstören, reinigt die überbleibende Wolle und bringt sie versponnen und verwebt nach einiger Zeit als feines Tuch wieder auf den Markt. Es ist auf diese Weise möglich, daß etwas von der Wolle, welche vor wenig Jahren das Balzarinekleid der Dame bildete, gegenwärtig einen Teil vom Oberrock des Mannes ausmacht. Das Fett, das in den Abfällen der Wolle enthalten ist, kommt später in Gestalt von Stearinkerzen wieder zurück. Schnitzel von Pferdehuf und Horn sind zur Herstellung des Berlinerblau verwendbar und als Düngemittel geschätzt.

Baumwollene und leinene Lumpen gelangen später als Papiere, vielleicht als Kassenbillets, wieder in unsere Hände. Korkabschnitzel lassen sich noch zur Füllung von Betten und Pfühlen, als Schwimmaterial für Rettungsboote und Gewänder, endlich auch mit Asphalt gemischt zu Straßenmaterial für Hängebrücken gebrauchen. Lumpen, die vielleicht zur Papierbereitung kaum tauglich waren, oder Papierschnitzel, verwandeln sich in Papiermaché und kommen als Theebrettchen oder als zierliche Figuren wieder. Tabaksasche gibt einen trefflichen Zusatz zu Zahnpulvern. Sägespäne, die bekanntlich im Zimmer säubern helfen, füllen die Puppenbälge, werden beim Verpacken von Flaschen und Eis, beim Reinigen der Metalle und endlich beim Räuchern von Fleisch und Fischen benutzt. Die Holzasche wird vom Pottaschenbrenner und Seifensieder sehr gesucht; die zerpulverten Steinkohlen und Braunkohlen werden neu geformt und ihre Schlacken als Füllung unter Fußböden und zum Festmachen lockerer Wege empfohlen. Auch den Backsteinen setzt man sie zu, und den Ruß schätzt man wenigstens als Düngemittel.

Glasscherben und zerbrochene Flaschen kommen wieder in die Glasfabrik, werden von neuem geschmolzen und zu Geschirren geformt. Nagelstückchen und alte Stahlschnitzel aus Nadelfabriken geben das Material zu den besten Büchsenläufen, und alte Blechgeschirre und Eisenstücke kehren teils zu den Schmelzhütten zurück, teils verwandelt sie der Chemiker. Es ist möglich, daß die Tinte, mit der wir schreiben, früher ein Teil eines eisernen Faßreifens war, sowie die beste Buchdruckerschwärze, welche Kupferstiche oder Buchstaben schwärzt, aus verbrannten Weinkernen und Traubenhülsen erhalten wird. Abschnitzel von verzinntem Eisenblech werden wieder in Zinn oder Eisen zerlegt; alle Metallabfälle lassen sich verwerten; der Goldschläger verkauft sogar seine alten, abgetragenen Arbeitskleider, und zwar nicht selten so teuer, daß er sich für den Erlös neue kaufen kann. Sie werden dann verbrannt, und die Goldteilchen, die sich in ihnen angehäuft haben, gesammelt.

(Hermann Wagner.)

39. Das Küchengeschirr.

Einen Hauptteil der Familienwohnung bildet die Küche und einen Hauptteil der Hauseinrichtung das Küchengeschirr. Die am häufigsten in Gebrauch kommenden Koch- und Bratgeräte sind irdene. Da der Thon nicht stark gebrannt wird, indem er wegen seines Gehaltes an Eisen und Kalk in heftiger Hitze sich verglasen, d. h. schmelzen würde, so ist die Thonmasse immer sehr porös und würde die Flüssigkeiten durch die Poren verdunsten oder selbst in Tröpfchen sichtbar hindurchziehen lassen, wenn sie nicht auf der Oberfläche glasiert, d. h. mit einer Glasmasse überzogen wäre. Diese Glasur ist aber meist eine sogenannte Bleiglasur, nämlich aus Bleiglätte und Lehm gemacht, die sich in der Hitze verglast. Ist diese Glasur gut und mit gehöriger Aufmerksamkeit eingebrannt, so ist dieselbe völlig unschädlich, nicht aber, wenn sie schlecht eingebrannt oder wenn der Glasurmasse zu viel Bleiglätte zugesetzt wurde. Dann bleibt ein Teil des Bleioxyduls unverglast, und heißer Essig vermag dasselbe teilweise aufzulösen und die im Topfe befindlichen Speisen zu vergiften. Beim Einkaufe von irdenem Geschirr hat man zunächst darauf zu sehen, daß es eine gleichmäßige, nicht rissige Glasur habe. Besseres Geschirr ist nicht nur inwendig, sondern auch auswendig glasiert.

Ist der zum Geschirr verwendete Thon weiß und die Glasur ganz dünn, und liegt sie nur wie ein Firnis darüber, so daß die weiße Farbe vom durchscheinenden Thone kommt, dann heißt diese Art des irdenen Geschirrs Halbporzellan, Fayence oder Steingut. Aus Steingut bestehen alle unechten, billigen, dem Porzellan ähnlichen Teller, Kaffee-, Thee- und Milchtöpfe, Tassen und Näpfe. Die Hausfrau darf sich nicht

täuschen lassen, solche Artikel für Porzellan zu kaufen; sie sind bei weitem nicht so dauerhaft und preiswürdig, als dieses, und am Scherbenbruch erkennbar, welcher zeigt, daß die Glasur gar nicht in den Thon eingedrungen ist. —

Die bekannten Steintöpfe, Einmachetöpfe, Mineralwasserflaschen, Literkrüge heißen Steinzeug, und schon ihr verhältnismäßig hoher Preis im Vergleich zu Steingut läßt auf eine vollkommenere Masse schließen. Das Steinzeug, das am besten aus dem zu Höhr bei Coblenz und zu Saarbrück gefundenen Thone bereitet wird, ist eine Thonerde, welche viel Kieselerde enthält, fest, hellgrau oder bräunlich und durch das Brennen in ihrer ganzen Masse verglast und dadurch von einer so hohen Härte ist, daß sie am Stahl Funken gibt.

Das echte Porzellan ist eine Mischuug von eisen- und kalkfreier Thonerde, Kaolin genannt, mit feinpulverisiertem und geschlemmtem Feldspath, Quarz und Gips gemischt. Die Masse wird geformt und sehr stark gebrannt.

Das echte Porzellan, wenn auch beteutend teurer, als Fayence oder Steingut, hat sich seiner Schönheit halber in allen besseren Haushaltungen eingebürgert. Ein echtes, weißes Speiseservice ist ein Schmuck für jede Tafel. Gutes Porzellan muß eine schöne, weiße Farbe haben, durchscheinend sein und trotz seiner Dünne eine solche Festigkeit und Härte besitzen, daß es einen hellen Metallklang von sich gibt.

Von Metallgeschirren verwendet man am häufigsten emaillierte, bleifreie, gußeiserne Geschirre. Neben ihren Vorteilen haben dieselben freilich auch gar manche Nachteile. Sie sind schwer; das Kochen erfolgt in ihnen wegen ihrer Dicke langsamer, und das Email springt, besonders wenn das Geschirr fällt oder einen Stoß bekommt, nicht selten ab. Jedenfalls aber sind die eisernen Kochgeschirre die der Gesundheit unschädlichsten Metallgeschirre; nur haben sie das Unangenehme, daß sie, wenn sie nicht emailliert oder verzinnt sind, manchen in ihnen gekochten Speisen eine widrige, schwarze Farbe geben, da dergleichen Speisen etwas vom Eisen auflösen, was jedoch der Gesundheit nicht nachteilig ist.

Kupfergeschirre sind immer gefährlich, da sie in Berührung mit sauren Speisen diesen durch Auflösung von Kupferteilen leicht giftige Eigenschaften erteilen und bei nicht gehöriger Reinigung Grünspan ansetzen. Aber nicht nur in allen Säuren ꝛc., sondern auch im bloßen Wasser löst sich das Kupfer beim Hinzutritt der atmosphärischen Luft auf und teilt sich den in solchen Geschirren enthaltenen Stoffen mit. Schon an der Luft, besonders an der feuchten, überziehen sich Kupfergeschirre leicht mit Grünspan, der auch in kleinster Menge schädlich wirken

kann. Um die eben erwähnten Übelstände zu vermeiden, wird das Kupfergeschirr häufig verzinnt. Die Kennzeichen einer schädlichen, mit Blei versetzten Verzinnung sind folgende: Der Glanz ist matt und die Farbe bläulich; wenn man mit den Fingern an der Verzinnung stark reibt, so werden dieselben bläulich gefärbt. Als Kennzeichen einer echten, mit reinem Zinne verfertigten Verzinnung gilt es, wenn die Farbe eine lebhaft glänzende, beinahe silberhelle ist.

Was von kupfernen Geschirren gesagt worden ist, gilt auch von messingenen, da Messing aus Kupfer und Zink besteht. Aus Messinggeschirren muß jede Speise sofort entfernt werden, wenn sie nicht mehr kocht. Das Aufbewahren der Speisen in den genannten Geschirren kann gefährliche Vergiftungen veranlassen.

Kochgeschirre von Zinn können gefährlich werden, weil das Zinn selten ganz unvermischt vorkommt; zum Kochen und Aufbewahren saurer Stoffe soll man Zinngefäße nie verwenden.

Sehr zu empfehlen ist das seit neuerer Zeit in Gebrauch gekommene Emailgeschirr aus Eisenblech. Es ist von hübscher Form und obgleich von Eisen, doch leicht und zierlich. Das Email springt nicht leicht ab, verliert beim Gebrauche nicht an Ansehen, widersteht jeder Säure und ist dabei vollständig bleifrei. Auch kochen die Speisen darin schneller, als in gußeisernen Geschirren.

Blechtöpfe sind nur dann verwendbar, wenn sie nicht allzu großer Hitze ausgesetzt werden, weil sonst die Lötung rasch abschmilzt und das Blech durchbrennt.

Argentan und Neusilber sind aus Nickel, Kupfer und Zink zusammengesetzt, und ihre Verwendung erfordert deshalb ebenfalls große Vorsicht. Die jetzt so sehr beliebten Alfenidwaren (Chinasilber, Christofle, Alpakasilber) sind aus Neusilber; ihre Außenseite ist stark versilbert, so daß sie in allen Beziehungen massive silberne Tafelgeräte zu ersetzen vermögen.

Metallgeschirre aller Art müssen stets höchst rein gehalten und besonders vor jedesmaligem Gebrauche sorgfältig ausgewaschen werden. Das allbekannte Zinnkraut ist wegen seines Kieselsäuregehaltes ein immer empfehlenswertes Reinigungsmittel für Metallgeschirre. Es hat vor dem Sande den Vorzug, daß es die Geschirre nicht durch Ritzen angreift.

Zum Reinigen der Silbergeschirre eignet sich am besten Meersand, da er das Metall am besten schont.

40. Die Beheizung.

Der Ofen.

Ein schlecht gebauter Ofen gleicht einem Raubtiere. Er braucht viel und nützt wenig. Er heizt wohl den Kamin, aber nicht den Zimmer-

raum. — An einen guten Stubenofen stellt man folgende Anforderungen: Er soll das Zimmer schnell erwärmen, die Erwärmung dauernd und gleichmäßig unterhalten, der Gesundheit nicht nachteilig sein, den geringsten Raum einnehmen und möglichst wenig Brennholz brauchen. — Ein Ofen aus Eisen gibt Wärme rasch ab, wird aber nach dem Erlöschen des Feuers bald kalt; er trocknet die Luft zu sehr aus. Ein Ofen aus Thon erwärmt zwar langsam, aber dauernd und gleichmäßig. Er ist dem eisernen Ofen aus Gesundheitsrücksichten vorzuziehen. Je mehr Oberfläche ein Ofen bietet, desto mehr kann er Wärme ausstrahlen. Ein Ofen, der im Zimmer geheizt wird, befördert den Luftwechsel, und ist also der Gesundheit zuträglicher, als einer, dessen Heizung von außen geschieht.

Zur möglichsten Ersparung an Brennstoffen ist notwendig, daß derjenige Teil des Ofens, in welchem das Feuer brennt, keinen größeren Raum einnehme, als zur lebhaften Verbrennung des Heizstoffes durchaus notwendig ist, und zwar so, daß die Spitze der Flamme an die Ofenwand schlagen kann. Die Rohre müssen lang sein, damit ihre Wände viel von der entwickelten Wärme aufnehmen und dem Zimmer mitteilen können. Die Ersparnis an Brennstoff ist um so größer, je weniger Luft während der Verbrennung durch den Ofen geht, vorausgesetzt, daß deren Menge zur vollständigen Verbrennung des eingelegten Brennstoffes hinreicht. Wird der Heizofen zugleich als Kochofen benützt, so läßt sich im Winter viel Brennstoff ersparen, besonders wenn die Feuerung so eingerichtet ist, daß die Hitze des Feuers am stärksten auf die Kochgeschirre wirkt. — Den Luftzutritt zum Ofen regelt man durch das Ofenthürchen und durch die an demselben angebrachten verstellbaren Luftlöcher oder durch Aschenbehälter und Rost. An den Öfen älterer Art findet sich noch im Rohre eine Klappe angebracht, um den raschen Abzug der Wärme zu hindern; heute weiß jedes Kind, daß durch eine solche Vorrichtung zwar die Verbrennung des Feuerungsmaterials gehemmt, aber anderseits auch durch die unterdrückte Verbrennung, besonders bei Kohlenheizung, die Entwicklung des Kohlenoxydgases befördert wird, das infolge der Absperrung des Abzugrohres ins Zimmer dringen muß und welches — eingeatmet — in kurzer Zeit Betäubung und den Tod herbeiführt.

41. Von den Brennstoffen.

1. Holz. Unter den Brennstoffen war bisher bei uns das Holz der verbreitetste. Am vorteilhaftesten wird das Holz als Feuerungsstoff in völlig lufttrockenem und in zerkleinertem Zustande angewendet, indem es nur so die größtmöglichste Wärme entwickeln kann. — Verbrennt man

lange, dicke Holzstücke, so entwickelt sich, zumal im Anfange, im Innern des Holzes eine große Menge kohlenstoffhaltiger Gasarten, welche sich schnell erheben und als Rauch entweichen. Dieser Rauch ist aber nichts anderes, als durch Hitze zersetztes, nicht völlig verbranntes Holz, das nutzlos in den Schornstein geht. Noch größeren Nachteil als die Anwendung zu langen und zu starken Holzes hat die Anwendung nicht gehörig getrockneten Holzes. Gut ausgetrocknetes Holz gibt mehr als doppelt so viel Hitze, als feuchtes, geflößtes oder erst gefälltes Holz. Man nimmt an, daß gefälltes Holz einen Sommer hindurch den Einwirkungen der Sonne und der freien Luft ausgesetzt sein muß, bis es vollständig ausgetrocknet ist. Durch Aufbewahrung an dumpfigen, der Luft nicht zugänglichen Orten wird das Holz durch eine eigentümliche Zersetzung schwammig und völlig wertlos.

Die dichtesten und schwersten Holzarten geben am meisten Hitze und brennen am längsten. Zu diesen gehören: Eichen-, Ahorn-, Buchen-, Erlen-, Birken-, Ulmenholz; zu den weichen zählt man: Fichten-, Föhren-, Tannen-, Lärchen-, Linden-, Weiden- und Pappelholz. Die letzteren stehen den ersteren an Wert nach, weil sie, wenn gehörig getrocknet, lockerer sind, also viel weniger Kohlenstoff enthalten und folglich viel zu rasch verbrennen. Diese leichteren Holzarten eignen sich daher mehr zum Anzünden. Alle Holzarten haben eine so viel geringere Kraft, das Feuer zu nähren, je größer die Masse der unverbrennlichen Asche ist, welche nach dem Verbrennen übrig bleibt. Holz von gesunden, auf trockenen, sonnigen Flächen oder Höhen gewachsenen Stämmen hat weit mehr Heizkraft, als solches von kranken oder in feuchten Niederungen gewachsenen. — Die Zapfen von Nadelhölzern sind ein sehr wertvolles Brennmaterial, da sie wegen ihres Harzgehaltes mehr Hitze liefern, als das Holz. —

2. Steinkohlen. Dieselben sind wie die Braunkohlen Reste vorweltlicher Pflanzen, an welchen sich allmählich die trockene Destillation vollzogen hat. Wo Steinkohlen zu einem billigen Preise zu haben sind, da bediene man sich derselben zur Feuerung, da sie eine sehr starke Hitze geben; nur ist mit ihrem Gebrauch die Unannehmlichkeit verbunden, daß sie sehr rußen, und daher die Öfen öfter gereinigt werden müssen. Die Güte der Steinkohlen ist übrigens sehr verschieden. Sie müssen tiefschwarz, glänzend, hart und frei von fremden Gesteinen sein und sollen möglichst wenig Asche oder Schlacken hinterlassen. Die meiste Hitze geben jene, die sehr spröde sind und stark und glasartig glänzen. Steinkohlen, welchen Kohlenwasserstoff, sowie Schwefel und sonstige Bestandteile durch trockene Destillation entzogen sind, wie dies bei der Gasbereitung geschieht,

heißen Koke (Koaks); diese geben bei gleicher Gewichtsmenge eine stärkere, anhaltendere Hitze und brennen fast ohne Rauch. Die Verwendung der Steinkohlen, ganz besonders aber der Koke zur Zimmerheizung setzt einen gut ziehenden Ofen voraus. Die Entzündung geschieht mittelst eines Holzfeuers. Die Roftöffnungen müssen von Zeit zu Zeit von der sich ansetzenden Schlacke gereinigt werden. Um gut zu heizen und dabei doch an Kohle zu sparen, lege man auf die Steinkohlen einen kleinen eisernen Deckel. Dadurch werden die sämtlichen flüchtigen Teile der Kohle gezwungen, durch das Feuer zu gehen und am Ende des Deckels mit der Flamme zu verbrennen.

3. Braunkohlen. Die Braunkohle steht zwar hinsichtlich ihrer Heizkraft dem Holze und den guten Steinkohlen nach, ist aber nichtsdestoweniger ein sehr beachtenswerter Brennstoff. Sie ist bald ein von Erdharz durchdrungener Thon oder Gips mit pflanzlichen Überresten, bald ein von Erdharz durchdrungenes Holz. Die letztere Art ist die bessere.

4. Briquettes. Künstliches Brennmaterial ist unter dem Namen Briquettes (Brennziegel) in neuerer Zeit vielfach in den Handel gekommen. Die Brennziegel brennen sauber und gleichmäßig und haben deshalb in Zimmeröfen Eingang gefunden. Sie werden meist aus Holzspänen, Torf und Braunkohlenabfällen, alter Gerberlohe mit Lehm verbunden, oder aus Steinkohlengrus mit eingekochtem Steinkohlenteer gemacht und in Formen gepreßt. —

5. Torf. Der Torf besteht aus einer mit erdigen Teilen vermengten Masse von abgestorbenen Sumpfpflanzen und deren Wurzeln. Er kommt hauptsächlich in zwei Arten vor. Die eine Art ist leicht und schwammig, enthält die Pflanzenteile noch wenig verändert und findet sich meistens an der Oberfläche der Erde. Bei der anderen Art, schwärzer an Farbe, sind die Pflanzenteile mehr verändert; auch ist die Masse dichter und schwerer; sie findet sich meistens in den tieferen Schichten der Torfmoore. Die erstere Sorte entzündet sich schnell und brennt leicht fort; die letztere braucht dagegen einen stärkeren Luftzug zum Brennen, gibt aber dafür eine größere Hitze. Der beste Torf ist derjenige, welcher schwarz oder dunkelbraun aussieht, sehr trocken und doch schwer ist und beim Verbrennen weiße Asche zurückläßt. Damit der bei Torfheizung entstehende üble Geruch schnell entfernt werde, muß der Ofen einen lebhaften Zug haben. —

6. Petroleum und Gas. Auch Petroleum wird als Heizstoff verwendet und zwar in den bekannten kleinen Kochherden von Eisenblech. — Bei Gebrauch derselben ist große Vorsicht zu beobachten, wie überhaupt bei der Verwendung von Petroleum.

Wer Gasleitung in der Küche hat, sollte sich einen Gasapparat zum Kochen anschaffen. Diese Apparate sind ebenso praktisch als bequem und reinlich. Sie bringen in wenigen Minuten das Wasser zum Sieden. Die Flamme kann beliebig groß und klein geschraubt werden und verursacht weder Qualm noch Ruß. Bei Benutzung von Gas-Kocheinrichtung ist jedoch die größte Vorsicht geboten; denn nachlässige Behandlung des Apparates hat nicht bloß Feuers-, sondern auch Erstickungsgefahr im Gefolge. Wo übrigens solch außergewöhnliche Heiz- oder Kochvorrichtungen bestehen, sind auch ausreichende Vorschriften über die Behandlung derselben gegeben. Die genaue Beachtung derselben ist dringend geboten. —

7. Luft- und Wasser- (Dampf)- Heizung. In großen Gebäuden mit vielen Räumen wird häufig Zentralheizung eingerichtet. Sie besteht darin, daß die Erwärmung der einzelnen Räume von einem meist im Erdgeschoß liegenden Raum aus besorgt wird. Bei der Luftheizung wird im Heizraum die einströmende Luft erwärmt und durch Kanäle vom Heizraum aus in die Räume des Gebäudes geleitet; bei der Heißwasser- oder Dampfheizung wird im Heizraum entweder Wasser erhitzt oder Dampf erzeugt. Das heiße Wasser oder der Dampf werden in starken eisernen Röhren durch sämtliche Räume des Gebäudes geleitet; da diese Röhren durch das hindurchströmende heiße Wasser oder den Dampf in ihren Wänden erhitzt werden, so wirken sie als Heizflächen wie die Wände des geheizten Zimmerofens.

Die Bedienung solcher Zentralheizungen ist durch Vorschriften geregelt und meist in die Hände technisch vorgebildeter Leute gelegt; wo solche Anlagen bestehen, hat man sich stets strenge an die gegebenen Vorschriften zu halten.

42. Brennen und Löschen.

Verbrennung im engeren Sinne ist die Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff unter Wärme und Lichterscheinung. Zu jeder solchen Verbrennung gehören: 1. ein brennbarer Körper, 2. Sauerstoff, 3. eine Temperatur, bei der sich der Körper entzündet. Daraus ergeben sich die Bedingungen, unter welchen Feuer gemacht und ausgelöscht werden kann. Wer Feuer machen will, wird vor allem für entsprechendes, gut ausgetrocknetes Brennmaterial sorgen. Umgekehrt wird man, um Feuersgefahr zu verhindern, mit leicht brennbaren Körpern vorsichtig umgehen; man lege nichts über, unter, auf oder neben den Herd, was sich leicht entzünden kann, und sorge für rechtzeitige Reinigung der Kamine und Rohre.

Die Asche werde in einem verschlossenen, unverbrennlichen

Gefäfse aufbewahrt. In die Nähe leichter Stoffe, wie der Vorhänge, bringe man kein Licht. Bei bereits entstandenen Bränden müssen brennbare Körper aus der Nähe des Feuerherdes entfernt werden; daher sorgt die Feuerwehr für das Ausräumen bedrohter Gebäude und Wohnungen.

Jeder brennende Körper bedarf eines Luftzuges, wodurch neuer Sauerstoff zu- und die gasförmigen Verbrennungsprodukte abgeführt werden. Der Luftzug darf jedoch nicht so heftig sein, dafs dadurch die Flamme vom Brennmaterial abgelenkt und letzteres zu sehr abgekühlt wird. Bei jeder Verbrennung entsteht zwar ohnehin schon ein Luftzug, da sich die Luft, welche das Feuer umgibt, erwärmt und, leichter geworden, emporsteigt. Durch Gebläse kann dieser natürliche Luftzug aber bedeutend gesteigert und dabei der Flamme eine bestimmte Richtung gegeben werden. Hierauf beruht das Anblasen des Feuers mit dem Blasebalge, einem in Küchen und Werkstätten viel gebrauchten Geräte. Auch durch entsprechende Einrichtung der Öfen und Kamine kann der Luftzug gesteigert werden. Ist der Luftzug ein ungenügender, so ist auch die Verbrennung eine unvollständige, und die Heizkraft des Brennmaterials wird nicht genügend ausgenützt. Würde das Ofen- und Aschenthürchen vollständig verschlossen werden, so müfste das Feuer ersticken. Wo die Erstickung des Feuers anderseits wünschenswert ist, wie in brennenden Lokalen, da führe man wo möglich den vollständigen Verschlufs der Öffnungen desselben herbei. Gerät eine Pfanne mit Fett, Schmalz etc. in Brand, so mufs dieselbe sogleich zugedeckt oder mit Asche oder trockenem Sande bestreut werden. Hat die Flamme die Kleider einer Person ergriffen, so ist es ratsam, dafs sich diese auf die Erde werfe und durch Wälzen die Flamme zu ersticken suche. Aufrecht stehen zu bleiben, ist gefährlich, weil die Flamme aufwärts steigt, Kopf und Gesicht ergreift und überhaupt an dem stehenden Körper mehr Brennstoff findet, als wenn sie von dem liegenden aus in die Luft strebt. Die glänzende, unverbrennliche Wolle, welche wir zum Schmuck unserer Christbäume verwenden, enthält eine dem Überzug der Theater-Coulissen gleiche Wasserglaslösung, einen feuerfesten Stoff, welcher überdies der Luft den Zutritt zu den leicht brennbaren Gegenständen verwehrt.

Ein weiteres Mittel, den Zutritt des Sauerstoffes zu verhindern und den brennenden Körper zugleich entsprechend abzu-

kühlen, ist das Begiefsen mit Wasser. Die ausgedehnten Löschvorrichtungen der Feuerwehr gründen sich darauf.

Im Hause sei immer Wasservorrat vorhanden, auf dessen schnelle und gleichmäfsige Verteilung es im Notfalle vor allem ankommt. Das Umwickeln brennender Personen mit nassen Decken und Tüchern ist sehr wirksam. Brennendes Petroleum oder Schmalz mit Wasser löschen zu wollen, ist sehr gefährlich, da durch die Hitze des brennenden Fettes das Wasser rasch verdampft und der Dampf die Flammen des brennenden Fettstoffes nach allen Richtungen aus einander werfen würde. Brennender Spiritus kann durch eine genügende Menge kalten Wassers schnell gelöscht werden, da er bei starker Verdünnung nicht mehr brennt.

Der Entzug des Sauerstoffes geschieht auch, indem man das Feuer mit einem leicht brennbaren Körper bestreut, welcher den Sauerstoff für sich beansprucht. Man verbrennt z. B. Schwefel, um Kaminbrände zu löschen.

In vielen Gebäuden finden wir die sogenannten Extincteurs (Auslöscher) aufgestellt. Sie enthalten ein kohlensaures Salz und einen Glasballon mit verdünnter Schwefelsäure. Drückt man von aufsen auf den Knopf einer Metallstange, so zertrümmert die letztere den Ballon im Innern; die Schwefelsäure ergiefst sich über das kohlensaure Salz, und aus der Verbindung beider entsteht eine Salzlösung. Die ebenfalls entstandene Kohlensäure drückt auf die Flüssigkeit und prefst sie durch einen Schlauch hinaus. Teils wirkt nun die Stärke des Strahles erdrückend auf die Flamme; teils bildet die Salzlösung um den bespritzten Körper eine Kruste, welche den Sauerstoff abschliefst. Nach A. Stofs.

43. Vom Lichte des Kienspans bis zum Lichte der Elektrizität.

Schon seit Jahrtausenden haben die Menschen die Finsternis zu bannen und die Nächte abzukürzen verstanden. Mag nun auch die Art und Weise, wie in der vergangenen Zeit Licht erzeugt wurde, recht verschieden gewesen sein, eins läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß nämlich Holz, Harz, Wachs, Fette und Öle überall als Leuchtstoffe zur Verwendung kamen.

Seit undenklichen Zeiten waren der harzige Kienspan mit seinem armseligen und dürftigen Lichte und die rußige Öl- und Thranlampe die fast ausschließlichen Beleuchtungsmittel innerhalb geschlossener Räume. Fast möchte man fragen, wie es möglich war, mit ihnen so lange auszukommen! Welch ein Unterschied zwischen dem Kienspan und den künstlichen Sonnen unserer Zeit!

Vielleicht noch länger als jener hat auch die Lampe als unentbehrliches Geräte den Haushaltungen gedient, und diejenigen Lampen, welche

aus den Ruinen von Pompeji gegraben wurden, unterscheiden sich von denen, die man zu Anfang unseres Jahrhunderts — also 1800 Jahre darnach — benutzte, nur dadurch, daß sie etwas geschmackvollere Formen haben. Erst in den letzten Jahrzehnten sind die Lampen durch gründliche Umgestaltungen wesentlich verbessert worden. Von allen hat heutzutage eine, die Petroleumlampe, den Vorzug erlangt. Sie spendet uns, getränkt mit aus der Erde quellendem Öl, ein schönes, helles Licht, kann aber in der Hand eines unverständigen und unvorsichtigen Menschen viel Elend und großen Schaden anrichten. Deshalb ist bei ihrem Gebrauche größte Vorsicht und Reinlichkeit geboten.

Während in der Vorzeit die Beleuchtung der Zimmer fast immer dieselbe blieb, machte die Straßenbeleuchtung in größeren Städten wesentliche Fortschritte. Ursprünglich dienten mit Pech gefüllte Gefäße und Pechfackeln zur Erhellung der Nacht und der Wege. Im alten Babylon gab es eine den kolossalen Verhältnissen dieser Stadt entsprechende Beleuchtung, die durch große, mit Fett gefüllte Vasen und darin angebrachte starke Dochte bewerkstelligt wurde. Alle Hauptstädte des römischen Reiches hatten bereits Straßenlicht. Die Deutschen haben diese Annehmlichkeit lange entbehrt; wer in finsterer Nacht auf die Straße ging, war genötigt, eine Handlaterne mitzunehmen. Endlich kam man aber doch auch bei uns darauf, durch Öllampen in den Straßen die Sicherheit und Bequemlichkeit des Verkehrs zu erhöhen. In Kirchen und Kapellen wurden auch früher bei gottesdienstlichen Handlungen Wachslichter angezündet. Talglichter erfand man erst im 13. Jahrhundert.

Einen großartigen Umschwung erfuhr sowohl die Zimmer,- als auch die Straßenbeleuchtung durch die Erfindung des Leuchtgases. Der eigentliche Begründer der Gasfabrikation ist der Engländer William Murdach (1792). Im Jahre 1802 richtete James Watt eine Gasbeleuchtungsanstalt ein. Heutzutage finden wir in allen größern und auch mittlern Städten der kultivierten Länder das Gas als Leuchtstoff verwendet.

In gußeisernen Röhren wird möglichst schwefelfreie Steinkohle tüchtig erhitzt. Das sich entwickelnde Gas wird, verschiedenartig gereinigt, zuletzt in den Gasometer geführt. Von hier aus wird es durch Röhren, die sich nach allen Richtungen verzweigen, in unsere Wohnungen, in Fabrikräume oder in Straßenlaternen geleitet.

Gas wie Petroleum sind schon oft Ursache unsäglichen Elends geworden; beide sind explodierbare Körper. Aus statistischen Berichten ist zu ersehen, daß beispielsweise im Jahre 1877 allein in Berlin 34 Menschen durch Gasexplosion ums Leben gekommen sind. In den letzten Jahren wurden mehrere mit vielen Menschen gefüllte Theater ein Raub der Flammen nur dadurch, daß Personen mit Gas unvorsichtig umgingen*). — Beim Gasgebrauche stellen sich auch noch andere Nachteile heraus. Bei der geringsten Schadhaftigkeit einer Röhre verbreitet sich weithin ein unangenehmer Geruch;

*) Man habe acht, den Hahn der Gasröhre genau zu verschließen, wenn das Gas abgedreht werden soll, damit dieses nicht während der Nacht ausströme. Ebenso gehe man in einen Raum, in dem sich Gasgeruch bemerkbar macht, nie mit einem brennenden Lichte, ehe man das Fenster geöffnet.

außerdem verändert die gelbleuchtende Gasflamme die Farben, und vor allem wird bei Gasverbrennung der Luft viel Sauerstoff entzogen und eine beträchtliche Wärme entwickelt, so daß in Räumen mit Gaslicht nicht selten der Aufenthalt ungesund und lästig wird.

Frei von allen Schattenseiten jener Leuchtkörper ist dasjenige Licht, welches in allerneuester Zeit die Elektrizität erzeugt. An das elektrische Licht, so jung auch diese Erfindung noch ist, knüpft man ganz außergewöhnlich große Hoffnungen. Von den bis jetzt bekannten Vorteilen dieses Lichtes sei hier nur folgendes angeführt:

Das elektrische Licht entwickelt fast gar keine Wärme und entnimmt der umgebenden Luft keinen Sauerstoff zur Verbrennung, so daß es durch seine Anwendung der Gesundheit nicht schädlich wird.

Es verändert die Farbe der beleuchteten Körper nicht im mindesten, liefert für Werkstätten und große Räume eine sehr ausgiebige Beleuchtung und kann Räume beleuchten, die von dem Orte, wo es erzeugt wird, sehr entfernt liegen.

Es vermindert ferner die Gefahren von Unglücksfällen, und sein Preis ist im Vergleich zur gelieferten Lichtmenge ziemlich gering.

Man unterscheidet gegenwärtig Bogenlicht- und Glühlichtlampen. Die ersteren erzeugen ein bläulich-weißes, dem Mondschein ähnliches Licht. Sie sind so eingerichtet, daß zwei nebeneinanderstehende Kohlenstäbchen an ihren Spitzen durch Elektrizität zum Glühen und Leuchten gebracht werden. Eine derartige Lampe mit einer Leuchtkraft von zehn Gasflammen eignet sich nicht für kleine Räume, selbst dann nicht, wenn man durch eine Glocke von Milchglas die starke, blendende Flamme zu dämpfen versucht. Für Kriegs- und Marinezwecke, für Leuchttürme, große Plätze und Hallen und Straßen, sowie für nächtliche Arbeiten im Freien ist solches Licht vorzüglich.

Von der Bogenlichtlampe unterscheidet sich wesentlich die Glühlichtlampe. Es ist dies eine Erfindung des geistvollen Nordamerikaners Edison. Eine solche Lampe besteht aus einer luftleer gemachten oval geformten Glaskugel von der Größe eines Gänseeies. Im Innern befindet sich eine Faser von Bambusrohr in Form eines Bügels und von der Stärke eines Pferdehaares. Wird diese so zubereitete Lampe, die man für einige Mark zu kaufen bekommt, mit einem elektrischen Strome in Verbindung gesetzt, so gelangt die Faser infolge des Widerstandes, welchen sie dem Durchgange des elektrischen Stromes entgegensetzt, zum Glühen. Edison behauptet, daß eine solche Faser 800 Stunden zum Leuchten benutzt werden kann.

Die Bewohner von Paris, London, Berlin, München und New-York wissen schon den Wert des elektrischen Lichtes zu schätzen. In Theatern, Konzertsälen und Hotels, ebenso auf größeren Plätzen, in verkehrsreichen Straßen und verschiedenen Prachtläden genannter Städte haben die elektrischen Bogen- und Glühlichtlampen die Gasflammen verdrängt. Nach E. Merker.

44. Die Wäsche und das Waschwasser.

Das Waschen der Leib- und Hauswäsche nimmt unter den Haushaltungsgeschäften eine nicht unwichtige Stelle ein, und mit vollem Recht;

denn reine Wäsche ist für den gebildeten Menschen fast so unentbehrlich wie Speise und Trank. Jede Hausfrau setzt ihren besonderen Stolz darein, blendend weiße Wäsche dem Schrank zu überliefern. Um dies zu erreichen, muß beim Waschgeschäfte mit großem Ernste und besonderer Umsicht verfahren werden. Durch falsche Behandlung der Wäsche können die Stoffe weit mehr beschädigt werden, als durch Benützung.

Das Waschwasser ist wohl sicher das wichtigste und unentbehrlichste Mittel zur Reinigung der Wäsche. — Das Regenwasser, besonders nach längerem Regenfall aufgefangen, ist zum Waschen sehr geeignet. Dem Regenwasser etwas nachstehend, doch immer noch gut brauchbar, ist das Flußwasser, am wenigsten geeignet das Quellwasser. Die Ursache dieser größeren oder geringeren Brauchbarkeit zum Waschen ist darin zu suchen, daß das Wasser mehr oder weniger mineralische Bestandteile gelöst enthält, welche die Härte des Wassers bedingen, das Regenwasser fast gar keine, das Quellwasser am meisten; in der Mitte steht das Flußwasser.

Die Mineralbestandteile gehen mit der Seife unlösliche Verbindungen ein. Dadurch wird einesteils ein Teil der Seife für das eigentliche Waschen unwirksam gemacht, anderseits aber haben diese unlöslichen Verbindungen die unangenehme Eigenschaft, beim Kochen zu schmelzen, wobei sie Schmutz und färbende Stoffe einschließen und die Wäsche damit verunreinigen.

Die Entfernung solcher Stoffe gelingt nur durch starkes, für das Gewebe nachteiliges Reiben; ein grauer Ton wird immer bleiben. Bei Anwendung von hartem Wasser kann man oft dreimal mehr Seife zu einer Wäsche nötig haben, als bei Verwendung von weichem Wasser.

Hartes Wasser kann dadurch weicher gemacht werden, daß man pro 100 Liter circa 50 g kalzinierte Soda und etwas Borax zusetzt, die Mischung einmal aufkocht, dann etwas abhitzen läßt und durch ein Tuch filtriert.

45. Die Seife.

Wird Fett oder fettes Öl mit Lauge gekocht, so spaltet sich dasselbe in Seife (fettsaures Natron oder Kali) und Glycerin. Durch Zusatz von Kochsalz wird die Seife aus der wässerigen Lösung abgeschieden; sie schwimmt nach dem Erkalten als feste Schicht auf der Oberfläche und kann leicht vom Wasser und von überschüssiger Lauge getrennt werden. Durch mehrmaliges Aussalzen aus der wässerigen Lösung findet eine weitere Reinigung der Seife statt. So bereitet man die eigentliche Kernseife; sie wird in Deutschland hauptsächlich aus Talg bereitet. Ihres geringen Laugen- und Wassergehaltes wegen wäre diese die beste Seifensorte; denn sie kann nie nachteilig auf die Leinen- und Baumwollenfaser einwirken.

Unter dem Namen Kernseife werden aber auch die gefüllten und geschliffenen Seifen zu etwas billigerem Preise in den Handel gebracht. Diese Sorten, die hauptsächlich aus Kokosnußöl bereitet werden, enthalten noch ziemlich viel Wasser und Lauge von ihrer Bereitung her, sind dabei aber doch fest und der eigentlichen Kernseife ganz ähnlich Es ist einleuchtend, daß solche Seife einen viel geringeren Wirkungswert hat, als eine wenig wasserhaltige Kernseife; zudem löst sie sich viel leichter auf und wird dadurch ebenfalls ein größerer Verbrauch verursacht. Auch übt die in denselben noch enthaltene Lauge jedenfalls keinen günstigen Einfluß auf die Leinen- und Baumwollfaser aus.

Fast alle diese Seifensorten sind grau oder rot marmoriert. Diese Marmorierung rührt nur von Verunreinigungen her; sie war früher rein zufällig, wird aber heutzutage durch Beimengungen künstlich hervorgebracht. Es ist somit die Marmorierung durchaus kein Kennzeichen einer guten Kernseife, sondern es kann fast das Gegenteil behauptet werden; denn die Beimengungen sind meistens eisenhaltig, und das Eisen ist ja bekanntlich kein Freund der Wäschegegenstände.

Die hier und dort gebräuchliche braune Seife ist eine Harz-Talg-Seife und für weiße Leinen- und Baumwollenwäsche nicht zu empfehlen. Dasselbe darf von den weichen sogenannten Schmierseifen gesagt werden. Für farbige Stoffe mögen solch geringere Seifen Verwendung finden.

Die Wirkung der Seife beim Waschen ist hauptsächlich eine Fett lösende und verseifende, indem sie Alkali abgibt, welches dann die Verseifung bewirkt. Andererseits befördert die Seife den Reinigungsproceß, — indem sie den Schmutz einhüllt und ihn durch das Verdicken der Flüssigkeit, sowie das Schäumen in der Schwebe erhält, so daß sich derselbe nicht mehr auf der Wäsche wieder absetzen kann.

46. Die Soda

kommt in Krystallen oder in Form eines weißen Pulvers als kalzinierte Soda in den Handel. Die Krystallsoda ist reiner als die kalzinierte, enthält aber eine ziemliche Menge sogenanntes Krystallwasser. Die kalzinierte Soda ist durch Glühen von allem Wasser befreit; ihr Wirkungswert ist dementsprechend ein größerer. Beide Sorten sollen immer rein weiß sein, nicht gelblich oder grau. Wenn die Krystallsoda nicht mehr ganz klar ist, sondern etwas weiß und trübe, so hat dies nichts zu sagen; sie hat in diesem Fall einfach einen Teil ihres Krystallwassers verloren.

Beim Waschen wirkt die Soda hauptsächlich verseifend auf das Fett ein. Wenn nicht zu erhebliche Mengen genommen werden, so dürfte gegen die Anwendung von Soda für Leinen- und Baumwollwäsche

nichts einzuwenden sein. Farbigen Zeugen und Wollenstoffen schadet Soda. Demnach halte man Maß bei dem Gebrauch derselben.

47. Sonstige Waschmittel.

Vor dem Gebrauch von Fettlaugenmehl, Laugenstein und ähnlichen im Handel unter den verschiedensten Namen vorkommenden Produkten ist zu warnen; denn sie enthalten sämtlich kaustische Soda oder Ätznatron. Letzteres greift die Leinen- und Baumwollfaser unter Gelbfärben derselben an; dazu kommt noch die Einwirkung dieser stark ätzenden Substanzen auf die Hände der Wäscherinnen.

Eine Auflösung von Ammoniakgas oder Salmiak in Wasser ist eine sehr flüchtige, stark riechende und ebenfalls stark ätzende Substanz; ihre Wirkung beim Waschen ist zwar eine ziemlich günstige, sie wirkt Fett lösend und (resp.) verseifend. Die Flüchtigkeit des Ammoniaks, sein sehr übler Geruch, sowie seine heftige Einwirkung auf die Haut sprechen indes gegen seine allgemeine Anwendung beim Waschen.

Wird reiner Quarzsand mit Soda, Pottasche und Ätznatron geschmolzen oder unter Druck in Natronlauge aufgelöst, so bildet sich Wasserglas, kieselsaures Natron. Es kommt meist als syrupdicke, wasserklare Lösung in den Handel und hat so die geeignetste Form zur Verwendung beim Waschen. Es muß in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden, da es leicht schon durch die Kohlensäure der Luft zersetzt wird.

Jedenfalls ist bei seiner Verwendung Vorsicht und genaue Einhaltung der gegebenen Vorschriften geboten, da das Wasserglas mehr oder weniger freies Alkali enthält, das nachteilig auf die Leinen- und Baumwollfaser wirken kann. Da es ja mit guter Seife und etwas Soda leicht gelingt, eine blendend weiße Wäsche zu erzielen, so wird man das Wasserglas leicht entbehren können.

48. Chlorkalk (Bleichkalk).

Chlorkalk ist kein eigentliches Waschmittel; denn Chlor wirkt nicht reinigend, sondern nur bleichend.

Der Chlorkalk wird gewonnen durch Überleiten von Chlor auf pulverisierten gelöschten Kalk. Er kommt als weißes, stark nach Chlor riechendes Pulver in den Handel und muß vor Luft und Feuchtigkeit geschützt aufbewahrt werden. Chlorkalk wird in der sogenannten Kunstbleicherei verwendet. Dies darf aber selbstverständlich nur von sehr sachkundigen Leuten unter genauer Beobachtung der nötigen Vorsichtsmaßregeln geschehen, wenn kein Nachteil für die Haltbarkeit des Leinen- und Baumwollengewebes daraus erwachsen soll.

Für die Leib- und Hauswäsche sollte Chlorkalk und Chlorwasser nicht verwendet werden. Besonders gefährlich wird Chlor dann, wenn es nach dem Gebrauch nicht wieder gründlich entfernt wird; nur zu leicht bleibt überdies in den Nähten und Stickereien etwas hängen. Dieses wirkt dann beim Liegen der Wäsche im Schranke nach, und in sehr kurzer Zeit zeigen sich Löcher.

49. Waschblau.

Das sogenannte Bläuen der Wäsche hat den Zweck, den immer etwas gelblichen Ton derselben in möglichst vollkommen reines Weiß zu verwandeln. Das auf das Gewebe gebrachte Blau gibt mit dem vorhandenen Gelb durch Ergänzung beider Farben für unser Auge reines Weiß.

Für das Bläuen der Wäsche wird schon seit langer Zeit das Ultramarin (Waschblau in Pulver und in Kugeln) verwendet, und es ist diese Farbe, weil in Wasser vollständig unlöslich und von keinerlei nachteiliger Wirkung auf das Gewebe, allein zu empfehlen. Der Vorgang dabei ist einfach der, daß das in viel Wasser aufgeschlemmte sehr feine Farbpulver sich auf die Leinen- und Baumwollfaser absetzt und mechanisch von derselben festgehalten wird. Es findet also kein eigentliches Färben der Faser statt, was auch gar nicht angestrebt wird.

Man verwende nur feinstes Waschblau und bläue nie so stark, daß die Wäsche blau erscheint; denn damit würde man den eigentlichen Zweck vollständig verfehlen.

Alle sonst noch empfohlenen und verwendeten Blaumittel, wie flüssiges Waschblau 2c., sind zu verwerfen, indem das Ultramarin seinen Zweck voll und ganz erfüllt, ohne dabei der Wäsche im geringsten nachteilig zu sein.

Das Waschblau darf nie direkt in das Wasser geworfen werden, sondern es wird in ein Leinwandläppchen eingebunden und dieses im Wasser hin und herbewegt, bis die nötige Menge Farbe im Wasser verteilt ist.

Zum Crêmefärben wird am besten Ocker, doch auch Theewasser verwendet.

50. Die Stärke.

Zum Steifen der leinenen und baumwollenen Haus- und Leibwäsche steht eigentlich nur ein Hauptmaterial zur Verfügung, nämlich die Stärke. Die sonst noch angewendeten und empfohlenen Mittel sind nur Zusätze zur letzteren und haben bloß den Zweck, den Glanz und die Steifheit zu erhöhen.

Die Stärke ist einer der verbreitetsten Pflanzenstoffe. Die hier allein in Betracht kommenden Sorten werden aus Kartoffeln, Reis, Weizen und Mais gewonnen. Die Kartoffelstärke zeigt ein sehr grobes Korn, während Reis-, Weizen- und Maisstärkekörner kaum halb so groß sind. Gerade des kleineren Kornes wegen sind Reis- und Weizenstärke zur Appretur der Wäsche allen andern vorzuziehen.

Die Stärke hat die Eigenschaft, beim Kochen sehr stark aufzuquellen und bildet dabei den sogenannten Kleister. Dieser besteht aus kleinen gallertartigen Klümpchen, die natürlich bei der Kartoffelstärke viel größer sind, als bei Weizen- und Reisstärke. Beim Bügeln der mit Kartoffelstärke gesteiften Gewebe ballen und schieben sich nun diese Klümpchen durch das Bügeleisen zuweilen zusammen, was bei Weizenstärke nie, bei Reisstärke sehr selten vorkommt, vorausgesetzt, daß überhaupt richtig eingestärkt wurde.

Die Steifheit der Wäsche entsteht durch das Eintrocknen des Stärkekleisters zu einer harten, hornartigen Masse, die durch starkes Reiben und Drücken Glanz annimmt.

Die Stärke zum Steifen der Wäsche soll rein weiß sein, beim Zerdrücken zwischen den Fingern ein zartes, unfühlbares Pulver geben, keinen Geruch und keinen besondern Geschmack besitzen. Nach Dr. Hugo Körner.

51. Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen;
Die Sorgen haben nicht gefehlt.
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Drei kleine Kinder auferzogen,
Den Gatten in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut;
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren —
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben.
So stand sie nun allein und alt —
Ihr war ihr heit'rer Mut geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen,
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn zum Weber dann gebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand.
Die Schere brauchte sie, die Nadel
Und nähte sich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde ohne Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz,
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz:
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen.
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Abend gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

(Chamisso.)

52. Die Kleidung.

Wir tragen unsere Kleidung nicht nur der Sittlichkeit und Zierde wegen, sondern auch um unseren Körper gegen die schädlichen Einflüsse der Witterung, besonders aber um die Haut vor Erkältung, Hitze, Staub etc. zu schützen und um unsere Körperwärme zusammenzuhalten. Denn da wir fortwährend, zumal bei kalter Luft, von unserer Eigenwärme einen Teil an den Luftkreis abgeben, so ist es notwendig, dem Erkalten unseres Körpers entgegen zu wirken, und dies thun wir, je nach dem Kältegrade der Luft, durch Umhüllung unseres Körpers mit wärmeren, dickeren oder dünneren Kleidungsstücken, besonders aus Stoffen, welche schlechte Wärmeleiter sind. Natürlich müssen diese wie den äufseren, so auch den persönlichen Verhältnissen jedes Einzelnen entsprechen, sich also nach der Jahres- und Tageszeit, der Witterung, dem Himmelsstrich, nach dem Alter und Geschlechte, der Lebens- und Beschäftigungsweise, dem Grade der Eigenwärme, der Körperbeschaffenheit u. s. w. richten. Man trage im warmen Zimmer nicht zu warme, in kalten Räumen und im Freien nicht zu kühle Kleider und achte besonders im Frühjahre und Herbste auf die Witterungsveränderung, namentlich am Abend. Die Winterkleider lege man nicht zu bald ab, die Sommerkleider nicht zu bald an, sondern gewöhne den Körper nur allmählich an den Übergang zur leichteren Kleidung. Jedoch hüte man sich vor Verweichlichung; weise Abhärtung ist der Gesundheit weit förderlicher. Vor allem ist die Leibwäsche so oft als möglich zu wechseln. Durchnäfste Kleidungsstücke ersetze man baldmöglichst durch trockene. Kopf, Hals und Brust sollen in der Regel kühl, Unterleib und Füfse warm bekleidet werden. Die Kleidung darf niemals die Ausdunstung des Körpers beschränken, die freie Bewegung nicht hemmen und durch Druck den Blutumlauf nicht erschweren. Die Bekleidung der Brust sei immer von solcher Weite, dafs das Atemholen bequem gestattet ist. Starkes Schnüren ist ein Verbrechen an der Gesundheit, welches sich bitter rächt.

Ein ziemlich zuverlässiges Zeichen für die Beurteilung einer Frau ist die Art und Weise, wie sie sich kleidet. Die Kleidung soll unter allen Umständen einfachen, praktischen Sinn, guten Geschmack und Sinn für Sauberkeit bekunden. Im allgemeinen lassen sich in Bezug auf Auswahl der Kleidung folgende Grundsätze aufstellen: Kleide dich nicht unter und nicht über deinen

Stand, nicht bunt und in keiner Weise auffallend! Suche dich weder durch altväterische Kleidung noch durch Nachäffung jeder neuen Modethorheit hervorzuthun! Frage nach Bequemlichkeit und Gesundheit mehr, als nach der Mode! Wende grölsere Aufmerksamkeit auf deinen Anzug, wenn du in Gesellschaft zu erscheinen hast! Trage nie geliehene Sachen und meide allen Tand! Halte mehr auf die Gediegenheit des Stoffes als auf vielen Ausputz! Schone deine Kleider sowohl durch gehörige Reinigung, wie durch sorgfältige Aufbewahrung! Opfere der Prachtliebe nicht heilige Pflichten, wie die Sorge für bedürftige Eltern, die Sorge für dein eigenes Alter! Nach Dr. Bock u. Knigge.

53. Schönster Staat.

Komm, Mädchen, ich will dir einen Anzug raten, darin du gewifs gefällst. Deines Hauptes Schmuck sei die Ehre, die aus der Zucht kommt, dein Kleid die Unschuld, dein Schleier die Schamhaftigkeit, deine Perlen die Thränen der Kindesliebe, dein Demant die Demut, dein Spiegel das Gewissen, deine Kleinodien gute Gedanken, Worte und Werke —: damit bist du vor Gott und vernünftigen Menschen schöner und dauerhafter geputzt, als die meisten deines Geschlechts, die in bedeutungslosem Schmucke in Prachtsälen ihr Haupt hoffärtig einhertragen oder auf den Tanzböden der Lust den Kranz der Zucht verlieren, dafs er zertreten wird. Heinrich Dittmar.

54. Die Tiere als Spender der Bekleidungsstoffe der Menschen.

Der Mensch macht sich als Herr der Erde die ganze Natur dienstbar. Jedes der drei Naturreiche muß in seiner Art dazu beitragen, eine angemessene Bekleidung des menschlichen Körpers zu ermöglichen. Die Metalle dienen als Panzer, Helm und Schmuck. Das Pflanzenreich ist für Bekleidungszwecke noch ergiebiger; die Gespinstpflanzen und der Baumwollstrauch liefern Stoffe für unentbehrliche Kleidungsstücke.

Jedoch mehr als beide kommt in dieser Hinsicht das Tierreich in Betracht, welches die unentbehrlichsten, dauerhaftesten Stoffe zu einer zweckmäßigen Bekleidung liefert.

Die klimatischen Verhältnisse und die gute Sitte verlangen, daß unsere Füße bekleidet sind. Unsere Stiefel und Schuhe gehören wohl zu den wichtigsten Kleidungsstücken. Sie bieten Schutz gegen Nässe, Kälte, harte Gegenstände und ermöglichen sicheren Gang und feste Haltung. Zur Erreichung dieser Zwecke eignet sich kein Stoff so gut wie das Leder. Wohl schützt der Gummischuh sehr gegen Nässe; aber er

verhindert die Ausdünstung des Fußes, ist daher zum ausschließlichen Gebrauche ungeeignet. Holzschuhe halten den Fuß sehr warm; aber es fehlt ihnen die Geschmeidigkeit. Die Anwendung dieser und anderer Stoffe ist daher nur ein Notbehelf, und sie können das Leder nicht ersetzen.

Die Haut zu Leder liefern vorzugsweise die Zwei- und Einhufer. Ehe die Haut verwendbar ist, muß sie gegerbt werden. Der Gerber entfernt durch erweichende und auflösende Mittel die unreinen und verwesenden Stoffe und verdichtet die Haut. Der Loh- oder Rotgerber benützt hiezu die Lohe, welche aus der gemahlenen Rinde von Eichen, Tannen und Birken besteht. Auf diese Art werden Sohl-, Kalb-, Schafleder und Schagrin gewonnen. Die ersten drei Sorten werden vorzugsweise zu Stiefeln und Schuhen, Schagrin dagegen mehr zu Portefeuillewaren verwendet.

Der Weißgerber benützt zum Gerben der Häute von Kälbern, Schafen, Rehen und Ziegen Alaun und erzielt dadurch weißes Leder, welches weniger zur Kleidung, als zu Nutz- und Schmuckgegenständen verwendet wird. Sattler, Gürtler und Schuhmacher verfertigen daraus allerlei Waren. Auch die gebräuchlichen Glacehandschuhe werden aus Weißleder gemacht.

Der Sämischgerber macht das Leder durch Walken mit Fett gar. Er verwendet dazu die Häute von Hirschen, Rehen, Kälbern ꝛc. Durch diese Art der Behandlung wird das sog. Waschleder gewonnen.

Zu den feineren Ledersorten gehört a. Der Juchten, welcher in Rußland erzeugt wird, wasserdicht ist und einen eigentümlichen Geruch hat; b. der Saffian (türkisches Leder), der meist gefärbt verarbeitet wird. Das lackierte Leder ist mit Lack überstrichen; das Pergament ist gereinigte und getrocknete Eselshaut.

Durch sorgfältige Behandlung bleibt das Leder lange dauerhaft. Die Sohlen der Schuhe und Stiefel soll man vor der Benützung mit Öl tränken, damit sie widerstandsfähiger werden. Auch muß das Schuhwerk öfter mit Fett eingerieben werden, damit es nicht spröde wird. Das rasche Trocknen der nassen Schuhe am heißen Ofen schadet der Geschmeidigkeit des Leders.

Eine andere Verwendung findet das Tierfell als Pelzwerk. Je dichter die Haare stehen, desto wertvoller ist der Pelz. Deshalb ist namentlich der Pelz nordischer Tiere sehr geschätzt. Die Felle unserer einheimischen Tiere sind nur verwendbar, wenn sie in der kälteren Jahreszeit gewonnen werden, weil der Pelz der im Sommer erlegten Tiere weniger Haare hat und diese leichter verliert. Vorzugsweise liefern die Raubtiere Rauchwerk zu unserer Winterbekleidung. Pelzmäntel, Müffe,

Boas, Halskrägen, Fußsäcke, Reisedecken und Verbrämungen aller Art bereitet der Kürschner aus den Fellen von Wieseln, Mardern, Ottern, Zobeln, Bisamratten, Affen u. s. w.

Im Sommer muß das Pelzwerk vor der Gefräßigkeit der Motten und Schaben geschützt werden. Es geschieht dies durch Aufbewahren in gut verschlossenen Truhen, durch fleißiges Ausklopfen und durch Zusetzung von starkriechenden Stoffen, wie Kampher, Naphtalin, Pfeffer, Moschus u. s. w.

Die Wolle des Schafes ist für den Menschen von größtem Werte. Sie läßt sich so verschieden bearbeiten, daß sie sich zu Kleidungsstücken für Menschen aller Weltteile eignet. Die Hirtenvölker Asiens hüllen sich ganz in wollene Decken, und die besten Kleider der europäischen Völker sind aus Wolle bereitet. Wohl benützt man auch die Haare der Kamele, Lamas und einiger Ziegenarten, um daraus mehr oder weniger grobe Gewänder zu gewinnen, aber die Schafwolle vermögen diese nicht zu ersetzen.

Nach der Schafschur wird die Wolle gereinigt, entfettet und gesponnen. Das Garn wird gehaspelt und dann gewebt. Das Gewebe heißt Loden, und wenn es gewalkt ist, nennt man es gemeinhin Tuch. Dieses wird geschoren, dekatiert und gepreßt. Zu den rauhen Tucharten gehören: Flanell, Biber und Buckskin. Die Kammgarnstoffe sind feinere Tuche.

Die Behandlung der Wollwaren ist ähnlich der der Pelzwaren.

Nicht nur die Vierfüßer liefern dem Menschen Stoff zur Bekleidung; auch die Raupe eines unscheinbaren Insekts gibt den glänzenden Faden zu den Zierden der Weberei, zu den köstlichsten Gewändern. Ursprünglich kannten nur die Chinesen die Seide, bis durch Mönche und später durch die Kreuzzüge die Eier des Seidenspinners und damit die Zucht der Seidenraupe nach dem Abendlande verbreitet wurde.

Die Hülle der Puppe dieses Tieres ist die kostbare Seide. Die Raupe spinnt den Kokon mittelst zweier Spinnwärzchen am Maule. Etwa zehn Tage nach dem Einspinnen werden die Puppen in einem heißen Backofen getötet. Die Kokons haben eine dreifache Seide. Die äußere Schichte ist die Florettseide, die darunter liegende die feine Seide und die innere die Seidenwatte. Die Kokons werden aufgeweicht, mit Ruten gepeitscht und dann mit einer Haspel abgewunden. Die abgehaspelte Seide heißt Rohseide. Kokons, die nicht zum Abhaspeln taugen, werden gekrempelt und geben Florettseide, aus der Seidengarn gesponnen wird. Die abgehaspelte Seide wird gezwirnt, d. h. es werden mehrere Fäden zu einem Faden gedreht. Das Weben ist dem der Baumwollstoffe ähnlich.

Die Seide benützt man zur Herstellung von allerlei Schnüren,

Spitzen, Handschuhen, Strümpfen und zu mancherlei Zeugen, z. B. Taffet, Atlas, Damast, Flor, Krepp, Gaze. Auch echter Sammet und Seidenplüsch werden daraus bereitet. Bei langem unbenützten Hängen bricht die Seide gern. Die Reinigung seidener Stoffe geschieht im lauwarmen Wasser mit Benützung von Fleckenseife.

55. Aus dem schlesischen Gebirge.

„Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch' ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß in's Thal;
Ich habe mich vom Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal: Rübezahl!

Hört' er's? ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös. Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen!
Es ist ein richt'ges, volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bess'res wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
D'rum frischen Mutes noch einmal: Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin in's Holz gegangen,
Daß er uns hilft in dieser Not!
O! meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum dritten Mal: Rübezahl!

Er half so vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt;
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl! Rübezahl!

Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel auf dies doch seine Wahl! —
Da löst' ich ein selbst die versetzten,
Das wär' ein Jubel! Rübezahl! Rübezahl!

Dann trät' ich froh in's kleine Zimmer
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann zagt' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder
Und tischt uns auf ein reichlich Mahl!
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! Rübezahl! Rübezahl!

So rief der dreizehnjähr'ge Knabe;
So stand und rief er, matt und bleich.
Umsonst; nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel war im Thal
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Thränen noch einmal: Rübezahl

Dann ließ er still das busch'ge Fleckchen
Und zitterte und sagte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu;
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger bald das Leichentuch! Rübezahl?!

Ferdinand Freiligrath.

56. Musselinweberei und Stickerei in Appenzell und St. Gallen.

Wem lacht nicht das Herz im Leibe, wenn er auf den grünen, sonnigen Geländen der Vorberge des Säntis wandert und die Häusergruppen betrachtet, wie sie in bunter Manchfaltigkeit ausgesäet sind über Berg und Thal, überall so schmuck und reinlich, mit dem Schindelpanzer geziert und den vielen hellen Fenstern versehen, im Innern so blank gescheuert und so behäbig eingerichtet, daß man gleich den Wanderstab

niederlegen und bei diesen heiteren, lustigen Menschen wohnen möchte, die ebenso offen sind wie ihre Häuser. — Überall frisches, laufendes Wasser, ein freundliches Gärtchen mit Obstbäumen, grüne Wiesen, hier und da von einem Wäldchen unterbrochen — man sollte meinen, es wären lauter Sommerhäuschen, und die Bewohner seien bloß des Vergnügens willen auf diese Hügel gezogen! Und doch befinden wir uns in einem echten Industrielande, inmitten einer der dichtest bevölkerten Gegenden, wo über 10000 Seelen auf die Quadratmeile kommen, und Tausende von Webern leben da in ihren Kellerstuben, deren Fenster zu ebener Erde ausgehen. Aber sie sind fröhlich, diese Musselinweber; denn sie atmen doch öfter als die Bewohner des Flachlandes die frische, reine Luft der Berge; sie sind in keine Industriekasernen eingezwängt, sondern alles arbeitet familienweise. Kann uns irgend etwas mit der Schattenseite der Industrie aussöhnen, so ist es der Segen, den sie den Bergbewohnern spendet, die ohne solche Hilfe kein anderes Mittel hätten, um ihr Leben zu fristen, als die Auswanderung.

Diese Appenzeller Berge und Gelände haben in ihren Wiesen und Bäumen, so freundlich sie auch ihrer Hauswirtschaft zu Hilfe kommen, keine hinlängliche Nahrungsquelle; aber in ihrer Betriebsamkeit haben sie den Zauberstab gefunden, der ihnen Geld und Gut aus weitester Ferne schafft. Die einfachsten Appenzeller Häuser, die früher einer Sennhütte glichen, zeigen gegenwärtig im untersten Stock, halb unter der Erde, die Web- und Trankkeller, im zweiten Stock die Wohnstube mit dem Gaden und der Küche, im dritten Stock den Obergaden und das vordere Schlafzimmer, die Diele. Wer diese blanken und gleißenden Dielen, Holzwände, Bänke, die sauberen Küchengeräte und die schöne Ordnung und Reinlichkeit in einer solchen Arbeiterwohnung gesehen, wird das freundliche Bild nie wieder vergessen.

Die Wohlhabenderen haben sich über die steinerne Treppe, die zur Hausthüre führt, noch eine Vorhalle gebaut, und ein Ecktürmchen gibt nicht selten dem Hause den Schmuck eines Schlößchens. Die eigentlichen Arbeitgeber und Fabrikanten aber wohnen in wahren Palästen; der Fremde, welcher das Gebirgsdorf Haiden besucht, denkt an die Landhäuser einer großen, reichen Stadt, die nun kommen müsse: — sie ist eben schon da, und so ist es überall in den gewerblichen Dörfern und Flecken des Appenzeller Ländchens.

Der kleine Kanton Außer—Rhoden, dessen Flächeninhalt noch keine fünf Quadratmeilen beträgt, zählte im Jahre 1850 nicht weniger als 607 Fabrikanten, 9984 Weber und Weberinnen, 2972 Spuler und Spulerinnen und 2161 Nähterinnen und Maschinenarbeiterinnen. Es

gibt Fabrikanten, die am Ort mehrere hundert Weber und auswärts mehr als 5000 Stickerinnen beschäftigen. Die Wälderinnen, die in den Thälern der Bregenzer Ach an ihrem Stickrahmen still und emsig arbeiten, und die Appenzellerinnen Inner—Rhodens, die am Fuße des Säntis nicht minder emsig, aber lauter und lustiger den Stickrahmen vor sich haben und die Arbeit der Blumen stickenden Nadel mit harmonischem Gesang begleiten: sie stehen im Dienste der unternehmenden gewerbfleißigen Häuser Außer—Rhodens. Appenzell und St. Gallen lassen sogar bis tief nach Württemberg und Baden hinein die armen Dorfbewohner teilnehmen an dieser Industrie, welche ihre Ware weithin „übers Meer" sendet, wie die Stickerinnen mit einem gewissen Stolz dem Fremden berichten, wenn er sie wegen des Absatzes befragt.

Mit der Musselinweberei allein beschäftigen sich gegenwärtig in Außer—Rhoden gegen 11 000 Personen; das feinste weiße Baumwollengarn wird wie Seide in Vorhänge und Halstücher, Hauben und Schleier hineingestickt, die gefärbte Baumwolle aber zu Schürzen, Turbanen Tapeten, Chorhemden, Manschetten, Bettdecken, Tauftüchern, Shawls u. s. w. verarbeitet.

In St. Gallen sind die reichsten Läden, wo man die feinsten Taschentücher — es gibt deren das Stück zu 150 Franken — mit den feinsten Weißstickereien, die prachtvollsten auf Tüll gestickten, mit farbiger Seide und erhabener Arbeit gezierten Vorhänge, die luftigsten Schleier und Spitzenkleider bewundern kann.

Die Paläste von Petersburg und Paris finden da ebenso den Schmuck für ihre Prachtzimmer, wie die Damen, welche mit ihrem Anzuge in diesen Zimmern glänzen. Aber auch die farbigen Stoffe, aus denen der Muselmann seinen Turban zusammenwickelt, und die mit Gold- und Silberstreifen prangenden Vorhänge, bestimmt in den Staatszimmern des Orients zu glänzen, sind da zu sehen neben abenteuerlich aufgeputzten Kleidern, in denen Mulattin und Negerin einherstolzieren. So ein Laden in St. Gallen ist nicht minder sehenswert als die Appenzeller Häuser und ihre rührigen Inwohner. (A. W. Grube.)

57. Barbara Uttmann, die Wohlthäterin des Erzgebirges.

Gegen die runden, grünen Fensterscheiben schlug der Regen, und um das Haus pfiff der Wind, und in der Stube war es still, ganz still. In der Stube saßen oben am Tische, der fast den ganzen Raum zwischen Kamin und Thüre einnahm, der Bergherr Christoph Uttmann und seine Gemahlin Barbara, und blühende Söhne und Töchter umgaben dies würdige Paar. Dann folgten zu beiden Seiten Bergleute mit Frauen

und Kindern, Uttmanns Knechte und Mägde und Händler, Ackerbauer und sonstige Bewohner des Städtchens; denn, wer nur irgend Lust hatte, an einem Samstag zum Bergherrn zu wandern, der war hier herzlich willkommen. Da ging denn der Humpen von Hand zu Hand, und prächtige Geschichten vom hörnenen Siegfried und der schönen Magellone wurden erzählt, und lustige und rührende Lieder wurden gesungen, und dazu schnurrten die Rädchen und scherzten die Burschen mit den Dirnen, und das währte oft bis in die Nacht hinein.

Aber am Abende des 15. Mai 1567 war es an dem eichenen Tische so still, daß man die einförmige Musik des Regens deutlich hören konnte. Herr Christoph, die Arme über die Brust kreuzend, saß da, in tiefe Gedanken versunken; eine Thräne zitterte an Frau Barbaras Wimper; die Männer ließen den Kopf hängen, und die Frauen legten die Hände in den Schoß; der Humpen ging nicht herum, und die Räder schnurrten nicht, und niemand dachte daran, eine Geschichte zu erzählen oder ein Lied zu singen.

Plötzlich richtete Herr Christoph sich auf: „Kinder, wir lassen ja den Mut sinken! Das ist nicht recht von uns, und ich will's nur zu meiner Schande bekennen, daß ich mich selbst über finsteren Gedanken ertappt habe.“ Aber der greise Bergmann Ohlentrud versetzte: „Herr, wer kann da fröhlich sein, wenn's Elend vor der Thüre steht? Und Ihr redet ganz anders, lieber Herr, als es Euch ums Herz ist; Ihr wollt uns nur auf andere Gedanken bringen. Ihr wißt so gut als wir, daß unsere Gruben kein Silber mehr geben, daß es auch mit der Ernte in diesem Jahr traurig steht und daß unter dem Vieh die Seuche herrscht.“

Und fürwahr, es war eine traurige Zeit und gewiß kein Wunder, daß die braven Annaberger den Mut tiefer und immer tiefer sinken ließen. Was sollte aus ihnen werden, wenn die Gruben wirklich ausgebraucht waren? Sie mußten dann verhungern; denn sie hatten da oben im Gebirge keinen andern Erwerb.

Da geschah es eines Tages, daß ein armes Weib mit drei hungernden Kindern an die Thüre von Herrn Uttmanns Hause pochte. Sie war eine Fremde, kam weit daher und bat um Gottes willen, ihnen ein Stück Brot und für kurze Zeit eine Ruhestatt zu geben. Frau Barbara empfing die Arme nach ihrer Gewohnheit mit gütigen Worten, lud sie ins Haus ein und erquickte sie aufs beste mit Speise und Trank. Sie wies den hilflosen Wanderern ein gar behaglich Kämmerlein an, und sie freute sich herzlich der Ruhe, welche die Müden darin fanden.

Sie hatte die Fremde nicht gefragt, woher sie komme, nach wohin sie wolle; sie war arm und ihrer Hilfe bedürftig — das war ihr genug. Aber kurze Zeit darnach trat aus dem Kämmerlein die fremde Frau

wieder zu ihr herein, setzte sich auf Barbaras Einladung zu ihr an den Tisch und begann nun unaufgefordert von ihrer Heimat, Flucht und Wanderung zu erzählen. Dabei griff sie, um nicht müßig zu sitzen, in die Tasche und zog ein Päckchen hervor. Es enthielt kurze, hölzerne Stäbchen, die in kleine Haken von Eisendraht ausliefen, eine Rolle Zwirn und ein auf Papier gezeichnetes Muster. Dieses Muster ward nun über den Tisch gebreitet, von der Rolle ein Faden abgelöst und um das eine Stäbchen geschlungen, und Barbara hätte über die Geschwindigkeit, mit der die Fremde bald die Hölzer zu kreuzen, bald die Faden um die Haken zu wickeln, bald die wunderlichen Knoten zu schlingen wußte, erstaunt sein müssen, wenn sie darauf achtgegeben hätte; doch sah sie nur in das Gesicht der Frau, deren Erzählung das größte Mitleid hervorrufen mußte. Sie war aus Brabant. Glücklich hatte sie mit den Ihrigen bis zu der Zeit gelebt, da Herzog Alba von König Philipp von Spanien als Statthalter nach den Niederlanden geschickt wurde. Kaum in Flandern angelangt, setzte er einen Blutrat ein, von dem alle, deren Meinungen Verdacht erregten, verurteilt wurden. Entsetzlich war die Beschreibung, welche die Frau von dem Abend machte, an dem Albas Knechte auch in ihre friedliche Hütte gedrungen: wie der Mann in unnützer Gegenwehr vor ihren eigenen Augen gefallen, und wie man ihr über dem Kopfe das Dach angezündet. „Da hab' ich in wenigen Stunden," sagte sie, „meinen Mann und meine Heimat verloren und war gezwungen, auszuwandern, gleich tausend andern Familien, die sich teils nach England, teils nach Deutschland wandten. Mein Werkzeug," fuhr sie fort, auf Stäbe und Zwirn deutend, „fand ich in der Tasche, als ich am andern Morgen aus einer Erstarrung erwachte. Dem Herrn sei Dank! so lange mir das bleibt, brauche ich nicht zu betteln. Nun wanderten wir, und wenn wir ausruhten, klöppelte ich; überall wurden meine Spitzen gern statt Geldes angenommen. Eine weite Strecke von hier war meine Kraft zu Ende; ich konnte die Füße und die Hände nicht mehr rühren, und da meine letzten Spitzen fortgegeben waren, so wies man uns überall die Thür; denn ich hatte nichts mehr anzubieten. Zum Tode matt kamen wir bis vor dieses Haus, und wenn Ihr, Herrin, nicht . . . . ."

Eine lange Stille trat ein. Als die Frau sich dann gefaßter zeigte und in heiße Dankbarkeit sich zu ergießen begann, unterbrach sie Barbara durch die schnell hingeworfene Frage: „Also Du hast eben Spitzen geklöppelt? Ich hatte vorhin nicht acht darauf."

Die Stäbchen und die Rolle Zwirn vor sich auf den Tisch legend, versetzte die Brabanterin: „Herrin, für Euch kann das nichts sein. Ihr tragt da an Eurem Tuche seidene Spitzen, wie sie nur in Brüssel

geklöppelt werden, und für eine Frau Eures Standes paßt sich das auch so. Aber die Bürgersfrauen lieben doch auch den Putz, und für die sind unsere zwirnenen Spitzen da."

„Freilich," sagte Barbara, „wenn ich an meine Heimat, an Nürnberg denke, da muß ich Dir Recht geben. Keine Patrizierin würde sich herbeilassen, Spitzen von Zwirn zu tragen. Aber wenn man, wie Du sagtest, nur in Brüssel seidene Spitzen klöppeln kann, da muß es in den niederländischen Provinzen kümmerlich hergehen. Wie wenig kann mit den zwirnenen Kanten erworben werden! Die Leute, die sie kaufen, können ja nicht viel dafür ausgeben."

„Wie man's nimmt, Herrin. Uns in Wayre hat diese Arbeit von Kindesbeinen an ernährt; wir kannten keine Not und waren zufrieden und glücklich dabei. Und glaubt nur nicht, daß das nur immer aus der Hand in den Mund ging; nein, nicht bloß mein Mann, alle Leute in Wayre haben so in jedem Jahre ein Sümmchen für schlimme Zeit zurückgelegt. Und wie da einmal der halbe Ort wegbrannte und ein andermal der Blitz unsern Turm bis zu unterst verzehrte, haben wir mit dem Ersparten nicht nur alles wieder aufbauen können, sondern es blieb auch noch etwas übrig, was nun freilich Albas Knechte an sich gerissen haben. Lieber Gott! die in Brüssel werden wohl nicht wissen, was sie mit ihrem vielen Gelde anfangen sollen; aber beneidet haben wir schlichte Zwirnklöppler sie deshalb noch niemals. Und dann, welch ein Vorzug ist bei unserm Klöppeln! Zu den seidenen Spitzen gehört eine große Übung und eine sehr geschickte Hand; aber auf unsere zwirnenen Spitzen versteht sich ein jedes Kind. Fünfjährige Kinder klöppeln in Wayre. Und seht nur her! Was wäre leichter als das? Da seh' ich erst das Muster an; dann schlinge ich den Faden um den einen Stab, dann werden beide Stäbe kreuzweis über einander gelegt, und so wickelt sich der Faden ganz von selbst um die Häkchen und — seht nur her, da ist schon eine Masche fertig! . . . . . Aber, Ihr weint ja, Herrin, was habt Ihr?"

Die Hände über der Brust gefaltet, das Auge zum Himmel erhoben — so stand Barbara Uttmann da, und Thränen des Dankes und unendlicher Freude rollten über ihre Wangen, und ihr Herz jubelte: „Ja, mein Gott und Vater, wie Du willst, so geschieht's. Auf Deine Gnade habe ich gebaut, und Du hast uns diese Arme gesandt, damit unsere Trübsal in Freude verwandelt werde und nun das Glück in alle Häuser der Stadt wieder einziehe. — Liebes Weib, Du bleibst bei uns! Ich will Dir und Deinen Kindern Freundin, Schwester, Mutter sein! Sieh, in diesem Orte herrscht Trauer. Der Hammer des Bergmanns rostet; das Vieh stirbt hin; verwüstet liegen die Felder: Mein Gemahl gibt mit

vollen Händen; doch was können die Gaben des einen sein, wenn alle Not leiden? — Lehre uns das Klöppeln! Wir wollen arbeiten Tag und Nacht und mit unsern Spitzen die Kräftigsten unter uns durch das ganze Land senden und so wieder Wohlstand und Freude in unsere Häuser bringen, und wenn's Gott gefällt, wird auch wie bei Dir in Wayre ein Sümmchen zurückgelegt werden, wenn abermals eine traurige Zeit über uns hereinbrechen sollte. Deine Hand, gute Frau, Du willst?"

Mit beiden Händen schlug die Brabanterin ein; halb nur verstand sie Barbaras Worte.

Am andern Morgen wurden auf Herrn Uttmanns Betreiben alle Leute mit ihren Kindern (nur die unter fünf Jahren blieben daheim) zusammengerufen. Der Bergherr, der, als er am vergangenen Abend heimkehrte, seine fromme Gemahlin nur stumm in die Arme geschlossen hatte, teilte jetzt den Leuten Barbaras Pläne mit. Staunen und Zweifel ringsum, und auf die Brabanterin und deren Kinder blickte man mit ungläubigen Mienen. Aber unser würdiges Paar beachtete das alles nicht; es ließ Stäbchen anfertigen, die der Schmied mit Haken versah, und Klaus wurde nach Dresden geschickt, um Zwirn zu kaufen, und von dorther kam auch ein Maler, der Muster nach Muster zeichnete. Der Unterricht begann; wie im Spielen lernte man das Klöppeln. Darüber wurde so manche Sorge vergessen; denn mit jedem Tage wurde der Zweifel geringer und die Hoffnung größer, und nun erschallte nach langer Zeit hier wieder ein artiger Scherz, dort ein heiteres Liedchen. Und als zwei Monate verflossen waren — o, wer beschreibt die Freudenrufe, die da durch Annaberg ertönten! Denn zwei, die man derweil mit den fertigen Spitzen hinausgeschickt, waren eben und zwar mit leeren Ranzen wieder heimgekehrt, aber dafür mit so vollen Taschen, daß man meinte, der Reichtum müsse bis in alle Ewigkeit währen.

Die Brabanterin konnte diese Freude nicht mehr teilen. Unweit der großen Linde, die noch heute inmitten des Kirchhofes steht, wurde sie wenige Tage vorher bestattet; der Gram um den Verlust ihres Mannes und all das Entsetzliche, welches über sie hereingebrochen, hatten den Todeskeim in ihr Herz gesenkt. Und das hatte ruhig brechen können; denn ihre Kinder lagen ja in Barbaras Armen. Gepriesen sei diese Frau! So lange die Sonne am Himmel stand, legte sie die Klöppel nicht aus der Hand, und das mußte der beste Sporn für alle übrigen sein. Und mit der Freudigkeit und Hoffnung wuchsen die Spitzenvorräte, obgleich die rüstigsten Männer immer mit der fertigen Ware wieder von dannen zogen, durch ganz Sachsen und Böhmen. Erst der strenge Winter gebot ihnen Einhalt.

Und als dann der Frühling und der Sommer wieder kamen — welch ein Abstand gegen das vorige Jahr! Kerngesundes Vieh im Stalle und auf den Wiesen, Segen auf den Feldern, und die Menschen glücklich. Denn eben war der Herr Studierte, der auf des Bergherrn Bitte zur nochmaligen Untersuchung der Gruben gekommen war, wieder abgereist, nachdem er sich nicht gerade zum allerbesten über die Weisheit seiner Kollegen in Dresden erklärt hatte. Denn die Gruben im Schrecken und Schottenberge waren nicht ausgebraucht; man mußte nur verstehen, sie auf die rechte Weise zu öffnen. Und da ließ der kluge Mann von dem schwarzen Pulver herbeibringen, von dem die Annaberger bisher noch keine Ahnung gehabt, und — hei, wie das krachte und platzte, wie da die Wände barsten und Silber- und Kobaltstufen in unabsehbarer Menge bloßgelegt wurden!

In diesem Sommer war es auch, daß Barbara eine große Reise nach Brüssel unternahm. Das wüste Treiben der Spanier in den Niederlanden schreckte sie nicht zurück. Frische Kräfte nach Annaberg zu ziehen und so auch die Anfertigung von seidenen Spitzen zu erlernen, dahin ging ihr Plan, der ihr ja gelungen ist, wie die ganze Welt es weiß. Und noch eins brachte sie aus der Fremde mit: die Bandfabrikation. Spitzen- und Bändermärkte, Spitzen- und Bänderladen, Spitzen- und Bänderverkäuferinnen — kann man sich davor retten, wenn man heute nach Annaberg kommt?

Ja heute! Da ist Fabrik an Fabrik; da arbeiten überall Maschinen; da schallt's hüben und drüben: „Glück auf! Glück auf!“ Und wie würde es wohl hier aussehen, wenn nicht Christoph und Barbara Uttmann gewesen wären? Als unsere Frau von Brüssel zurückkehrte, fand sie ihren Gemahl auf dem Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Was hätte sie in ihrem Schmerze besser trösten können, als der Friede und das Glück, welche ringsum walteten? So lange noch ihr Herz schlug, schlug es nur für ihre Kinder, für die Kinder der Brabanterin und für alle, die im Weichbilde Annabergs wohnten.

Sie hatte noch ein langes und durch das Glück anderer beglücktes Leben. Als sie starb, ward sie neben Christoph und der Brabanterin hinabgesenkt an einem Frühlingstage. Ein Denkmal erhebt sich jetzt zu Häupten der drei Hügel, und in der großen Linde jubilieren viel tausend Vögelein. Und abends, wenn das rotgelbe Sonnengold über Annaberg glitzert, dann verlassen die Menschen, in deren Augen Zufriedenheit glänzt, Fabriken und Gruben, lagern sich um die Linde und reden von denen, die hier unten schlafen, von der Brabanterin, von Christoph und Barbara Uttmann, der Wohlthäterin des Erzgebirges.

(Nach Karl Neumann-Strela.)

58. Die Baumwolle.

Die Baumwollenpflanze gehört zu den Malvengewächsen. Sie findet sich bald als Kraut, bald als Strauch, in Arabien und Ägypten sogar als Baum. Sie hat drei- bis fünflappige Blätter und ziemlich grofse, gewöhnlich gelbe, fünfblätterige Blumen, welche einzeln in den Blattwinkeln stehen. Die Frucht ist drei- bis fünffächerig, einem grofsen Mohnkopfe ähnlich, springt bei der Reife in mehrere Klappen auf und enthält mehrere Samenkörner, die in eine lange, dichte, weifse, nach dem Aufplatzen hervorquellende Wolle gehüllt sind. Die Baumwolle wird in der Türkei, in Griechenland, in Süditalien, Spanien, Agypten, Indien und China, ganz besonders aber im unteren Mississippithale gewonnen. Hier ist der rechte Boden für die Pflanze, die ein lockeres, leichtes, mit Sand gemischtes, schon angebautes Land verlangt; hier ist auch das passende Klima, welches nicht zu trocken sein darf, weil bei Mangel an Regen die Wolle kurz bleibt. Die Kapseln müssen jeden Morgen, sobald sie aufzuspringen beginnen, abgepflückt werden. Die aus den Kapseln gewonnene Wolle wird entweder durch die Hand oder gewöhnlich durch eine Maschine von den Samen und Hülsen gereinigt und hierauf in grofse Säcke verpackt, welche in einer Presse zu gewaltigen, viereckigen Ballen zusammengedrückt und versandt werden.

Wir sind in Manchester. Dieses Manchester, welches so viele Wunder der industriellen Thätigkeit in sich schliefst, ist selbst das gröfste Wunder. Vor 150 Jahren noch ein kleiner, unansehnlicher Ort, hat es sich jetzt zur ersten Fabrikstadt der Welt aufgeschwungen und zählt gegen 400000 Einwohner, mit den ringsherum aufgeblühten Fabrikstädten, 20 an der Zahl, nahezu 1 Million. Den ersten Rang unter allen Industriezweigen Manchesters, wie Englands überhaupt, nimmt die Baumwollen-Industrie ein. Noch vor 100 Jahren hatte die Welt keine Ahnung davon, dafs ein so unscheinbarer Gegenstand wie die Baumwolle zu einer solchen Bedeutung erwachsen würde. Das Kapital, welches durch die Baumwolle jährlich in Umlauf gesetzt wird, berechnet sich auf 1000 Millionen Mark. Manchester allein verarbeitet täglich über 1½ Millionen Pfund, und mehr als 1000 Schiffe dienen der Herbeischaffung des Rohmaterials aus Indien, China, Ägypten und besonders aus Amerika. In England sind über 1½ Millionen Menschen allein mit Verarbeitung der Baumwolle beschäftigt,

und doch wird die meiste Arbeit durch kunstvolle Maschinen verrichtet, deren manche 100000 Spindeln hat, also die Arbeit von 100000 Menschen ausführt. — Ein gewaltiger Schlot und der riesige Würfel eines Bauwerkes mit mehr als 800 Fenstern auf jeder Seite, ragen über alle Gebäude empor. Wir suchen ihn auf und treten in diese Riesenfabrik ein. Durch einen Wirrwarr von Wegen und Gängen kommen wir endlich in das Arbeitszimmer des Fabrikherrn, in welchem uns ein Führer beigegeben wird. Wir stehen zuerst vor zwei Ungeheuern, in deren Innern es rast und tobt wie ein gefesselter Sturm, der alle Wände seines Gefängnisses sprengen möchte. Das sind die Bläser. »Was thun sie?« fragen wir den Jungen vor der einen Maschine. »Das!« sagt er, indem er eine tüchtige Hand voll Rohbaumwolle aus dem Ballen reifst, und sie, nachdem er uns den Schmutz, die Holzstückchen und Knoten darin gezeigt, seiner Maschine gleichsam zu speisen gibt. Sie zupft daran etwa wie eine Kuh, der man eine Hand voll Heu vorhält. Der Junge holt darauf einen ganzen Arm voll baumwollenen Schnees unter der Maschine hervor und behauptet, dafs dies die eben verzehrte Hand voll sei. Wir zweifeln, und er zeigt uns, wie es zugeht. Im Innern wird die Baumwolle mit rasender Kraft und Geschwindigkeit zerzaust und hin- und hergeworfen, so dafs alle fremdartigen Bestandteile zu Boden fallen.

»Nun ist sie rein und reif zum Spinnen,« denken wir. Das ist aber ein Irrtum. Es war die erste von mehr als zwölf ähnlichen Reinigungen. Die nächsten sehen wir unter den beiden Rohrbläsern, einer ganzen Reihe dampfender und pfauchender Höhlen, in welche der baumwollene Schnee wie ein milchiger Regen herabströmt. Wir sehen in das Innere hinein und finden, dafs die Baumwolle gleich am Eingange von einer furchtbaren Windkraft in den dünnsten Nebel zerblasen wird. Stählerne Flügel bewegen sich in diesem Raume so rasch, dafs sie zu einem kaum sichtbaren Nebelflecke verschwinden. Hier werden die Samenkörner und kleinen, fremdartigen Bestandteile vollends abgesondert und durch Ritzen unten zu Boden geschleudert, während die leichten Baumwollenfasern von Wurfschaufeln im Fluge erhalten werden, bis sie am entgegengesetzten Ende wie ein immerwährender Schneesturm herausfliegen, so dafs wir im Umsehen wie lebendige Schneemänner neben einander stehen. Gegenüber wird der Baumwollenschnee von Käfigen verschlungen, die

ihn, in wattartige Bogen gepreſst, auf der andern Seite abliefern. Ein Blick in einen solchen Käfig zeigt uns einen Wirrwarr von Freſs- und Verdauungswerkzeugen, in denen es sich fortwährend schlingt und krümmt und windet.

So geht die Baumwolle durch 12 Reinigungs-, Wurf-, Hechel-, Dresch- und Siebwerkzeuge, bis sie zuletzt blendend weiſs, wunderschön als ein sich senkender Schnee hinsäuselt, aber ohne sichtbare Zwischenräume, nicht als Flocken. Nachdem die gleichsam flüssige Baumwolle dann zu groſsen Rollen geformt worden ist, wandert sie zu den Krempel- und Kämmaschinen, von wo sie den Ziehmaschinen überliefert wird, die in wunderbar künstlicher Weise den Stoff zu Fäden verarbeiten. Wenn nun aber einmal unter den tausenden ein Faden reiſst, was dann? Sowie das geschieht, fällt eine Platte hörbar nieder, ein Zeichen für den Maschinisten, das ihn mahnt, die Maschine sofort in Ruhe zu versetzen. Dies geschieht, und eins der beaufsichtigenden Mädchen holt das davon gelaufene Stück Faden zurück, klebt es an das Ende des zurückgebliebenen, und der Schaden ist geheilt, ehe wir nur bemerken, daſs die Maschine still stand. Dieses Ankleben, scheinbar eine gedankenlose Vorrichtung, ist eine Kunst, die groſse Übung verlangt. Wir steigen ein Stockwerk höher, noch eins und noch eine Treppe; überall Maschinen, die schnaubend und keuchend spinnen und weben. Zwischen ihnen stehen vereinzelt Arbeiter, alle gespannt aufpassend und zugreifend, wenn es die Maschine verlangt. Kaum ist hie und da einer zu entdecken, und doch sind hier 1800 Menschen beschäftigt, Maschinen zu beaufsichtigen, welche über 120,000 spinnende Hände nicht bloſs ersetzen, sondern an Feinheit und Meisterschaft der Arbeit unendlich übertreffen.

59. Am Nähtisch.

Drei Jahre war Martha Beschließerin bei einer vornehmen Dame gewesen. Die treue Dienerin hatte eine gütige Herrin und wünschte keinen Wechsel ihrer Stelle.

Da rief sie plötzlich eine Schreckensbotschaft aus ihrem bisherigen Wirkungskreise fort — zurück in die Heimat.

Hier fand sie die gute Mutter nicht mehr unter den Lebenden. — Nach deren letztem Wunsche sollte sie fortan dem tiefgebeugten Vater eine treue Stütze, ihren kleinen Geschwistern eine liebevolle Pflegerin sein.

Fürwahr eine schwere Aufgabe für das junge Mädchen!

Eine Woche war bereits vergangen in Trauer und Sorge, in Arbeit und Plage. Martha hatte sich ehrlich gemüht und doch — welch ein Zwiespalt heute in ihrem Herzen!

Sie war soeben mit dem Auspacken des ihr als Frachtgut nachgesandten Koffers fertig geworden, und manches Geschenk der guten Herrschaft, einige herzliche Zeilen der Gräfin riefen in ihr Gedanken wach, die sie gewaltsam bannen wollte.

„Es kann ja nimmer sein,“ seufzte das Mädchen, „die Pflicht hält mich hier fest.“ Aber die Pflicht schien Martha so hart. Sie glaubte manches entbehren zu müssen, was sie im fremden Hause so wohlthuend berührt hatte.

Manche Arbeit, die sie dort dem ihr untergeordneten Dienstmädchen befehlen konnte, mußte sie hier selbst verrichten.

Bei den Ausgaben für ihre Herrschaft hatte sie nicht wie jetzt jeden Pfennig sorgfältig berechnen müssen.

Erschreckt und beschämt gestand sie sich selbst, daß ihr die Heimat mit ihren kleinen Verhältnissen und kleinlichen Sorgen fast fremd geworden!

„Ja, wenn die Mutter noch lebte!“ flüsterte sie und stützte ihr Haupt auf den Nähtisch, zu welchem ihr heute der Vater den Schlüssel übergeben und welchen er als ein Geschenk der Mutter für sie bezeichnet hatte.

Welcher Gegensatz zu dem zierlich polierten Tische bei der Gräfin! Wie oft hatte Martha dort mit der Kammerfrau gearbeitet, mit welchem Entzücken die herrlichen Stoffe, aus denen die prächtigsten Gewänder gefertigt wurden, durch ihre Hand gleiten lassen!

Mit reger Phantasie hatte sie sich dabei all den Schimmer und die Pracht des Ballsaales der Vornehmen ausgemalt — und nun saß sie hier an dem alten Nähtisch mit seinen geraden, unschönen Beinen, mit der Platte, deren Wachstuch schon schadhaft war; er paßte so recht zu der Arbeit, die sie heute noch vor hatte — o Langeweile — Strümpfe stopfen!

Zum ersten Male schloß Martha die Schublade auf und überblickte deren Einrichtung, die ihr so wohlbekannt war. Wie oft hatte sie all diese Dinge in der Hand der Mutter gesehen! Wie peinlich war alles in Fächer geordnet! Hier die Fadenspulen, da Wollknäuel, dort Nadelbuch und Schere und Fingerhut, im vierten Fache Stopfkugel, Centimeter und Kreide, daneben die Knopfschachtel und der Behälter für Haken und Schlingen und richtig, hier stand noch wie ehedem die kleine, grüne Sparbüchse, in welche die Mutter den Erlös für abgegebene Lumpen legte, um davon wieder Fäden, Nadeln 2c. zu kaufen.

Martha öffnete die Sparbüchse und fand 75 Pf. darin. Wie ward ihr doch so wunderlich zu mute, als sie überall die ordnende, sorgende Mutterhand erkannte!

Im letzten und größten Fache fand sie die Schnittmuster mit dem Notizbuche, in welchem allerlei Einträge gemacht waren, und einen Brief, der ihre Adresse trug.

Hastig und zitternd öffnete sie ihn! — Der letzte Brief der Mutter!

Mein liebes Kind!

Hier auf Erden werde ich Dich nicht mehr sehen; ich weihe Dir den letzten Scheidegruß mit meinem letzten Geschenke; es ist dieser Tisch, den mir dereinst in glücklichen Tagen Dein Vater selbst gezimmert hat. Als frohe Braut nähte ich jedes Stück meiner Aussteuer an diesem Tische. Er ist bei mir alt geworden und könnte Dir manches Stück Familiengeschichte erzählen. Wie schwanden hier die Stunden so rasch dahin!

Wie traulich weilte es sich hier, wenn Sturm und Regen ans Fenster klopften! Wie oft saß ich spät abends noch beim Lampenscheine am Nähtische! Müde von der Tagesarbeit, hielt mich nur die Liebe zu den Meinen wach.

Hier fertigte ich Dein erstes Kleidchen, in dem Du zur hl. Taufe getragen wurdest; hier entstand auch Dein Kommunionkleid. Der Nähtisch war euch Kindern stets ehrwürdig erschienen, hatte er doch alljährlich die Weihnachtsgeschenke, an denen die Mutter im Auftrage des Christkindes arbeiten mußte, im Verschluß.

Wie oft bist Du auf dem Fenstersims dicht am Nähtische gesessen und hast den Geschichten gelauscht, die ich Dir erzählte, während ich arbeitete. Auch bittere Stunden habe ich am Nähtisch verlebt; die Trauerkleider fertigte ich hier, in denen ich meine lieben Eltern und Dein Brüderchen zu Grabe geleitete, und viele Thränen habe ich dabei vergossen.

Als Du in die Fremde zogst, da flogen von diesem Platze aus tausend sehnsüchtige Gedanken zu meinem Kinde in die Ferne, und Dein Bild, das ich über den Tisch hing, ward mir zur steten Erinnerung an Dich.

Nun gehe ich von hinnen und überlasse Dir das Hauswesen mit all den kleinen Sorgen und Pflichten. Nicht die geringste davon ist die Erhaltung der Kleider und Wäsche.

Beachte jeden Riß und bessere den Schaden sofort aus, und wenn Dir die Arbeit schwer wird — es ist ja keine Arbeit, die einen in die Augen fallenden Erfolg aufweist, — so gedenke Deiner Mutter, die auch

unzählige Male mit der Nadel hier aus- und einstach und dabei glücklich war, weil sie wußte, daß zum häuslichen Behagen Ordnung und Sauberkeit die ersten Bedingungen sind und weil ihr deren Erfüllung innere Befriedigung und die Liebe, sowie den Dank der Ihrigen erwarb!"

Hier war der Brief abgebrochen; es fehlte der Schluß!

Heiße Thränen tropften aus Marthas Augen; sie faßte den festen Vorsatz, der Mutter ähnlich zu werden, und als einige Wochen später das jüngste Schwesterchen zum Nähtisch geschlichen kam und der davor sitzenden Martha leise eine frische Rose auf die Arbeit fallen ließ, als zwei Ärmchen sie umschlangen und der rosige Kindermund immer bat: „Liebe Martha, erzählen!" da klopfte ihr Herz so glücklich, und ihre Augen suchten das Bild der Mutter, das epheuumrankt aus der Fensternische überm Nähtisch blickte, und sie sprach leise vor sich hin: „Mutter, ich fühle den Segen der Arbeit, den Dein Brief mir verheißen!"

60. Gesundheit.

Wir sind gesund; das ist so gut,
das ist so dankenswert!
Wer auf dem Krankenbette ruht,
fühlt erst, was er entbehrt.

Wie mancher lebt durchs ganze Jahr
nicht einen frohen Tag!
Das ist ein Leben, ja fürwahr!
das man nicht neiden mag.

Was hilft uns vieles Geld und Gut,
was Hoheit, Macht und Ruhm,
fehlt uns Gesundheit, froher Mut,
das schönste Eigentum?

Und was ist Dasein ohne Kraft?
Ein Irren in der Nacht,
ein Leben, das nur Elend schafft
und andern Kummer macht.

Drum danke doch ein jeder Gott
für der Gesundheit Glück,
und bebe vor dem falschen Spott
der Leidenden zurück!

(Matthias Claudius.)

61. Reinlichkeit und Hautpflege.

Der Hautpflege dient am besten allgemeine Reinlichkeit, gefördert durch Abwaschungen, Bäder und Abreibungen der Haut, sowie reine Wäsche. Tägliche Waschungen des ganzen Körpers sind für das Wohlbefinden und die Gesundheit von größter Wichtigkeit. Seife nützt bei diesen Waschungen deshalb, weil sie den fettigen Schmutz auf der Haut, den das bloße Wasser nicht entfernen kann, auflöst.

Häufiger Wechsel der Leibwäsche muß mit dem täglichen Waschen des Körpers Hand in Hand gehen. Die Wäsche saugt nämlich die Hautabsonderung ein, nimmt auch den in der Luft schwebenden Staub, der sich auf die Haut legen würde, auf und verhindert, besonders durch das Trockenhalten der Haut, die Ansammlung von Schmutz. Während der

Nacht verdunstet aus dem ausgezogenen und ausgelüfteten Taghemde und während des Tages aus dem nicht gebrauchten Nachthemde die aufgesogene Hautausdünstung, und so werden beide zum Tragen wieder tauglich.

Die Kräftigung und Abhärtung der Haut, wodurch deren Fasern straffer und befähigt werden, verschiedene Witterungsverhältnisse, vorzüglich Temperaturwechsel, besser ertragen zu lernen und sich nicht so leicht sogenannte Erkältungskrankheiten (Katarrhe, Rheumatismen, Nervenschmerzen u. s. w.) zuzuziehen, kann nur durch allmähliche Gewöhnung der Haut an Kälte erreicht werden, z. B. durch öftere kalte Waschungen, kühle Bäder und verständige Wahl der Kleider je nach der Beschaffenheit der Außentemperatur und je nach der Art der mehr oder weniger anstrengenden Beschäftigungsart.

Wer sich aber nicht ganz wohl fühlt, sollte diese Abhärtung ganz unterlassen oder doch mit äußerster Vorsicht vornehmen und nie ohne vorher den Rat des Hausarztes gehört zu haben.

Überhaupt bedenke man, daß Kälte, zumal wenn sie plötzlich auf die Haut einwirkt, ein sehr starkes Erregungsmittel ist, welches durch die zahlreichen Empfindungsnerven der Haut auf das Gehirn und Rückenmark einwirkt. Häufig wiederholte Reizung der Hautnerven durch Kälte kann sehr leicht Überreizung, Störungen in der Hirn- und Nerventhätigkeit (sogenannte Nervosität, Nervenschwäche) veranlassen.

Zum Wohlbefinden des ganzen Körpers tragen Bewegungen in frischer Luft, besonders geregelte wie beim Turnen, und eine passende Kleidung sehr viel bei.

Schnelles Abkühlen der erhitzten, schwitzenden Haut, wie überhaupt Unterdrückung der Hautthätigkeit kann insofern nachteilig, sogar lebensgefährlich werden, als dadurch neben fieberhaftem (akutem) Rheumatismus eine Herzentzündung hervorgerufen werden kann, die entweder sehr schnell den Tod herbeiführt oder unheilbare Herzfehler nach sich zieht. Um den schädlichen Folgen einer allenfallsigen Erkältung vorzubeugen, rufe man so bald als möglich eine starke Schweißabsonderung hervor durch reichliches Trinken von heißem Wasser oder Thee, und zwar dadurch, daß man sich in das warme Bett begibt.

Einen wichtigen Teil der Lehre von der Reinlichkeit und Hautpflege bildet die Behandlung der **Haare** und **Zähne**. Erstere haben ihren Sitz in der Haut; darum ist es zu ihrer Erhaltung vor allem nötig, daß die Kopfhaut öfters recht tüchtig gereinigt werde durch Waschen mit warmem Seifenwasser, durch derbes Abkämmen oder Abbürsten. Die Haare selbst müssen ebenfalls durch öfteres Auswaschen, Bürsten und

Durchkämmen mit einem feinen Staubkamme stets rein gehalten werden. Die Haare sind ferner, wenn die Talgdrüsen des Haarbodens nicht die gehörige Menge Fett zum Einsalben der Haare liefern, von Zeit zu Zeit einzuölen.

Alles, was die Ernährung des Haares durch den Haarkeim stört, wie Kälte, zu festes Binden der Haare, zu häufiges Abschneiden, Blutarmut und schlechte Ernährung der Kopfhaut, zieht Ergrauen und Ausfallen der Haare nach sich. Nur so lange als der Haarkeim und das Haarsäckchen noch gesund sind, können Haare auf kahlen Hautstellen wieder wachsen. Alle Anpreisungen von Geheimmitteln, die den Haarwuchs fördern sollen, sind Betrügereien.

Daß so viele Menschen schlechte, schwarze und hohle Zähne und Zahnschmerzen haben, liegt nur daran, daß sie ihre Zähne falsch oder gar nicht pflegen und schonen. Das bloße Putzen der Zähne mit einer Bürste und Wasser oder Zahnpulver reicht nicht zur Guterhaltung derselben aus. Sie müssen durchaus noch mit einer weingeisthaltigen Flüssigkeit geputzt und öfters durch vorsichtiges Abschaben von der sich anlegenden grünlichen oder schwärzlichen Masse (Zahnstein) befreit werden. Die Verderbnis der Zähne ist hauptsächlich abhängig von mikroskopisch kleinen Tieren und Pilzchen, die sich vorzugsweise gern in den faulenden Überresten von Fleischspeisen entwickeln. Solche Fleischreste bleiben stets zwischen und in hohlen Zähnen vom Essen zurück, und sie sind es auch, die durch ihre Fäulnis den üblen Mundgeruch veranlassen. Da durch Spiritus die Fäulnis und ebenso die Zahntierchen und Pilzchen in ihrem Entstehen und Leben gehindert werden, so ist dieses Mittel ganz besonders gegen Hohlwerden der Zähne und gegen übelriechenden Atem zu empfehlen.

(Nach Dr. Bock.)

62. Die Schwammfischerei.

Der Schwamm hat schon manchmal Bekanntschaft mit deinem Gesichte und deinen Händen gemacht, dir nicht allemal zur Freude, so lange du ein kleines Kind warst; es wird nun Zeit, daß du auch die Bekanntschaft des Schwammes machst. Das ist keine so leichte Sache; denn große Gelehrte haben sich darüber fast den Kopf zerbrochen, ob der Schwamm ein Tier, oder ob er eine Pflanze, oder endlich, ob er halb Tier, halb Pflanze ist. Entreißt man den Schwamm seinem Elemente, dem Meere, so finden wir ihn mit einer schleimigen Masse überzogen, die durch kurze Zuckungen eine Art tierisches Leben verrät, bald in Fäulnis übergeht und auch noch durch ihren Geruch auf den Gedanken bringt, daß sie tierischer Natur sei. Bringt man

weiter den rohen gereinigten Schwamm in eine Säure, z. B. Salzsäure, so entsteht ein starkes Aufbrausen von Kohlensäure, und es wird viel Kalk aufgelöst, so daß der Schwamm beträchtlich an Gewicht verliert; kohlensaurer Kalk war also gleichsam das Gerippe desselben. Seine Form hat er behalten; aber er ist nun viel feiner und weicher geworden, und seine Masse stellt wieder reines tierisches Gewebe dar, das man recht wohl mit dem Stoffe vergleichen kann, aus welchem Federn, Haare, Horn u. s. w. bestehen, und das beim Verbrennen einen ähnlichen Geruch verbreitet, wie diese Körper. Neuerlich hat man gefunden, daß in die unzähligen kleinen, nach oben mündenden Kanälchen des Schwammes, so lange dieser sich am Meeresboden befindet, Wasser eintritt und unten durch die größeren Löcher wieder ausgestoßen wird. Ohne Zweifel gibt das Wasser im Innern nährende Stoffe an den Schwamm ab. Da aber das Wasser diesen Kreislauf nicht freiwillig machen kann, so muß der Schwamm die Fähigkeit haben, dasselbe nach Bedarf einzusaugen und wieder auszustoßen, eine Thätigkeit, wie wir sie nur bei dem Tiere finden. Dagegen pflanzt er sich anderseits ganz in der Weise vieler Wasserpflanzen fort, welche unsichtbar blühen, nämlich durch bewimperte, scheinbar lebende Sporen (Samen). Diese Keime entwickeln sich im Innern der weiten Höhlungen, verlassen dieselben bei der Reife und heften sich, nachdem sie eine Zeit lang herumgeschwärmt haben, an irgend einer Stelle des Grundes an, um den Anfang eines neuen Schwammgewächses zu bilden.

Fast in allen Meeren trifft man Schwämme; aber ihre Güte ist nach den verschiedenen Meeren verschieden. Die zartesten und weichsten sind die syrischen; nach ihnen kommen die aus dem griechischen Archipel und der Berberei. Die Schwammfischerei erfordert sehr viel Kühnheit, Ausdauer und Körperkraft. Sie beginnt im Juni und endet im August oder September. Um diese Zeit sieht man eine große Anzahl von Barken mit griechischen Fischern sich nach Beirut, Tripolis begeben. Je fünf bis sechs Fischer arbeiten immer gemeinsam. Sie fahren früh morgens ziemlich weit auf das Meer hinaus. Dieses muß vollständig klar sein, so daß man imstande ist, bis auf den Grund hinabzusehen. Sobald ein Felsenriff entdeckt ist, an welchem man Schwämme vermuten kann, wird das Segel eingezogen und der Anker herabgelassen. Der Taucher läßt sich sodann mit Hilfe eines großen Steines, der an ein Seil gebunden ist, ins Meer hinab, reißt den Schwamm los und steckt ihn in ein Netz, welches vor seiner Brust angebracht ist. Die feinsten Schwämme befinden sich in der größten

Tiefe und werden deshalb mit bedeutend mehr Mühe herauf geholt, als die groben, die oft nur wenige Meter tief zu erreichen sind. Die Schwämme wachsen ziemlich schnell, so daß nach zwei Jahren die geplünderten Stellen wieder bewachsen sind. Sobald die Schwämme an das Land gebracht sind, wirft man sie in eine große, mit Wasser gefüllte Grube und tritt sie dann mit den Füßen aus, damit der Schleim abgesondert und der schwarze Saft ausgewaschen wird, der beim Treten aus der härteren Masse dringt. Die auf diese Weise behandelten und getrockneten Schwämme enthalten zwar noch eine Menge Sand; der Fischer will denselben aber auch nicht auswaschen, damit seine Ware schwerer wiege. Er bringt dieselben nach Tripolis auf den Markt, wo sich um die Mitte des Septembers eine Menge Kaufleute von den größeren Handelsplätzen des mittelländischen Meeres und selbst von Paris einfinden, um ihre Einkäufe zu machen.

Buch der Erfindungen.

63. Von der Krankenpflege.

Selbst bei der vernünftigsten Lebensweise läßt sich der unerbittlichste Feind unseres Lebens, die Krankheit, nicht von der Schwelle unseres Hauses bannen. Man hat oft gesagt, daß an einem Krankenlager keine Hand die weibliche, kein Herz das weibliche ersetzen kann. Nicht mit Unrecht! Die weibliche Natur hat das Bedürfnis, für andere zu sein, zu leben und zu wirken; und wo käme dieser Zug echter Weiblichkeit mehr zur Geltung, als am Krankenbette eines unserer Lieben? Es ist durchaus nicht notwendig, Krankenpflege, soweit sie in der Familie nötig ist, erlernt zu haben. Die meisten Frauen haben ein unbestreitbares Talent zur Krankenpflege, die sich auf Selbstlosigkeit, Selbstbeherrschung, Milde, Ruhe, unermüdliche Geduld und Aufmerksamkeit gründet.

Man denke sich eine Mutter, eine Gattin, eine Schwester am Krankenbette. Das weibliche Wesen fühlt keine Müdigkeit und denkt nicht an sich selbst. In der stillen, einsamen Nacht bleibt die Frau nicht nur geduldig, sondern man möchte sagen freudig an ihrem Platze. Ihr Ohr empfängt den Instinkt eines Blinden, wenn es von Zeit zu Zeit die leiseste Bewegung, das leiseste Flüstern des jetzt mehr als je geliebten Kranken auffaßt. Ihr Tritt, wie von einem Wink geleitet, könnte nicht ein Mäuschen aufstören; wenn sie spricht, ist ihr Ton das Echo einer natürlichen Harmonie, die dem Ohr des Kranken wohlthut und ihm alles sagt, was Mitleid, Trost und hingebende Liebe sagen können. Nacht auf Nacht wachend, pflegt sie den Kranken, gleich als wäre sie ein Wesen, aus einer höheren Welt gesendet. Ihr Auge schließt sich nie, ihr Gemüt ermattet nie, und ihre sonst immer schwache Natur hat jetzt eine über-

menschliche Kraft, eine überirdische Großmut erhalten; sie vergißt sich selbst, und nur die Liebe gegen das leidende Herz beherrscht sie.

Es ist selbstverständlich, daß die Pflegerin die Befehle des Arztes auf das pünktlichste vollzieht; doch hat sie daneben noch ein weites Feld selbständigen Handelns. Sie sorge vor allem für gute Luft im Krankenzimmer, vermeide aber sorgfältig Zugluft; sie trete leise in das Zimmer und öffne und schließe geräuschlos die Thüre; sie ziehe die Vorhänge zu, richte dem Kranken die Kissen zurecht, ordne täglich das Bett vollständig, vermeide das Aufliegen durch Einschiebung eines Luftkissens, wasche regelmäßig das Gesicht des Kranken, unter Umständen den ganzen Körper desselben, sorge für reine Bett- und Leibwäsche, reiche dem Fiebernden den kühlenden Trank, gebe zur rechten Zeit die vorgeschriebene Arznei, biete ihren Arm dem sich mühsam Aufrichtenden zur Stütze, kurz, sie thue alles, was sie dem Leidenden an den Augen absieht, aber alles möglichst, ohne vorerst von ihm gebeten worden zu sein, sondern alles ungezwungen als etwas ganz Selbstverständliches.

Die Zeit des ärztlichen Besuches ist der Pflegerin in der Regel bekannt. Bis dahin muß das Zimmer in Ordnung sein, am Krankenbette stehe ein leerer Stuhl, (die Bekleidungsstücke und Wäsche des Leidenden erhalten einen andern Platz); man halte eine Waschschüssel, Seife und ein reines Handtuch für den Arzt bereit, ebenso ein Thermometer zur Messung des Fiebers des Kranken.

Bezüglich der Krankenkost hat sich die Pflegerin vor allem genau an die Vorschriften des behandelnden Arztes zu halten. Selbst eine Lieblingsspeise muß in vielen Fällen verweigert und das von Besuchen Mitgebrachte dem Kranken oftmals entzogen werden. Der Kranke genießt in der Regel äußerst wenig; dies muß aber sorgfältig zubereitet sein und soll dem Leidenden in gefälliger Form geboten werden, weil das Äußere oft den Appetit reizt. — Die Krankenkost besteht hauptsächlich in leicht verdaulichen Speisen, guter, kräftiger Fleischbrühe und gebratenem Fleisch. Viele der gewöhnlichen Speisen eignen sich auch zu Krankenspeisen, wenn je nach den Umständen des Kranken mehr oder weniger, oder diese oder jene Gewürze, Kräuter, Wurzeln dabei verwendet, wenn sie mehr oder weniger fett, mager oder nahrhaft gekocht werden.

Die Arbeit der Wärterin erstreckt sich aber nicht nur auf die Pflege des Körpers, sondern auch auf das geistige Behagen des Kranken. Äußere Ruhe der Pflegerin, die sich keine Sorge, keine ernstliche Befürchtung dem Kranken gegenüber merken läßt, ist unbedingt nötig. Ruhig höre die Pflegerin die oft endlosen Klagen des Leidenden an, der sich erleichtert fühlt, wenn er sich ausgesprochen; sie habe stets ein

tröstendes oder aufmunterndes Wort bereit und suche den Kranken von seinen Schmerzen abzulenken, indem sie ihm erzählt oder vorliest, mit ihm betet und ihm so sein Weh auf einige Zeit vergessen macht. Merkt die Wärterin, daß der Kranke ermüdet, so halte sie mit dem Lesen ꝛc. inne, entferne etwaige Besuche und lasse den Kranken ungestört ruhen; denn der Schlaf ist oft die beste Arznei.

Ist der Kranke auf dem Wege der Genesung, so muß man doppelte Vorsicht walten lassen; denn ein Versäumnis hierin macht die Krankheit oft rückfällig und dann in der Regel schlimmer als zuvor. — Man sei in der Wahl der Nahrung vorsichtig und halte dem Genesenden alles fern, was ihn beunruhigen oder gar aufregen könnte. Die ersten Spaziergänge oder -fahrten unternehme man nur bei günstiger Witterung und mit Genehmigung des Arztes und dehne sie ja nicht zu weit aus. Man sorge für eine angenehme, zerstreuende und erheiternde Unterhaltung, damit mit dem körperlichen das geistige Behagen und die Lebenslust des Genesenden wiederkehre.

Leider gelingt es der sorgfältigsten Pflege nicht immer, den Kranken zur Genesung zu bringen. Man versäume ja nicht, gefährlich Kranke rechtzeitig auf die Tröstungen der Religion aufmerksam zu machen und veranlasse den Empfang der Sakramente bei guter Zeit.

Wichtig sind uns mit Recht die letzten Stunden eines Sterbenden. Wenn der Augenblick des Todes kommt, so muß eine heilige Stille sein Lager umgeben. Unvorsichtiges Gespräch, lautes Weinen darf in seiner Nähe nicht stattfinden. Sterbende wollen ungestört und gesammelt sich selbst angehören. Man verschone den Sterbenden mit Arzneieingeben, mit Fragen, Rufen in die Ohren u. dergl., weil die dadurch bewirkte Erschütterung des Gehirnes und der Nerven eine folterähnliche Wirkung hat und den Tod beschleunigen oder doch qualvoller machen kann. Sterbende haben in der Regel die größte Sehnsucht nach Ruhe, die zu unterbrechen ebenso unnütz als grausam ist. Man suche das Licht im Zimmer zu mäßigen, benetze den meist trockenen Mund des Sterbenden mit kaltem Wasser und trockne ihm fleißig den Todesschweiß ab. Ist der Sterbende über das Schicksal der Seinigen ängstlich besorgt, so suche man ihn damit zu beruhigen, daß für hilflos Zurückgebliebene Gott und gute Menschen immer gesorgt haben und auch ferner sorgen werden. Man versüße dem Sterbenden die wenigen bitteren Augenblicke durch die selige Hoffnung, in kurzem die vorausgegangenen und zurückgelassenen Freunde und Bekannten wieder zu sehen. Auf diese und ähnliche Weise kann man einem Sterbenden die letzten Augenblicke des Lebens erleichtern.

Am Krankenbette zeigt sich die Macht der Frau vielleicht mehr als irgendwo. Was die Arznei dem Körper sein soll, das ist die liebevolle Sorgfalt, die zärtliche Aufmerksamkeit, die innige Teilnahme einer warmen Frauenseele dem Gemüte des Kranken. Ihre Anwesenheit schon ist ihm ein Bedürfnis, eine Wohlthat, denn sie

Setzt sich an des Lagers Ende,
Stärkt ihm bestens die Geduld,
Und von ihren frommen Lippen
Einfach fließt das Wort der Huld.
Wenn die abgezehrten Hände
Sie so fest in ihre schließt,
Anders fühlt sich dann der Kranke,
Meint, daß gar nichts ihn verdrießt.

64. Krankenpflegerinnen.

Wer den Beruf zur Krankenpflege in sich fühlt, dem ist Gelegenheit geboten, die Krankenpflege wissenschaftlich zu erlernen und zu üben.

Bis in die letzten Jahrzehnte lag die Berufskrankenpflege fast ausschließlich in den Händen religiöser Gesellschaften, entweder katholischer Klöster oder protestantischer Diakonissenhäuser. Allein die Nachfrage nach geschulten Krankenpflegerinnen wuchs zu einer Höhe, der die Ordensschwestern, katholischer wie protestantischer Seite, nicht gewachsen waren. Hier Abhilfe zu schaffen, ist die Aufgabe des Frauenvereins vom „roten Kreuz."

Die Leistungen der Ordensschwestern, die über jedes Lob erhaben sind, ihre aufopfernde Hingebung, ihre Selbstlosigkeit in Erfüllung der von ihnen freiwillig übernommenen schweren Pflichten haben schon in vielen Frauenseelen den Wunsch aufkommen lassen, ebenso für die leidende Menschheit zu wirken, ohne aber dabei ein bindendes religiöses Verhältnis eingehen zu müssen. — Überdies ist es in einer Reihe von Fällen der Wunsch der Kranken, von einer nicht einem Ordensverbande angehörigen, aber doch wohlgeschulten Pflegerin bedient zu werden. Es sind also die Schwestern vom roten Kreuze nicht ein Gegensatz zu den Ordensschwestern, sondern eine notwendig gewordene Ergänzung derselben.

Der Hauptzweck, den der Frauenverein vom roten Kreuz verfolgt, ist die Ausbildung für die Krankenpflege in Kriegszeiten. Hiezu tritt aber noch eine sehr umfangreiche Friedensthätigkeit, welche teils die Vorbereitung auf die Kriegsthätigkeit bezweckt, teils auch Hilfe bei allgemeinen Notständen, z. B. Seuchen, Überschwemmungen u. s. w., dann Krankenpflege, insbesondere Armenkrankenpflege, zum Ziele hat. Die deutschen Frauenvereine vom roten Kreuz sollen „dienen im Krieg dem Volk in

Waffen, im Frieden der Linderung der Not, wie und wo eine solche unerwartet hervortritt."

Eine Hauptaufgabe der Friedensthätigkeit ist auch noch die Heranbildung und Beschaffung guter, den Anforderungen des Krieges entsprechender Pflegerinnen, sowie die Ausrüstung der Krankentransportwägen mit Verbandmaterial. Der unmittelbar mit der Mobilmachung bereitstehende Wagen muß mit der vorgeschriebenen Anzahl von Verbandstoffen eingerichtet sein. Die mit der Herstellung und Instandhaltung derselben beschäftigten Schwestern haben eine stete, nie unterbrochene Beschäftigung; es gewährt eine große Beruhigung, zu sehen, wie für den ersten Anprall Fürsorge getroffen ist.

Unverkennbar ist der Einfluß, den eine geschulte Pflegerin auf den Kranken und dessen Umgebung ausübt. Der Geist des Gehorsams, der Ordnung in Raum und Zeit, der Ergebung, des Vertrauens zu Gott und den Mitmenschen geht von ihr auf den Pflegebefohlenen und dessen Angehörige über. Alles dies sind Umstände, welche in manchen Krankheiten den Heilsvorgang fördern, in allen Krankheiten aber das Schicksal des Leidenden erleichtern und die letzten Tage des Daseins mit dem Schimmer reiner Menschenliebe erhellen.

So lebt die Krankenschwester Tag für Tag, Jahr für Jahr im Dienste ihrer Mitmenschen, ohne klingenden Lohn, lediglich um die einfache Fristung ihres Daseins. Was ihrem Leben Wert verleiht, ist das stille Glück des Bewußtseins, daß sie die Nächstenliebe übt als eine ihr durch eigenen Willen auferlegte und beschworene Pflicht. Ihr Genuß ist die Arbeit, die dem Kranken Genesung oder Erleichterung bringen soll, und die dankbar dargebotene Hand des Sterbenden, dem sie Wochen und Monate lang all ihre Kräfte gewidmet hat, ist ihr einziger Lohn. Werden die Krankenschwestern alt, krank und gebrechlich, dann erwartet sie gute Pflege, beschauliche Ruhe, die Fürsorge ihrer Genossinnen, ihrer Mitschwestern, ein stiller ungetrübter Lebensabend — schöner, reiner im Genuß, als das Alter mancher Millionäre. — Leider trifft viele Schwestern der Tod in jungen Jahren; denn die Anstrengungen gehen oft über das Maß des Gewöhnlichen hinaus, was vielleicht den geringen Zugang zu diesem edlen Beruf erklärt.

Wer Schwester vom roten Kreuze werden will, muß das 21. Lebensjahr erreicht und darf das 40. nicht überschritten haben. Beim Eintritt in die Anstalt sind 150 M. zu erlegen; dafür erhält die Eintretende die festgesetzte Dienstkleidung, Wohnung und Kost und nach einer sechswöchentlichen Probezeit ein monatliches Taschengeld von 12 M. Nach beendetem Lehrkurse, der sechs Monate umfaßt, hat sich die Schülerin

einer theoretischen und praktischen Prüfung zu unterziehen. Ist diese bestanden, so treten die Schülerinnen in die Reihe der angestellten Schwestern des Vereins. Als solche erhalten sie nebst Wohnung und Kost einen Monatsgehalt bis zu 28 M. und sind zugleich für ihr Alter gesichert. Dagegen verpflichtet sich die Schwester vom roten Kreuz, ihre ganze Kraft der Pflege der Kranken zu widmen und im Kriegsfalle dem Vaterlande auf dem Schlachtfelde und im Lazarette zu dienen.

Indem sich eine Frauensperson dem Dienste des roten Kreuzes unterstellt, gibt sie vieles auf; aber sie erhält auch vieles dafür. Bei erprobter Tüchtigkeit findet die Schwester Versorgung für Gegenwart und Zukunft; im gemeinschaftlichen Leben mit ihren Genossinnen findet sie Ersatz für Familienbeziehungen, und überdies schafft ihr ihre Thätigkeit bei jedermann die höchste Achtung und zuvorkommendste Rücksicht. Überall ehrt man ihre selbstlose Thätigkeit: der Kranke nennt sie Schwester, der Gebildete erweist ihr jede Hochachtung und ist ihr Beschützer in etwaiger Notlage, und selbst eine rohe Natur beugt sich vor dem Glorienschein, der ihren Stand umgibt.

Wie viele Mädchen, die gezwungen sind, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, hätten hier ein reiches Feld der gesegnetsten, geachtetsten Thätigkeit! Was will ich werden? Diese Frage drängt sich auf einer jeden Mund. Schart euch zahlreicher als bisher unter die Fahne des roten Kreuzes! Unter ihrem Schutze empfindet ihr nicht die Zurücksetzungen, Enttäuschungen und Verbitterungen, die mancher andere Beruf mehr oder weniger in sich schließt, freilich nur dann, wenn es mit der Krankenpflege ernst genommen wird.

Jeder Lebensberuf will mit Ernst erfaßt und erfüllt werden, mehr als jeder andere aber der einer Krankenpflegerin. Wer sich nicht einer vorzüglichen Gesundheit erfreut, wer nicht Blut sehen kann, wer Ekel empfindet, wer einen Unterschied machen will zwischen Geschlecht, Stand oder Bildung, wer zu gefühlvoll, aber auch wer gefühllos ist, der bleibe zurück und entheilige nicht diesen edelsten Beruf!

Ob barmherzige Schwester, ob Diakonissin, ob Schwester vom roten Kreuz, ob einfache Krankenpflegerin im häuslichen Kreise: alle sollen dienen in gleicher Liebe, in gleicher Weise und mit gleicher Wärme dem gleichen Ziele — der Übung der Menschlichkeit in Nöten des Krieges und Friedens. (Nach Dr. Kerschensteiner „Das rote Kreuz“.)

65. Die Soldatenmutter.

„Ach, wäre doch Schwester Martha hier!“ so seufzten und jammerten die verwundeten Franzosen auf dem Schlachtfelde von Jena im Jahre 1807, und sie sahen sich vergebens um nach einer mildthätigen Helferin und Trösterin,

die ihnen in ihren Nöten so wie jene christlichen Beistand geleistet hätte. — „Auf dem Schlachtfelde habe ich Euch zuerst kennen gelernt," sagte der französische Marschall Ouidnot zu Schwester Martha, als er sie nach jenem Feldzuge auf seiner Durchreise in Besançon besuchte. „Damals haben unsere Soldaten gar sehnsüchtig gejammert: „Ach, wäre doch Schwester Martha hier!"

Schwester Martha, welche in der Welt Anna Biquet geheißen hatte, diente viele Jahre Gott und den Kranken in klösterlicher Einsamkeit als barmherzige Schwester. Als beim Ausbruch der französischen Revolution in Frankreich die Klöster alle aufgehoben wurden, da ließ sie dennoch nicht ab, Werke der Barmherzigkeit zu üben an jedem, der ihrer bedürftig war. Sie war insbesondere da am liebsten zu Hülfe, wo die Not am größten war, auf den Schlachtfeldern und in Lazaretten, ohne Unterschied Feinden wie Freunden dienend. Noch im Jahre 1814 erkannte sie ein russischer Soldat, den sie nach der Schlacht gepflegt, und sagte der lieben Alten: „Gott vergelt's Euch!"

„Ach, wäre doch Schwester Martha hier!" — Aber Schwester Martha war damals (1807) schon im hohen Alter und konnte ihren lieben Brüdern nicht mehr folgen ins weite große Elend. Und Schwester Martha hatte auch zuhause in Besançon vollauf zu thun. Hier wohnte sie und lebte von einer sehr geringen Pension. Das vorzüglichste Möbel in ihrer armen Wohnung war ein großer Kessel, in dem sie Suppe für Dürftige Tag für Tag kochte. Das Fleisch oder vielmehr die Abfälle davon, sowie das Brot erbettelte sie in Gasthäusern und bei gutthätigen Menschen; das nötige Gemüse baute sie selbst in dem kleinen Garten, den sie besaß, und hierin, sowie bei allen Liebesdiensten hatte sie eine Gehilfin an einer Mitschwester, namens Beatrix. An sich dachte sie zuletzt; sie hatte vor den Armen, die sie nährte, nichts voraus, als die Sorge und Arbeit. Sie lebte nur, um wohlzuthun. Ihre Kleidung war einfach und ärmlich.

Im Jahre 1811 kamen 600 fremde Gäste nach Besançon, spanische Kriegsgefangene im größten Elend; und das Elend, woher es auch kam, war ja der beste Empfehlungsbrief für Schwester Martha. Da hat es nun gegolten, zu sorgen, zu bitten, zu arbeiten. Schwester Martha war unermüdlich. Von einem Soldaten mit einem Tragkorb begleitet, ging sie von Haus zu Haus, um die Brocken einzusammeln oder vielmehr zu erbetteln; denn die spanischen Kriegsgefangenen hatten so wenig Gnadenlöhnung, daß sie dafür täglich kaum ein Pfund Brot hätten bestreiten können. Sie aber wußte Mittel, so viel Nahrung herbeizuschaffen, daß der Hunger ihrer lieben Brüder gestillt werden konnte.

Ebenso emsig sorgte sie für Reinlichkeit der armen Kriegsgefangenen. Sie wechselte öfter das Stroh, worauf sie lagen; sie besorgte ihre Wäsche und besserte ihre zerlumpten Kleidungsstücke aus, zu welchem Geschäfte sie die Nächte benutzte. Wenn einer oder der andere krank wurde, so verdoppelte sie ihre Sorgfalt. Man sah sie oft die Stadt durchwandeln vom Gefängnis zum Spital, und manchmal führte sie drei zugleich von den armen Kranken mit sich fort. Es war ein rührender Anblick und das Bild der Barmherzigkeit

selbst, wenn so sich der eine auf ihre Schultern stützte, der andere ihr zur Seite ging und sie selbst dem Dritten unter die Arme griff. Ganze sechszehn Monate lang besuchte sie täglich einen spanischen Offizier, der an einem unheilbaren und schmerzlichen Beinfraß litt, und pflegte ihn mit mütterlicher Sorgfalt. — Oft trat der Fall ein, daß die emsige und sorgfältige Frau genötigt war, zum General zu gehen, welcher in Besançon kommandierte, um ihm ihr Anliegen vorzutragen. Einst sprach er zu ihr lächelnd: „Schwester Martha, ihr werdet wohl sehr betrübt sein, wenn eure guten Freunde, die Spanier, euch verlassen werden.“ — „Ja,“ antwortete sie, „aber dann kommen meine guten Freunde, die Engländer. Alle Unglücklichen sind meine Freunde.“ — Der Befehl kam wirklich, daß die gefangenen Spanier von Besançon weggebracht werden sollten, und es war schwer zu entscheiden, wer betrübter darüber war, Schwester Martha oder ihre Pflegesöhne. Sie bot alle Kräfte auf, dafür zu sorgen, daß die Armen auf ihrem Marsche mitten im Winter doch wenigstens vor Kälte geschützt würden. Deshalb sammelte sie Almosen in der ganzen Stadt, und die Beiträge, welche die barmherzige Schwester erhielt, waren so groß, daß alle Gefangenen vor ihrer Abreise hinlänglich mit Kleidungsstücken versehen werden konnten. — Um ihrer liebevollen Pflegemutter doch einigermaßen ihre Dankbarkeit zu beweisen, beschlossen die Gefangenen, die einzige Kostbarkeit, die sie besaßen, ihr zu verehren — ein silbernes Kruzifix, worauf sie die Worte in ihrer Landessprache eingraben ließen: „An Mutter Martha, unsere Wohlthäterin.“ Mutter Martha wollte aber das Geschenk durchaus nicht annehmen; doch zuletzt gab sie den Bitten ihrer dankbaren Pflegekinder nach, als diese ausriefen: „Mutter Martha wird ja das Bild unseres Heilandes nicht von sich weisen!“

Die Vorhersage der frommen Schwester Martha ging in Erfüllung. Es kamen zwar nicht die Brüder Engländer, aber dafür die Brüder Russen, Österreicher und Preußen und Italiener und Deutsche aus allen Provinzen; und zuletzt, als sich der Krieg über Frankreich selbst hinwälzte, auch die Brüder Franzosen. Und Schwester Martha nahm sie alle, die nach Besançon kamen, als ihre Gäste auf und speiste die Hungrigen und labte die Durstigen und kleidete die Nackten und besuchte die Gefangenen und pflegte die Kranken und begrub die Toten. Man hat berechnet, daß sie in weniger als elf Monaten an mehr als dreißigtausend französischen oder fremden Gefangenen Mutterstelle vertreten, und daß sie deren auf viertausend Mann zu gleicher Zeit verpflegt hat. Darum wurde auch ihr Name in allen Sprachen mit Segen genannt, und von allen Zungen wurde sie die „Soldatenmutter“ gepriesen.

Das alles erfuhren dann endlich auch die Fürsten — Kaiser und Könige, und wie die Schwester Martha in Besançon mit christlicher Liebe und Sorgfalt so viele Tausende genährt und gepflegt habe, ohne Unterschied des Volkes und der Religion als eine wahrhafte Samaritanerin. Darum, und um die christliche Tugend an ihr zu ehren, wetteiferten sie gleichsam, wie sie die Schwester Martha auszeichnen sollten. Der König von Frankreich, der nun wieder den Thron seiner Väter bestiegen hatte, gab ihr das St. Ludwigskreuz

und ließ noch ein besonderes Ehrenzeichen für sie verfertigen mit der Inschrift „Huldigung der Tugend.“ — Der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Österreich, der König von Preußen und andere Fürsten beehrten sie ebenfalls mit Orden und Ehrenzeichen, so daß sie zuletzt wie einer der ersten Kriegshelden mit zwölf Auszeichnungen geziert war. Der König von Frankreich setzte ihr zugleich eine Pension von jährlich zwölfhundert Franken aus, die sie dankbar annahm für ihre Brüder, die Armen. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen luden sie ein, in ihr Land zu kommen, was sie jedoch nicht annahm, da sich in ihrer eigenen Heimat noch so viel Gelegenheit darbot, Barmherzigkeit an ihren Mitbrüdern zu üben. Die ihr von diesen beiden Fürsten dargebotenen Geschenke schlug sie indessen nicht aus, indem sie solche als Mittel benutzte, menschliches Elend zu mildern.

Die Soldatenmutter, Schwester Martha, ging heim zu Christus, den sie in ihren Brüdern ihr Leben lang geliebt und gepflegt, am 29. März 1824 in ihrem fünfundsiebenzigsten Jahre.

„Ach, wäre doch Schwester Martha hier!“ rufen wohl noch jetzt immer Tausende von Unglücklichen, Armen und Kranken, welche von dieser gottseligen Frau Kunde bekommen. Gott aber, der allbarmherzige Vater, sorgt dafür, daß ein Beispiel dieser Art auf immer fortwirkt und neue Marthen auferweckt.

66. Unsere Arzneipflanzen.

In alten Büchern lesen wir manches von merkwürdigen, weisen Frauen, welche den Kranken heilsame Tränke spendeten, für allerlei Gebrechen des Leibes guten Rat wußten und oft auch in die Zukunft sahen und künftige Dinge vorhersagten. Man hieß sie Alraunen, und sie waren hochgeehrt und angesehen bei dem Volke. Selbst berühmte Männer und Kriegshelden suchten sie auf und handelten nach ihrem Rate. Ihre heilsamen Tränke bereiteten sie aus den Wurzeln, Blättern und Blüten von allerlei Pflanzen, die nur sie kannten, und welche sie oft geheimnisvoll beim Scheine des Vollmondes in Feld und Wald aufsuchten. Es läßt sich annehmen, daß manche dieser Frauen mit den geheimen Kräften der Natur wohl vertraut waren und wirklich durch heilsame Kräuter einige Leiden zu heilen wußten. Denn gar seltene Wunderkraft ist in vielen Pflanzen verborgen, und noch jetzt nimmt die ärztliche Kunst einen großen Teil ihrer Heilmittel aus dem Pflanzenreiche. Freilich jene Pflanzen, welche sich durch außerordentliche Wirksamkeit auszeichnen, wachsen meist in heißen Ländern. Es bedarf der sengenden Glut der tropischen Sonne, um jene wunderbare Kraft zu zeitigen, die z. B. in der Rinde des Chinabaumes verborgen ist; das aus derselben bereitete Chinin ist das wirksamste Mittel gegen bösartige Fieber und wird auch bei andern Krankheiten von den Ärzten mit staunenerregendem Erfolge angewendet. Auch die Sennesblätter, Koloquinten, das Ricinus- und Krotonöl sind solche aus fremden Erdteilen bezogene Arzneimittel.

Indes haben wir auch in unsern einheimischen Gewächsen eine Fülle der heilkräftigsten Arzneipflanzen. Manches Kräutlein hat sogar seinen Namen von seiner guten Wirksamkeit gegen besondere Leibesschäden, z. B. der Augentrost, das Ruhrkraut, der Fieberklee; bei andern drückt der Name ihren medizinischen Wert im allgemeinen aus, so beim Tausendguldenkraut, Wohlverleih, der Engelwurz.

Aus den Arzneipflanzen nun bereitet man Tinkturen, Öle, Pulver oder Thee. Das geschieht regelmäßig in den Apotheken, und der Gebrauch dieser Arzneimittel kann nur auf Anordnung eines Arztes gestattet werden. Es ist daher dringend anzuraten, in allen Krankheitsfällen sofort einen wirklichen Arzt zu Rate zu ziehen. Wer sich Pfuschern und Quacksalbern anvertraut, wird um sein teures Geld geprellt und läuft Gefahr, durch falsche Behandlung auf die unverantwortlichste Weise an seiner Gesundheit Schaden zu leiden.

In leichteren Krankheiten, bei Unwohlsein hilft oft ein sogenanntes Hausmittel (ein Thee, ein Umschlag, eine Einhüllung), aus irgend einer milden Arzneipflanze bereitet. Es ist darum zu wünschen, daß den Frauen und Mädchen solch heilsame Kräuter bekannt sind. Viele kann man ja leicht selbst sammeln und aufbewahren, und es ist schon etwas wert, wenn man nach ihnen nicht erst in die Apotheke zu schicken braucht.

Zu den Pflanzen von bedeutender Heilkraft gehört der bekannte Hollerstrauch oder Holunderbusch, der in Dorfgärten überall gefunden wird und an Waldrändern häufig wild wächst. Alles von diesem Strauche ist heilsam, Blätter, Blüten, Beeren, Rinde und Wurzeln, und deshalb war er in alter Zeit gleichsam der treue Hausgenosse jeden Gehöftes. Wenn der Strauch um Johanni in voller Blüte steht, gewährt er mit seinen großen, milchweißen Ebensträußen einen reizenden Anblick. Die Blütendolden werden gern zu Kücheln verbacken, die besonders den Kindern ausgezeichnet schmecken. Zupft man die Blüten ab und trocknet sie an der Sonne, so erhält man einen Thee, der, mit heißem Wasser angegossen und mit Zucker versüßt, vortrefflich mundet und bei Erkältungen und leichten Fieberanfällen sehr heilsam ist, weil er Schweiß treibt, den Körper reinigt und die Nerven beruhigt. Auch zur Füllung von Kräutersäckchen gebraucht man die getrockneten Holunderblüten, um sie schmerzhaften Geschwulsten überzulegen. Häufiger noch als die Blüten werden die Früchte des Holunders, seine süßen, schwarzen Beeren, benutzt. Man kocht daraus ein Mus, das zwar schwarze Zähne macht, aber das Blut reinigt und gegen Verstopfung gut ist.

Beliebter noch als Holunderthee ist der Kamillenthee, der eigentlich in jedem Haushalte vorrätig sein soll. Man kann ihn leicht selbst

bereiten; denn die Kamille findet sich als Unkraut gar häufig in Kornfeldern und auf Brachen. Am gewürzhaftesten ist die römische Kamille, die sich von der gemeinen durch die zurückgeschlagenen Blütenblätter und den starken Geruch unterscheidet. Die Blumen werden am besten an trockenen Tagen eingesammelt. Kamillenthee, von dem man so viel, als man zwischen drei Fingern halten kann, zu ein paar Tassen nimmt, hat bei Erkältungen, Grimmen, Krämpfen schon vortreffliche Dienste geleistet. Auch die Kamille wird zu Kräutersäckchen benutzt und wärmt ebenfalls sehr gut.

Ähnliche Erfolge, wie dem Holunder und der Kamille, rühmt man auch den Linden- und Schlehdornblüten nach, und darum sollen auch sie zu Thee gesammelt, getrocknet und aufbewahrt werden.

Gegen andere Übel wird der Malven- und Wollblumenthee gebraucht, die gleichfalls als Hausmittel ihren Ruhm wohl verdienen. Man wendet beide Theearten als Gurgelwasser bei Halsbeschwerden, Katarrh und Verschleimungen der Atmungsorgane an. Die Malve (Rosenmalve, Stockrose) ist eine hübsche Gartenblume mit großen, rosenroten Blüten; nur selten findet man sie wild in Hecken und Gebüschen, wie bei Röhrmoos und Olching. Die Wollblume mit ihren filzartigen Blättchen dagegen ist an sonnigen Abhängen, an sandigen Äckern rc. ziemlich häufig und unter dem Namen Königskerze allbekannt. An ihren hohen, walzenförmigen Blütenähren entfalten sich die gelben Blumen langsam von unten nach oben. Man trifft daher an jeder Pflanze immer nur wenige Blüten; man muß dieselben sehr schnell trocknen und in einem luftdichten Gefäße aufbewahren. Malven- und Wollblumenthee werden auch zu gleichen Teilen gemischt.

Die Theearten der Minze, der Wegewarte und des Tausendguldenkrautes haben wieder andere Wirkung; sie stärken den Magen und befördern die Verdauung. Die Minze, von welcher die Minzenzeltchen den Namen haben, zeigt schon durch ihren würzigen Geruch, welch besondere Heilkraft in ihr wohnt. Es gibt Pfeffer- und Wasserminze; erstere wird im Garten gezogen, letztere wächst wild an Bächen und Waldrändern und ist von stärkerer Wirkung.

Noch lange wäre die Reihe unserer heimischen Arzneipflanzen nicht zu Ende. Um sie aber alle zu kennen und ihre besonderen Kräfte zu wissen, bedarf es eines eigenen Studiums. Nur von einer ganz gewöhnlichen, aber nicht der schlechtesten Arzneipflanze wollen wir noch etwas hören, dem Wacholderstrauch. Er ist unter dem Namen Krammetsbeerenstrauch, Kranwittstaude überall bekannt und wächst besonders in unsern Bergwäldern häufig. Alle seine Teile haben einen harzigen,

gewürzhaften Geruch und sind von vorzüglicher Heilkraft. Die Beeren, die zwei Jahre zur Reife brauchen, benutzt man in der Küche zu Saucen uud Gemüsen, zum Einmachen des Sauerkrautes und des Fleisches. Man darf sie aber auch gleich roh kauen; denn sie befördern die Verdauung, stärken den Magen und geben guten Geschmack im Munde. Wer in Krankenzimmern zu thun hat und der Ansteckungsgefahr ausgesetzt ist, dem kann man nichts Besseres raten, als täglich 6—10 Wachholderbeeren zu kauen. Als Räucherwerk verbreitet die Beere einen angenehmen Geruch und verbessert die Luft. Sie räumt mit allen ansteckenden Pilzen der Krankenzimmer gründlich auf. Zum Räuchern können auch die Zweige und Nadeln des Wachholders gebraucht werden. Endlich gewinnt man aus den Früchten des Wacholders Branntwein, Öl und das Wacholdermus, die sämtlich als Arzneimittel dienen.

Wahrlich, wenn man die wunderbare Kraft betrachtet, die der liebe Gott selbst in die gewöhnlichsten Pflänzchen gelegt hat, welche unser Fuß unbedachtsam und sorglos zertritt, muß man einstimmen in den Ruf des Psalmisten:

„Jedes Kräutchen der Erde preiset den Herrn!“

Sommer.

67. Dichtersprüche.

Die bestgelobte Frau ist die, von der man nicht spricht.

*

Es ist kein Häuslein, es hat sein Kreuzlein.

*

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand,
Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenschmutz die Hand,
Rein von Erdentrutz das Herz
Und von Gier der Lippe Rand!
Außen sei die Schale rein,
Innen rein des Hauses Wand,
Daß einsprechen könn' im Haus'
Reiner Gast aus Himmelsland!
Reiner Schmaus und reiner Kelch,
Rein von Rauch des Herdes Brand.
Sohn, die äuß're Reinlichkeit
Ist der inneren Unterpfand.
Rein gehalten Mund und Hand,
Rein gehalten dein Gewand!

Rückert.

*

Kein Borger sei und auch Verleiher nicht!
Sich und den Freund verliert das Darleh'n oft,
Und Borgen stumpft der Wirtschaft Spitze ab.

*

Denkst du dein Alter hoch zu bringen,
So halte Maß in allen Dingen,
In Essen, Trinken, Freud' und Leid,
In Arbeit und in Schlafenszeit.

*

Lang ist der Weg durch Lehren, kurz und erfolgreich der durch Beispiele.

*

Wer immer ausgibt, ohne zu rechnen, was,
kommt zuletzt an den Bettelstab, ohne zu wissen, wie.

*

Willst du nichts Unnützes kaufen,
So mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen!

*

Gesundheit und Wohlsein ist besser, als Geld,
und ein kräftiger Leib besser, als unermeßliches Gut.

*

Du ziehst hinein, du ziehst hinaus,
Ein flücht'ger Gast im eignen Haus.
D'rum wirb dir Liebe zum Geleit:
Sie legt ins Heut die Ewigkeit.

II. Familienleben — Gesellschaft — Vaterland.

„Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben!
Willst du die andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz!"
(Schiller.)

1. O pflegt das Heimgefühl in euren Kindern!

Den preis' ich glücklich, der an eignem Herd
Genüge fand, und dem mit lautem Schlage
Das Herz tief in der Brust klopft, wenn ihm winkt
Des festgebauten Hauses blanker Giebel;
Ihm wird das Kleinste lieb, weil sich um alles,
Dem Epheu gleich, Erinn'rung freundlich rankt.
O pflegt das Heimgefühl in euren Kindern
Und nährt in ihnen jenen stillen Sinn,
Durch den das vielbewegte Menschenherz
Zusammenwächst mit unscheinbaren Dingen,
Mit Kleinigkeiten, die die Welt verlacht.
Es drängt und treibt der Geist der Zeit nach außen,
Und rastlos jagen viele durch die Welt,
Nach neuen Reizen täglich neu verlangend,
Und ehe sich das Herz erschloß zur Blüte,
Verwelkt es kümmerlich in kalter Brust.
Wer heimisch sich in seinem Hause fühlt,
Der fliegt nur gleich den Bienen in die Weite,
Um Honig einzusammeln für die Zelle
Und des erworb'nen Schatzes sich zu freu'n;
Auch wird nur der ein tüchtig Glied des Ganzen,
Der seine Kräfte übt im kleinen Kreis
Und frei sich fügen lernt in enge Schranken. —
O pflegt das Heimgefühl in euren Kindern!
Der Tugend beste Pflanzstatt bleibt das Haus.

Julius Sturm.

2. Die Familie.

Die Familie bildet das erste und ursprünglichste Band jeder sittlichen Vereinigung der Menschen. In ihr finden wir uns geborgen, sobald wir die Augen zum ersten Male aufschlagen. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Dieses tiefsinnige Wort der Schrift ist der Grund aller menschlichen und geschichtlichen Entwicklung. Deren erste Stufe bildet das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Ist doch selbst der Tierwelt eingepflanzt, daß die Alten für ihre Jungen sorgen; und auch die wildesten Barbaren, die jeder andern Ordnung Hohn sprechen, haben wenigstens dieses Verhältnis mit den gesitteten Nationen gemein. Die letzteren fassen dasselbe freilich in höherem Sinne auf.

Hier begnügen sich Vater und Mutter nicht, dem Kinde die notdürftige Nahrung zu reichen, sondern, wie sie selbst durch das Band der Liebe dauernd verbunden sind, so ist auch der Zusammenhang zwischen ihnen und ihren Kindern ein unauflöslicher und umfaßt nicht nur die äußere Pflege, sondern sie trachten aufs eifrigste darnach, daß ihre Kinder auch der geistigen und sittlichen Güter, welche die Bildung gewährt, teilhaftig werden.

Und was für ein warmes und trauliches Plätzchen das Kind daheim bei den Eltern und Großeltern und neben den Geschwistern hat, und wie hier alle einander zu Gefallen leben, wie sich der Vater in seinem Geschäft und Beruf abmüht für die Erhaltung und Förderung der Seinigen, wie die Mutter für die Wartung der Kinder und Besorgung des Hauswesens vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätig ist, und wie erfreulich es ist, draußen in der Fremde auf einmal einen Verwandten zu finden — alles dieses und manches andere bedarf keines weiteren Wortes. Alle menschliche Geselligkeit beruht auf dem Bande der Familie, dem deshalb auch die Kirche eine besondere Heiligkeit beilegt, wie der Staat selbst seine beste Stütze darin findet und darum sich der Familie annimmt durch verschiedene Gesetze und durch seine Fürsorge für Witwen und Waisen.

Die Bürger sind aus Familien hervorgegangen und die meisten gründen selbst wieder Familien. So bilden also diese recht eigentlich die Nahrung des Staates, und es ist die Familie nicht nur für unser Privatleben und für unsere Herzensbedürfnisse eine heilige Einrichtung, sondern sie ist eine Grundbedingung auch für das gesellschaftliche Leben der Menschen überhaupt.

Nach Deimling.

3. Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzuge aus Deutschland jenseits hinab am Rheine lag, sehnte sich

eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Sohne, der bei der Armee war und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte keine Ruhe mehr. »Er mufs bei der Rheinarmee sein«, sagte sie, »und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen.« — Und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüter sind, die Teilnahme und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. »Find' ich ihn in Colmar nicht, so geh' ich nach Strafsburg; find' ich ihn in Strafsburg nicht, so geh' ich nach Mainz.« — Die andern fragten dies und jenes und einer fragte sie: »Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?« — Da wurde sie fast verschämt in ihrem Innern; denn sie dachte, er könne wohl Major sein oder so etwas, weil er immer brav war; aber sie wufste es nicht. »Wenn ich ihn nur finde«, sagte sie, »so darf er auch etwas weniger sein; denn er ist mein Sohn.« — Zwei Stunden jenseits Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsässer Bergen neigte, die Hirten ihr Vieh heimtrieben, die Kamine rauchten in den Dörfern, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Strafse standen, haufenweise mit dem Gewehre bei Fufs, und die Generale und Obersten vor dem Lager beisammenstanden und miteinander sprachen, stand auch eine junge, weifs gekleidete Frau von feiner Bildung dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: »Das ist auch keine gemeine Frau, die so nahe bei den Herren steht. Was gilt's? der, welcher mit ihr spricht, ist ihr Mann!« — Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken; aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie auch am Rechten vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und sprach nichts. In der Stadt im Wirtshause, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit safs und die Reisegefährten sich auch setzten, wo noch Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, dafs sie jetzt etwas von ihrem Sohne erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte und das Nein doch möglich ist. Auch meinte sie, jedermann merke es, dafs es ihr Sohn sei, nach dem

sie frage, und daſs sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich am Rocke fest und fragte ihn: »Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?« — Der Diener sagte: »Das ist ja unser General, der im Lager steht; heut' hat er bei uns zu Mittag gegessen«, und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab wenig acht auf seine Rede, sondern meinte, es sei Scherz. Der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: »Ja, so heiſst der General«. Ein Offizier sagte auch: »Ja, so heiſst unser General,« und auf ihre Fragen antwortete er: »Ja, so alt kann er sein,« und: »Ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer«. — Da konnte sie sich nicht mehr halten vor innerer Bewegung und sagte: »Es ist mein Sohn, den ich suche!« Und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daſs sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: »Wenn das so ist, gute Frau, so laſst kühn Euer Gepäck abladen von dem Postwagen und erlaubt mir, daſs ich morgen in aller Frühe eine Kalesche anspannen lasse und Euch hinausfahre zu Eurem Herrn Sohn in das Lager.« — Am Morgen, als sie an das Lager kam und den General sah, ja, da war es ihr Sohn; und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: »Das ist sie«, da küſsten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe und die Hoheit und die Demut schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus; und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung. — Als der Wirt zurückkam, sagte er, das Geld regne zwar nirgends durch den Schornstein herab; aber nicht 200 Franken nähme er dafür, daſs er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah; und ich sage: »Es ist die schönste Eigenschaft im menschlichen Herzen, daſs es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft zusammen kommen, und daſs es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muſs, mag es wollen oder nicht.«

Hebel.

4. Das taube Mütterlein.

Wer öffnet leise Schlofs und Thür?
Wer schleicht ins Haus hinein?
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
zum tauben Mütterlein.

Er tritt herein; sie hört ihn nicht;
sie safs am Herd und spann;
da tritt er grüfsend vor sie hin
und spricht sie »Mutter!« an.

Und wie er spricht, so blickt sie auf,
und — wundervoll Geschick —
sie ist nicht taub dem milden Wort,
sie hört ihn mit dem Blick!

Sie thut die Arme weit ihm auf,
und er drückt sich hinein;
da hörte seines Herzens Schlag
das taube Mütterlein.

Und wie sie nun beim Sohne sitzt
so selig, so verklärt,
ich wette, dafs taub Mütterlein
die Englein singen hört.

Friedr. Halm.

5. Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der kommende festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Manne und den Kindern und sich selbst ihre Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen; und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete also mit ihnen:

„Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist als an dem, was er sonst thun muß. — Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denkt fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Bissen Brot mit Angst und Sorgen abteilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armut, zur Geduld und zur Überwindung der Gelüste erzogen würdet, als daß ihr Überfluß hättet. Denn der Mensch, der alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Denkt doch, so lange ihr leben werdet, Kinder, an diese Armut und an alle Not und Sorgen, die wir hatten; und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denkt an die, so Mangel leiden, wie ihr

Mangel leiden mußtet! Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend ist, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mundvoll Überflüssiges habt, es ihm gerne gebet! Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gerne thun?" — „O ja, Mutter, gewiß gern," sagten alle Kinder.

(Pestalozzi.)

6. Mutter am Christabend.

1. »Er schläft, er schläft; das ist einmal ein Schlaf!
So recht, du lieber Engel du!
Thu mir die Lieb' und lieg in Ruh'!
Gott gönnt es meinem Kind im Schlaf.

2. Erwach mir nicht, ich bitt', ich bitt'!«
Die Mutter geht mit stillem Tritt;
Sie geht mit zartem Muttersinn
Und holt den Baum zur Kammer hin.

3. »Was häng' ich dir denn an?
'nen Pfefferkuchenmann?
Ein Kätzelchen, ein Spätzelchen,
Und Blumen bunt und süss und weich,
Und alles ist von Zuckerteig.«

4. Genug, du Mutterherz!
Viel Süssigkeit bringt Schmerz.
Gib sparsam wie der liebe Gott!
Tagtäglich nützt kein Zukerbrot.

5. »Jetzt rote Äpfel her,
Die schönsten, die ich haben kann!
Es ist auch nicht ein Fleckchen d'ran,
Wer hat sie schöner, wer?

6. 's ist wahr, es ist 'ne Pracht,
Was so ein Apfel lacht;
Der Zuckerbäcker wär' ein Mann,
Der solchen Apfel machen kann!
Den hat nur Gott gemacht.

7. Was hab' ich denn noch mehr?
Ein Tüchelchen, hübsch weiſs und rot;
Es ist eins von den schönen;
O Kind, vor bittern Thränen
Bewahr' dich Gott, bewahr' dich Gott!

8. Was häng' ich sonst noch hin? —
Dies Büchlein, Kind, ist auch noch dein;
Da leg' ich Bilder dir hinein,
Gebete sind wohl selber d'rin.

9. Jetzt wär' genug wohl da? —
Jetzt hast du alles Gute —
Der tausend! Ja, 'ne Rute,
Die fehlte noch; da ist sie ja!

10. Vielleicht — sie freut dich nicht,
Vielleicht — sie schlägt die Haut dir wund,
So manchem war es schon gesund;
Sei gut, so schlägt sie nicht.

11. Fängst du danach es an,
In Gottes Namen, sei es d'rum!« —
Die Mutterlieb' ist fromm und zart;
Sie windet rote Bänder um
Und macht ein Schleifchen d'ran. —

12. »Jetzt wär' er ausstaffiert,
Wie 'n Kirmeſsbaum geziert;
Dann heiſst es, wann der Tag erwacht,
Das Christkind hat den Baum gebracht.

13. Mir dankst du nicht dafür,
Wer's gab, wer sagt es dir?
Doch macht es dir nur frohen Mut,
Und schmeckt es dir, so ist es gut.

14. Rief da der Wächter nicht
Schon elf? Wie doch die Zeit verrinnt!
Man merkt die Stunden nicht,
Wenn's Herz an etwas Nahrung find't.

15. Jetzt — Gott behüte dich,
Ein andermal dann mehr!
Heut' war es, wo der heil'ge Christ
Ein Kind wie du geworden ist.
Werd' auch so brav wie er!«

Johann Peter Hebel.
(Übertragen v. R. Reinick.)

7. Ein Tochterherz.

In der Stadt Rheims in Frankreich lebte zur Zeit des Kaisers Napoleon I. ein Kaufmann, Namens Mortier. Er war ein durchaus

rechtschaffener Mann, der bisher immer pünktlich bezahlt hatte und deswegen das Vertrauen der Kaufmannschaft in hohem Grade besaß. Mehrere Zahlungseinstellungen in Paris brachten ihm aber plötzlich so heftige Schläge bei, daß er die Waren, welche er hier und dorther bezogen, nicht bezahlen konnte, wenigstens nicht zu der ihm festgesetzten Zeit.

Der ehrliche Mann war sich bewußt, daß er ohne seine Schuld in diese bedrängte Lage geraten war. Er entschloß sich daher, nach Paris zu reisen, seine Bücher seinen Gläubigern offen darzulegen und um einen Nachlaß oder längere Frist zur Zahlung zu bitten. Die rückhaltlose und ehrliche Weise, wie er das that, konnte nur das Vertrauen in seine Denkungsart bestärken. Gern bewilligten ihm daher seine Gläubiger diese Frist, auch wohl ansehnliche Nachlasse; nur einer nicht, und gerade der, welchem er am meisten schuldete. Er verlangte ohne Schonung Geld, und jeder Versuch war vergeblich, ihn auf mildere Gesinnung zu bringen. Der Grund dieser Härte lag aber nicht in einer Gefühllosigkeit dieses Mannes, sondern darin, daß erst kürzlich ein betrügerischer Bankerott ihn um eine bedeutende Summe gebracht hatte. Die Art, wie er hinter das Licht geführt worden war, war so nichtswürdig, daß er geschworen, seine Ausstände aufs strengste einzutreiben. Mit harten Worten verlangte er die Zahlung seiner Schuld und ließ Mortier, da er sie nicht leisten konnte, ohne weiteres in das Schuldgefängnis setzen.

Als diese Nachricht nach Rheims kam, traf sie die schuldlos unglückliche Familie Mortiers wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Trostlos weinten Mutter und Kinder.

Adeline, Mortiers älteste Tochter, war ein edles, frommes Mädchen, das eine starke Seele hatte; sie war schnell entschlossen, was sie thun müsse. Um ihren Vater zu befreien, war sie bereit, selbst ihr Leben hinzugeben. Zu dem Vorsatze, den sie gefaßt, stärkte sie sich im Gebete.

Wer mit Gott sein Werk beginnt, der hat schon die Gewißheit des Gelingens. Was sie aber eigentlich thun wollte, sagte sie niemand, selbst der Mutter nicht. Unter dem Vorwande, dem Vater Kleidungsstücke und Wäsche in das Gefängnis zu bringen, erhielt Adeline von der Mutter die Erlaubnis, nach Paris zu reisen, wozu sich gerade eine herrliche Gelegenheit darbot; denn ein treuer Freund der Familie reiste nach Paris, und unter seinem Schutze war sie sicher. Alles, was sie besaß an Kostbarkeiten, Schmuck, Uhr und ihre Sparbüchse nahm sie mit.

Kaum in Paris angelangt, begab sie sich mit ihren Habseligkeiten zu dem Kaufmann, der ihren Vater hatte ins Gefängnis setzen lassen. Sie flehte ihn um Schonung ihres guten Vaters an; sie sagte ihm, wie

schuldlos er litte, da ihn nur der Fall anderer Häuser in die Verlegenheit gebracht, nicht augenblicklich zahlen zu können. „Haben Sie Mitleid mit meinem armen Vater, der den Ruf strengster Rechtlichkeit immer für sich hatte; haben Sie Mitleid mit uns, seinen unschuldigen Kindern! Uns rauben Sie den Ernährer, dem Geschäft den Vorsteher, dem Vater den guten Namen für immer! Ja, wenn Sie auf Ihrer Absicht beharren, so erfolgt sogar, daß Sie das Haus nötigen, sich bankerott zu erklären, wodurch Sie alsdann nicht bloß uns, sondern auch sich selbst den größten Schaden zufügen. Befreien Sie ihn aber, so wird er seinen Fleiß verdoppeln und Ihnen redlich alles bezahlen." Heiße Thränen rannen über die Wangen des braven Mädchens. Es nahm nun seine Schmucksachen und sein Sparbüchsengeld, legte es vor den Mann hin, der ihm schweigend bis jetzt zugehört hatte, und sagte: „Nehmen Sie dieses als Abschlagszahlung! Es ist alles, was ich besitze, und was ich mir seit Jahren erspart habe. Ich habe einen Plan entworfen, den Sie billigen werden. Sie bedürfen gewiß in Ihrem Hauswesen eines Dienstmädchens. Ich flehe Sie an, geben Sie mir diese Stelle! Den Lohn, welchen Sie einem solchen Mädchen geben, rechnen Sie jährlich an meines Vaters Schuld ab. Ich will arbeiten Tag und Nacht, soweit meine Kräfte reichen. Keine Arbeit soll mir zu schwer, keine zu niedrig sein. Ich will sie thun ohne Widerrede, ohne Säumen. Ich will Ihr Bestes fördern, wo ich kann — nur geben Sie meinen guten Vater frei, daß meine liebe Mutter und meine Geschwister nicht darben müssen, daß keine Schande unsern guten Ruf verderbe und meine kleinen Geschwister einen Erzieher haben! Ich will das Unterpfand sein!" Sie sprach diese Worte mit hinreißendem Gefühl. Der Kaufmann hatte mit Gewalt seine Thränen unterdrückt; jetzt aber brachen sie unaufhaltsam hervor. „Ihr Vater", sagte er, „ist ein von Gott reich gesegneter Mann; denn in Ihnen hat er einen reichen Schatz; aber ich erkenne es, er ist auch ein braver Mann; denn nur ein solcher kann solch ein Kind erziehen." „Ich danke Gott", fuhr er fort, „daß er Sie zu mir geführt hat; denn Sie sind mir ein guter Engel geworden, der mein Herz von einer Härte heilt, die ihm ein nichtswürdiger Betrüger eingeflößt hat. Gehen Sie hin, Ihr Vater ist frei; aber kehren Sie bald wieder mit ihm zurück; ich muß mit ihm reden." Schnell schrieb er nun seinen Entschluß dem Gerichte, sandte das Schreiben ab, und Mortier war frei.

Unaussprechlich war Adelinens Glück. Unaussprechlich war ihre Freude, daß sie ihrem teuern Vater die Freiheit ankündigen durfte. Wie staunte der Vater! Wie innig dankten beide Gott! Wie innig segnete er sein vortreffliches Kind! Noch aber wußte er nicht alles, was sie gethan.

Erst als er mit Adeline zu dem Kaufmann kam und dieser mit der innigsten Bewunderung ihm sagte, was sie gethan, schloß er sie unter Thränen an sein glückliches Vaterherz.

„Ehe wir weiter von dem reden, was sich auf unser Geschäft bezieht", sagte der Kaufmann, „muß ich Sie, Herr Mortier bitten, daß Sie mir gestatten, Ihre Tochter beim Worte zu nehmen. Sie hat sich mir als Unterpfand für Sie eingesetzt, und sie soll es mir bleiben, aber nicht als Dienstmädchen, sondern als liebes Kind soll sie bei uns leben, daß wir ihr schönes Herz noch genauer kennen lernen können." Der glückliche Vater gab es gern zu und eilte nach Rheims, um seine Gattin ihres Leides zu entheben.

Was der Kaufmann gesagt, wurde wahr. Adeline gewann die Liebe und Verehrung der Familie in hohem Grade. Sie war wie ein Kind im Hause, und ihre unermüdliche Sorgfalt für das Beste der Familie, ihre Thätigkeit machten sie unentbehrlich. Ihr bescheidener, häuslicher Sinn war es, der sie allen besonders wert machte.

Der Kaufmann hatte einen Sohn, den er jetzt als Teilhaber in die Handlung aufnehmen wollte. Ihm eine würdige Gattin zu geben, war ihm ein Herzensanliegen. Der Sohn gewann Adeline sehr lieb, und sie erwiderte seine Zuneigung. Das blieb dem Vater kein Geheimnis, und gerade dadurch war der Wunsch seines Herzens erfüllt. Sie wurde des Sohnes glückliche Gattin. Von einer Rückzahlung der Schuld ihres Vaters war keine Rede mehr; vielmehr wurde Mortier nun von seinem neuen Freunde mit Kapitalien unterstützt, so daß bald sein Handel wieder blühte. So hatte Adeline ihren Vater und ihre Familie vom Verderben gerettet, und der Lohn der Kindestreue war der Ihrigen und ihr eigenes Glück.

Wilh. Oertel.

8. Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Jucht voll schwellender Haare geziert war
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster,
Der fast allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntnis,
Dann zur Trauung gespielt und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ' und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Hauptthaar

Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelz verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt und, von dem Pfarrer
Ausersehn für die Kirche, mit Not vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die teuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz
Und seit kurzem vermählt mit der wirtlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Tabak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gerne noch sähen und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach, an der Wiege der Enkelin oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles nunmehr auflös' in behagliches Alter.
„Gutes gewollt, mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weintest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Not, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!“
Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der alternde, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten und mit Bewirtung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
Hatte gefegt und geuhlt und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rotblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheurt die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims'; auch hingen ein paar Stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Desem und Mangelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt

Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing,
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gips, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Äpfel. —
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in atmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kuckuck.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und der hüpfenden Krähe Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt und Schnee in den Gründen sich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Vieh's sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und o! wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urteil!"
Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!"
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.
Neben dem schlummernden Greis', an der anderen Ecke des Tisches
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Dos' und darin großklumpiger Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und rot, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf vom rummelnden Spulrad
Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben

Hastigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken;
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Auftaun."
Rasch der Ermahnenden folgte Marie und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bot ich den Kälberchen heut' und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand und ließen sich krauelu."
Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feurung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Über der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein würzig
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sich zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken und drehete munter den Kopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt? Ihr Lieblingsessen von alters
Hol' er vor dunkeler Nacht; sonst geht ihm der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring ihm das Beil, und bedeut ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt!"
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel,
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus
Fern an den Garten hinab und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er

Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt; denn ihn fror, und sie sagt' in Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans und hol in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!"
Thoms antwortete drauf und stellte die Häckerlingslad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir früher, denn not ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelig zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!"
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnde Wirbel
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zum festlichen Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten: ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel,
Unter ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen
Atemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die mutigen Ross' in den Hofraum,
Blankgeschirrt, und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür, und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief: „Willkommen dahier, willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?" und reichte die Hand in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann für sich selber
Nur zu sorgen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" rief sie; „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und der Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."
Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack
Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! Das Väterchen hält noch Mittagschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!"
Sprach's und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,

Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen! aus Herzen willkommen noch einmal!
Ihr, uns Alternden Freud', in Freud' auch altert und greiset,
Stets einmütigen Sinns und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht rot glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich duze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!"
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;
Denn du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüt, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rotes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit!"
Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und schlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn und bring als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag!"
Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!"
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Öffnete leise die Thür' und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

Joh. Heinr. Voß.

9. Aus Schillers Glocke.

Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde
vertrauen wir der Hände That,
vertraut der Sämann seine Saat
und hofft, daß sie entkeimen werde
zum Segen nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
wir trauernd in der Erde Schoß
und hoffen, daß er aus den Särgen
erblühen soll zu schönerm Los.

Von dem Dome,
schwer und bang,
tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die teure,
ach! es ist die treue Mutter,
die der schwarze Fürst der Schatten

wegführt aus dem Arm des Gatten,
aus der zarten Kinder Schar,
die sie blühend ihm gebar,
die sie an der treuen Brust
wachsen sah mit Mutterlust. —
Ach! des Hauses zarte Bande
sind gelöst auf immerdar;
denn sie wohnt im Schattenlande,
die des Hauses Mutter war;
denn es fehlt ihr treues Walten,
ihre Sorge wacht nicht mehr;
an verwaister Stätte schalten
wird die Fremde, liebeleer.

10. Die letzte Nacht im Elternhause.

Das griff ans Herz, und ich vergess' es nimmer:
Es war die letzte Nacht im Vaterhaus;
zieh'n sollt' ich mit dem ersten Frühroteschimmer,
vielleicht auf ewig in die Welt hinaus.

Noch lag ich schlaflos auf dem weichen Pfühle;
denn viel bewegte mir die junge Brust:
des Heimwehs Vorgefühl, des Scheidens Schwüle
und Hoffnung doch, und rege Wanderlust.

Da schlug es zwölf. Die Lampe brannte trübe,
und leise schritt es durch die Kammerthür —
ein Geist erschien mir, doch ein Geist der Liebe;
denn meiner Mutter gleich erschien er mir.

Sie nahte still, als wollte sie nicht stören
des Sohnes, wie sie meinte, tiefe Ruh'
Ich hört' sie; doch ich schien sie nicht zu hören;
ich sah sie; doch ich schloss die Augen zu.

Wie nah' ihr Odem! Ihre Hände lagen
auf meinem Haupte, wie schon oft zuvor —
erlauscht' ich auch nicht ihrer Lippen Klagen,
mein Herz vernahm, was nicht vernahm mein Ohr.

Dann fühlt' ich ihre Wange auf der meinen —
warum umschlang ich liebevoll sie nicht,
als ich sie weinen hörte, schmerzlich weinen
und eine Thräne fiel auf mein Gesicht?

Und nochmals neigte sie den Mund, den frommen,
und küsste leise diese Thräne fort.
Drauf ging sie wieder — still, wie sie gekommen.
Ich liess sie geh'n und sprach dazu kein Wort.

— Am Morgen schied ich, ohne ihr zu sagen,
was ich geseh'n, doch wie ein heilig Gut
treu hab' ich die Erinnerung getragen
im Herzen, wo des Menschen Bestes ruht.

Und dann, als ich nach wechselvollen Jahren
am off'nen Grabe meiner Kinder stand,
da hab' ich, tief erbebend, erst erfahren,
was jene Nacht mein Mütterlein empfand.

Und Lieb' und Reue, Dank und heisses Sehnen,
ich kost' sie täglich, koste sie nicht aus.
Wohl bin ich glücklich — aber oft in Thränen
denk' ich der letzten Nacht im Vaterhaus. B. Bettmann

11. Bei dem Grabe meines Vaters.

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
wie ein milder Stern aus bessern Welten;
und ich kann's ihm nicht vergelten,
was er mir gethan!

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
duft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
freundlich wird erwecken. Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr! Claudius.

12. Die Heimat.

Wenn du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken,
Und wand're, wand're ohne Rast,
Bis du erreicht den teuren Flecken.

Und strecken nur zwei Arme sich
In freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
Fließt eine Thräne nur um dich,
Spricht dir ein einz'ger Mund den Segen:

Ob du ein Bettler, du bist reich;
Ob krank dein Herz, dein Mut beklommen,
Gesunden wirst du allsogleich,
Hörst du das süße Wort: Willkommen!

Und ist verweht auch jede Spur,
Zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
Als grün berast ein Hügel nur
Von allem, was du einst verlassen.

O, nirgend weint es sich so gut,
Wie weit dich deine Füße tragen,
Als da, wo still ein Herze ruht,
Das einstens warm für dich geschlagen.

Albert Träger.

13. Vom Dienen.

Verschiedene Ämter und Stände müssen sein. Am Himmel übertrifft ein Stern den andern an Klarheit. An unserm Leibe führen Haupt, Auge, Mund und Ohren die Herrschaft; Hände und Füße dienen. Sieh auch die Frucht des Feldes an! Der Halm trägt die Ähre; aber die Ähre hat die Ehre. Am Baume ruhen die Wurzeln, die ihm Nahrung zuführen müssen, im Verborgenen; Blätter und Blüten stehen im Sonnenglanze. In einem christlichen Hause gibt es auch Herren und Diener. Gott hat es so geordnet und will, daß Knechte und Mägde in Einfältigkeit des Herzens ihren Herren dienen. Wer darin eine Ordnung Gottes sieht, dem kommt sein Stand nicht verächtlich vor; er dient um Gottes willen; Werke aber, in Gott gethan, sind überall Ehrenwerke. Knechte und Mägde, welche in solcher Gesinnung dienen, können nicht in einem Jahre drei oder vier Herrschaften haben; sie laufen um saure Arbeit oder um ein hartes Wort nicht gleich aus dem Dienste. Ein rechter Gesell hat nicht alle vier Wochen einen neuen Meister, und ein Lehrling, welcher zugleich in der Lehre des rechten Meisters steht, hat nicht schon drei oder vier Meister gehabt, ehe er ausgelernt hat. Ein Stein, der oft gewälzt wird, berast nicht; ein Baum, welcher öfters verpflanzt wird, schlägt nie tiefe Wurzeln.

Dem rechten Gesinde ist der Herrschaft Ehre seine Ehre, der Herrschaft Schande eigene Schande. „Unser Haus“, sagen rechte Knechte und Mägde. Ordentliches Gesinde läuft nicht fort, wenn ihm irgendwo ein Thaler mehr geboten wird; es zieht nicht fort, wenn Gott schwere Tage über die Herrschaft schickt. „Es spricht: „Haben wir Gutes mitgenossen, wie sollten wir das Böse nicht mittragen?“

Es müssen viele in der Welt dienen. Aber mancher spricht: „Leider ja, ich muß dienen; ich kann einmal nicht anders durch die Welt kommen; mein Stand, mein Herkommen bringt es so mit sich.“ „Muß“ aber ist ein bitter Kraut, und aus bitteren Kräutern fließen bittere Säfte. Das kalte „Muß“ gibt keine Freudigkeit. — Viele dienen um des Lohnes willen. Aber wenn das kalte Geld das Herz des Dieners

regiert, so steht sicher die Untreue vor der Thür. — Manche sind zufrieden in ihrem Dienste, weil die Herrschaft freundlich ist. Aber Menschenfreundlichkeit ist wie der Mond; sie scheint nicht immer. Bald ist sie voll, bald halb, bald nur ein armes Sichelchen, bald ist sie ganz weg. Es dient sich nur leicht und freudig, wenn man es thut um Gottes willen. Dann dient man einem Herrn, dessen Gnade einen Tag wie den anderen scheinet auf alle, die ihn lieb haben.

Treue Diener finden ihren Lohn oft schon bei Menschen, wie Elieser, Abrahams Hausvogt. Aber den rechten Lohn gibt ein anderer. Er lohnt nicht mit kaltem Gelde, sondern mit seiner Gnade, nicht vierteljährlich, sondern täglich. Dem treuen Diener gibt er am Morgen Kraft zum Schaffen, zum Dulden und Tragen. Während der Arbeit ruft er ihm zu: „Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir!" Am Abende schenkt er ihm Frieden, und des Nachts nimmt er ihm seinen Kummer vom Herzen. Wenn dann das Freijahr kommt, spricht er: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über weniges getreu gewesen bist, so will ich dies über vieles setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn!"

Ahlfeld.

14. Pflichten der Magd gegenüber der Frau.

Wer dient, der erfülle treu die Pflichten, zu welchen er sich verbindlich gemacht hat; er thue darin lieber zu viel als zu wenig. Den Vorteil seiner Herrschaft sehe er wie seinen eigenen an; er handle immer so offen und führe seine Geschäfte mit solcher Ordnung, daſs es ihm zu keiner Zeit schwer fallen könne, Rechenschaft von seiner Thätigkeit abzulegen; er miſsbrauche nie das Zutrauen, die Vertraulichkeit seiner Herrschaft; er decke nie die Fehler der Herrschaft auf, deren Brot er iſst; er lasse sich nicht verleiten, weder im Scherze, noch im Unwillen, die Grenzen der Ehrerbietung zu überschreiten, die er dem schuldig ist, dem das Schicksal ihn unterthan gemacht hat; allein er betrage sich auch immer mit einer solchen Würde, daſs es dem Oberen nie einfallen könne, ihm mit Verachtung zu begegnen oder unedle Diensfe zuzumuten, sondern so, daſs dieser seinen Wert als den eines Menschen fühle, und wenn er einer guten Empfindung fähig ist, des Abstandes ungeachtet, den die bürgerlichen Verhältnisse zwischen Herrn und Diener gesetzt haben, ihm dennoch seine Hochachtung schenken müsse. Er lasse sich nicht durch blendende Auſsenseiten bewegen, seine Stellung zu verändern, sondern erwäge, daſs jede Lage ihre Ungemächlichkeiten hat, die man in der Ferne nicht wahrnimmt. Hat er bei diesem redlichen

und vorsichtigen Betragen dennoch das Unglück, einer undankbaren, harten, ungerechten Herrschaft zu dienen, so ertrage er dies, wenn sanfte Vorstellungen nichts helfen, geduldig, ohne Geschwätz und ohne Murren, so lange er sich dieser Lage nicht entziehen kann. Kann er, so folge er anderen Aussichten, schweige nachher aber über das, was ihm begegnet ist, und enthalte sich aller Rache, aller Lästerung, aller Plauderei! Doch können Fälle eintreten, wo seine gekränkte Ehre eine öffentliche oder gerichtliche Rechtfertigung gegen den mächtigen Unterdrücker fordert; dann trete er ohne Winkelzüge, kühn und fest, voll Zuversicht auf die Güte seiner Sache, auf Gottes und der Menschen Gerechtigkeit, hervor und lasse sich weder durch Menschenfurcht, noch durch Armut und fremde Ränke abschrecken, seinen Ruf zu retten, wenn auch der stärkere Bösewicht ihm alles Übrige rauben kann!

Nach Knigge.

15. Die fromme Magd.

(Altdeutsch.)

Eine fromme Magd vom rechten Stand
Geht ihrer Frauen fein zur Hand,
Hält Schüssel, Tisch und Teller weiß
Zu ihrem und der Frauen Preis.

Sie trägt und bringt nicht neue Mär',
Geht still in ihrer Arbeit her,
Ist treu und eines frohen Mut's
Und thut den Kindern immer Gut's.

Sie ist stets munter, hurtig, frisch,
Vollbringet ihre Geschäfte risch,
Und hält's der Frauen wohl zu gut,
Wenn sie um Schaden reden thut.

Sie hat dazu eine feine Gebärd',
Hält alles sauber an dem Herd,
Verwahrt das Feuer und das Licht
Und schlummert in der Kirche nicht.

16. Der beste Empfehlungsbrief.

Auf die Anzeige eines Kaufmannes, durch welche ein Lehrjunge gesucht wurde, meldeten sich 50 Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen unter denselben und verabschiedete die anderen. „Ich möchte wohl wissen“, sagte ein Freund, „warum Du gerade diesen Knaben, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte, bevorzugtest.“ — „Du irrst“, lautete die Antwort. „Dieser Knabe hatte viele Empfehlungen. Er putzte seine Füße ab, ehe er ins Zimmer trat, und machte die Thür zu; er ist daher sorgfältig. Er gab

ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten lahmen Manne, was seine Herzensgüte und Aufmerksamkeit zeigt. Er nahm seine Mütze ab, ehe er hereinkam, und antwortete auf meine Fragen schnell und sicher; er ist also höflich und hat Anstand. Er hob das Buch auf, welches ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen dasselbe zur Seite stießen oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran, — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, daß sein Rock gut ausgebürstet und seine Hände und sein Gesicht rein waren. Nennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr darauf, was ich von einem Menschen weiß, nachdem ich ihn zehn Minuten lang gesehen, als auf das, was in schön klingenden Empfehlungsbriefen geschrieben steht."

Magdeburger Zeitung.

17. Veronika Hakmann.

Im Jahre 1744, als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein zum Manne herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertsburger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es ging noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war und lieblich heranwuchs, war sie auch noch im Haus, aber nicht als Dienstmagd, sondern so zu sagen als ein wertgewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele ging, kam es sie wie ein Sehnen an. „Du", sagte sie zu ihrem Dienstherrn, „gib mir Dein Kind ein wenig!" Denn sie machte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn „Du". Der Herr aber, aus Respekt vor ihrem Alter und ihrer Frömmigkeit, und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd „Ihr!" „Warum verlangt Ihr das," fragte er sie, „so doch Eure Arme nicht mehr im stande sind, etwas zu tragen, und Eure Kniee kaum Euch selber halten können?" Sie erwiderte: „Ich habe Dich und Deinen Vater und Deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch Dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe." Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Thränen in die Augen, und er hieß die alte, treue Greisin niedersitzen und legte ihr das Kind auf den Schoß. „Gott lohne Euch," sagte er zu ihr, „alles, was Ihr an mir und an meinen Vätern gethan habt." Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen". Einundsechzig Jahre war sie im Dienst und Brot des nämlichen Hauses und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahre ihres Lebens. Hebel.

18. Frau Holle.

Eine Witwe hatte zwei Töchter; davon war eine schön und fleiſsig, die andere häſslich und faul. Sie hatte aber doch die häſsliche und faule viel lieber, und die andere muſste alle Arbeit thun und das Aschenbrödel im Hause sein. Das arme Mädchen muſste sich täglich auf die groſse Straſse neben einen Brunnen setzen und muſste so viel spinnen, daſs ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daſs die Spule einmal ganz blutig war; da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Mutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es heftig und war so unbarmherzig, daſs sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf!“ Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wuſste nicht, was es anfangen sollte, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese; da schien die Sonne und waren viel tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn' ich; ich bin schon längst ausgebacken!“ Da trat es mit dem Brotschieber herzu und holte alles heraus. Darnach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach schüttel mich, schüttel mich; wir Äpfel sind alle miteinander reif.“ Da schüttelte es den Baum, daſs die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte so lange, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es auf dem Pfade weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau. Weil sie aber so groſse Zähne hatte, ward ihm Angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib bei mir; wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich thun willst, so soll dir's gut gehen; nur muſst du acht geben, daſs du mein Bett sorgsam machst und fleiſsig aufschüttelst, daſs die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle.“ Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faſste sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es that auch alles zu ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daſs die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeit lang bei der Frau Holle; da ward es traurig und wuſste anfangs selbst nicht, was ihm fehlte; endlich merkte es, daſs es Heimweh war; und ob es hier gleich viel tausendmal besser war als zuhaus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Also sagte es zu ihr: »Ich habe den Jammer nachhaus gekriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben;

ich muſs wieder hinauf zu den Meinigen“. Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daſs du wieder nachhaus verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selber wieder oben hinbringen“. Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein groſses Thor. Das Thor war aufgethan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daſs es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleiſsig gewesen bist“, sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus, und als es in den Hof kam, saſs der Hahn auf dem Bruunen und rief:

„Kikeriki,
Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!“

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester ganz gut aufgenommen. Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, auf welche Art es zu dem groſsen Reichtum gekommen war, wollte sie der anderen häſslichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie muſste sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig werde, stach sie sich in den Finger und stieſs die Hand in die Dornenhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam wie die andere auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: »Ach, zieh mich ’raus, zieh mich ’raus, sonst verbrenn’ ich; ich bin schon längst ausgebacken!“ Die Faule aber antwortete: „Da hätt’ ich Lust, mich schmutzig zu machen; bleib sitzen, bis du schwarz wirst!“ und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel mich, schüttel mich; wir Äpfel sind alle miteinander reif!“ Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen,“ und ging weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren groſsen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tage that sie sich Gewalt an, war fleiſsig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte; denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tage aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr; da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich’s gebührte, und schüttelte es nicht, daſs die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Das war die Faule wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Thore. Als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein groſser Kessel mit Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste,“ sagte die Frau Holle und schloſs

das Thor zu. Da kam die Faule heim und war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
Unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie!"

Das Pech blieb aber an ihr hängen und wollte, so lange sie lebte, nicht abgehen.

Grimm.

19. Dorothea.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht fünfzig,
Deucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun mit geretteter Habe
Leider das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüberkommen und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort-
Schicktest mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich zur Frau der Wirt zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Überzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend dahergehn.
Wirst du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte d'rauf der treffliche Hauswirt und sagte:
Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock
Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.

Während dieses Gespräches erschienen die Freunde des Hauses, der Apotheker und der Prediger, und erzählten von den unglücklichen Auswanderern:

Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne, und die ein
Guter Wirt umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nötig und nützlich,
Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durcheinander geladen, mit Übereilung geflüchtet.
Über dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke,
In dem Backtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Teure zurückläßt.
Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend,
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Tieren der eine
Wünschte langsam zu fahren, ein anderer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Übergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Geleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen
Mit entsetzlichem Schrein in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete, nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hilflos die Menschen;

Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

Unter den Auswanderern sah Hermann Dorothea, der er die Gaben überreichte. Ihr freundliches Wesen weckte in ihm den Wunsch, sie als Gattin zu besitzen. Die Freunde des Hauses zogen Erkundigungen über das Mädchen ein und erfuhren nur Rühmenswertes über dasselbe. Hermann suchte Dorothea auf.

Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand, so schritt sie geschäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Mut und Kraft; er sprach zu seiner Verwunderten also:
Find' ich dich, wackeres Mädchen, so bald aufs neue beschäftigt,
Hilfreich andern zu sein und gern zu erquicken die Menschen?
Sag', warum kommst du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt,
Da sich andre doch mit dem Wasser des Dorfes begnügen?
Freilich ist dies von besonderer Kraft und lieblich zu kosten.
Jener Kranken bringst du es wohl, die du treulich gerettet?
Freundlich begrüßte sogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: So ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und sehet doch selber, wer Eure Milde genossen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber sogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu schöpfen, wo rein und unablässig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dies: es haben die unvorsichtigen Menschen
Alles Wasser getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochsen
Gleich durchwatend den Quell, der Wasser bringt den Bewohnern.
Und so haben sie auch mit Waschen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beschmutzt und alle Brunnen besudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur sich selbst und das nächste Bedürfnis
Schnell zu befried'gen und rasch, und nicht des Folgenden denkt er.

Auf die Frage des Mädchens, wie Hermann an den Brunnen komme, entgegnete er:

Deinetwegen kam ich hierher! was soll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unsre Geschäfte sind vielfach.

Alle Felder besorg' ich; der Vater waltet im Hause
Fleißig; die thätige Mutter belebt im ganzen die Wirtschaft.
Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu' plaget die Hausfrau
Immer sie nötigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen.
Lange wünschte die Mutter daher sich ein Mädchen im Hause,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen dich sah in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hause, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienst. Nun komm' ich dir aber zu sagen,
Was sie wünschen, wie ich. — Verzeih' mir die stotternde Rede!

Scheuet Euch nicht, so sagte sie drauf, das weit're zu sprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken;
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu versehen das Haus, das wohlerhalten Euch dasteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüte.
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz sein.
Ja, ich gehe mit Euch und folge dem Rufe des Schicksals.
Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Kranke wieder
Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich alle der Rettung;
Schon sind die meisten beisammen, die übrigen werden sich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimat
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen;
Denn gelöst sind die Bande der Welt; wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Not, die höchste, die uns bevorsteht!
Kann ich im Hause des würdigen Manns mich dienend ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, so thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, sobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müsset sie sehen und mich von ihnen empfangen.

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entschließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit sollte gestehen.

Laßt uns, fuhr sie nun fort, zurückekehren. Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwätzen.
Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die breiten Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu teilen.
Laßt ihn, sprach sie; es trägt sich besser die gleichere Last so,
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen.
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein, und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!

Dorothea teilte ihren Verwandten und Freunden mit, daß sie den Dienst in Hermanns Hause angenommen, und verließ unter Segenswünschen die Ihren. Auch der Richter des Ortes empfahl sie Hermann mit den Worten:

Aber es scheint, Ihr versteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav ist.
Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang' sie der Wirtschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch Eure Eltern die Tochter.

In der Meinung, als Magd gedungen zu sein, betrat das Mädchen das Haus, wurde aber bald dahin aufgeklärt, daß Hermann sie zur Lebensgefährtin erwählt habe. Auch Dorothea hatte den trefflichen Jüngling liebgewonnen, und so segnete mit Übereinstimmung der Eltern der Pfarrherr den Bund.

Nach Goethes Hermann und Dorothea.

20. Pflichten der Frau gegenüber der Magd.

Ein wohlwollendes, ernsthaftes, immer gleiches Betragen, entfernt von steifer, hochmütiger Feierlichkeit, gute, richtige, nicht übermäßige, der Wichtigkeit ihrer Dienste angemessene Bezahlung, — ernste Strenge, wenn es darauf ankommt, sie zur Ordnung und zu den Pflichten anzuhalten, die sie übernommen haben, — freundliches Entgegenkommen, wenn sie die Gewährung einer anständigen, bescheidenen Bitte, die Vergünstigung eines unschuldigen Vergnügens von uns begehren oder auch ungebeten wohl erwarten können, — weise Überlegung in Zuteilung der Arbeit, so daß man sie nicht mit unnützen Arbeiten überhäufe, dennoch

aber nicht leide, daß sie je müßig seien, sondern sie auch anhalte, für sich selbst zu arbeiten, sich in der Kleidung reinlich zu halten, sich Geschicklichkeiten zu erwerben, — Aufmerksamkeit und Aufopferung unseres eigenen Wohles, wenn man Gelegenheit hat, ihnen ein besseres Schicksal zu verschaffen, sie zu befördern, — mütterliche Sorgsamkeit für ihre Gesundheit, ihren ehrlichen Namen und ihre sittliche Führung: — das sind die sichersten Mittel, gut, treu bedient, und von denen, die uns dienen, geliebt zu werden. Nach Knigge.

21. Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.

„Ja, wer die kennte!“ denkst du. Freilich, ich verstehe sie auch nicht ganz, aber etwas davon habe ich doch in Erfahrung gebracht; probier's einmal, ob's hilft. Also: Nimm dir jeden Tag vor, heute jedermann zu erfreuen und, so viel du kannst, glücklich zu machen. Geh dann an deine Arbeit und thu vor allem deine Pflicht! Du wirst froh und heiter dabei sein; denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich dir Gelegenheit dazu bietet! Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nicht Großes zu sein, was du dem andern schenkst und bereitest; thu es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat wie du, und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder dein Herz.

Das ist die schönste, geheime Verbindung der Menschen, wenn jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem andern zubringt, diesem, soviel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt die Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, was dem Allgemeinen, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu gute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt, die den Menschen mit sich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

Berth. Auerbach.

22. Sprüche.

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut; unermüdlich schaff' er das Nützliche, Rechte.
Goethe.

*

Auf dem Platze, auf den Gott dich gestellt hat, stehe mit Mut und Demut!

*

Wißt ihr, wie auch der Kleine 'was ist? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

*

Und würden Frauen stillen Ganges
Die ganze Erde umgehen,
Sie würden überall finden
Zu helfen und beizustehen.

*

Man verlangt vier Dinge von einer Frau:
daß die Tugend in ihrem Herzen wohne,
daß die Bescheidenheit auf ihrer Stirne glänze,
daß die Milde von ihren Lippen rinne und
daß die Arbeit ihre Hände beschäftige.

*

Es sei der Frauen Leben so wie ein geistlich Lied,
Das nicht mit eitlem Brausen am Ohr vorüberzieht,
Das sich in festem Takte nur langsam fortbewegt
Und doch der Herzen viele mit sich zum Himmel trägt.

*

Sei du der Welt, soviel du kannst, ein Engel!
So wird sie dir, trotz dem Gefühl der Mängel,
Soviel sie kann, ein Himmel sein.

*

Ob du der Klügste seist, daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sei, so wie im Rate, zuhaus'!

*

Das Betragen ist der Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt.

*

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

23. Vom Reden.

I.

Sei schnell zum Hören, aber langsam zum Reden! An die Befolgung dieser Regel werden wir schon dadurch gemahnt, daß wir zwei Ohren und nur einen Mund haben. Sie gilt besonders der Jugend. Es ist unausstehlich, wenn junge Leute in Gegenwart älterer Personen das große Wort führen, wenn sie viel reden, anstatt durch Schweigen und Hören erst vernünftig reden zu lernen.

Rede nur über dasjenige, was du verstehst! Bedenke, was du sagst, und rede nicht unbesonnen in den Tag hinein! Mache nicht viele Worte, damit deine Rede nicht in ein Geschwätz ausarte! Wo Verstand zuhause ist, da gibt's nicht viele Worte. Viel reden geht nicht ohne Sünde ab.

Sprich nicht von Dingen, die dich nichts angehen, und hüte dich vor unbescheidenen, neugierigen Fragen! Wenn du aber aus guten Gründen Fragen zu stellen hast, so frage mit Anstand und Bescheidenheit und erwarte ruhig die Antwort.

Falle anderen nicht in die Rede! Es ist unanständig und unbescheiden, einen Redenden zu stören oder ihn ohne Not zu unterbrechen.

Hüte dich vor rohen, pöbelhaften Reden, die den Anstand oder gar die gute Sitte verletzen! Bediene dich vielmehr solcher Ausdrücke, die von Bildung zeugen und ein reines Gemüt bekunden! Bedenke, daß die Rede auch eine That ist, über welche der Mensch einst Rechenschaft zu geben hat!

Sage nichts, wodurch du andere beleidigen oder kränken könntest! Das Wort verwundet leichter, als es heilt. Scharfe Schwerter schneiden sehr, scharfe Zungen noch viel mehr.

Sprich, wie du denkst! Bleibe in all deinen Äußerungen streng bei der Wahrheit, auch wo sie nicht zu deinen Gunsten ist! Erlaube dir niemals eine Lüge, wenn sie dir auch die größten Vorteile versprechen sollte. Sei eingedenk, daß Gott die Wahrheit, der Teufel aber ein Lügner von Anbeginn und der Vater der Lüge ist! Hast du geirrt, so gestehe deinen Irrtum! Hast du einen Fehler begangen, so suche ihn nicht durch Lügen zu bemänteln! Das aufrichtige Geständnis eines Fehltritts ist immer seine beste Entschuldigung. Die Kinder Gottes wandeln nicht auf krummen Wegen, und ihr Herz ist ohne Falten. Mit der Wahrheit besteht man sein ganzes Leben, mit der Lüge oft kaum eine Stunde. Lügen haben kurze Beine.

Scherze niemals über ernste Sachen!

II.

Schäme dich, deinen Nächsten zu verleumden; mache seine verborgenen Fehler nicht bekannt; vergrößere die schon bekannten nicht! Verschweige, leugne, verkleinere seine guten Eigenschaften nicht! Der Verleumder verletzt sein eigenes Gewissen, die Ehre seines Nächsten und das Gewissen desjenigen, der ihn anhört, oder der zum Mitlästern verführt wird.

Hörst du über deinen Nächsten Böses reden, so suche, wenn es sich in Wahrheit thun läßt, die Beschuldigung in Zweifel zu ziehen! Geht das nicht an, so entschuldige so viel als möglich die Absicht des Angeklagten! Kann aber auch dies nicht geschehen, so bezeige Mitleid mit ihm! Bedenke und gib auch der Gesellschaft, in der du verweilst, zu bedenken, daß kein Mensch vor dem Falle sicher ist! Suche den Tadler auf eine liebreiche Weise dahin zu bringen, daß er sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmere! Weißt du etwas Gutes von einer angegriffenen Person, so sage es! Der Verleumder hat den Teufel auf der Zunge, und wer ihn anhört, in den Ohren. Wer zu dir von anderen schlecht spricht, spricht auch zu anderen schlecht von dir.

Sei verschwiegen! Vertraut dir ein Freund ein Geheimnis an, welches du verschweigen sollst, so verschließe es in dein Herz und gib deinem Freunde den Schlüssel! Was niemand wissen soll, das sage niemand!

Ist ein Wort einmal ausgesprochen, so geht es wie eine Münze von Hand zu Hand; ein Falschmünzer macht daraus, was er will, und du kannst es nicht hindern und ändern. Darum sei behutsam in deinen Äußerungen! Wo es jedoch die Pflicht gebietet, da sage ohne Rücksicht auf irgend einen Menschen die Wahrheit, auch wenn für dich oder andere unangenehme Folgen daraus entspringen sollten! Unnötigerweise thue niemand wehe!

Sei behutsam im Versprechen! Versprich nur, was du halten darfst, und nicht mehr, als du halten kannst, und dann halte getreulich Wort; denn Versprechen macht Schuld! Ein Mann, ein Wort. Besser nichts versprochen, als das Wort gebrochen. Was hilft es, daß man viel gelobe? In Thaten liegt die beste Probe.

24. Wahrhaftigkeit.

Das ist eine der wichtigsten und nützlichsten Tugenden, die sich ein Mensch zu eigen machen soll. Es wird dazu nicht erfordert, dafs man alles gerade heraus sage, was man weifs oder denkt. Dadurch würde man oft gegen Klugheit und Liebe verstofsen. Allein nie sollte ein wohlerzogener Mensch etwas sagen, was er nicht durchaus für wahr hält. Alle Übertreibungen, Entstellungen, Zusätze rauben demjenigen, der sich dieselben erlaubt, das Vertrauen bei anderen. Wie schön ist es dagegen, wenn ein Mensch wegen seiner erprobten Wahrhaftigkeit Achtung und Glauben anderer Menschen besitzt! Auf ihn beruft man sich in zweifelhaften Fällen; man baut auf seine Worte, traut seinem Zeugnis und hat überall gern mit ihm zu thun.

25. Anstandsregeln.

a) Bei Tische.

Bist du irgendwo als Gast geladen, so komme nicht zu spät zum Essen! Auch am häuslichen Tische triff nicht zu spät ein! Wie jenes dem Hausherrn und den übrigen Gästen, so ist dieses deiner Familie gegenüber eine Rücksichtslosigkeit. Iß nicht mit dem Messer! Während des Herausnehmens sprich nicht! Iß nicht zu schnell und nimm den Mund nicht zu voll! Kaue nicht laut, sondern iß langsam, ruhig und leise! Vermeide das Gähnen, Schluckſen, Niesen, das Auswerfen besonders auf den Boden, sowie den zu häufigen Gebrauch des Taschentuches! Nie stecke das eigene Messer in die Butter, das Salzfaß oder in irgend ein Geräte, das zum allgemeinen Gebrauche dient! Beim Fleischschneiden strecke die Ellbogen nicht von dir, sondern halte sie dicht

an der Seite! Es ist nicht schicklich, das letzte Bröckchen Brot, den letzten Rest der Speise zu verschlingen. Ist ein zweites Gericht zu erwarten und dir wünschenswert, so laß Messer und Gabel nicht auf dem Teller liegen! Knochen, Fett u. dgl. dürfen nicht auf den Teller gespuckt, sondern müssen unbemerkt mittels der Gabel, die man zu diesem Zwecke an die Lippen hält, auf den Teller gelegt werden. Suche nie über den Teller eines andern weg einen Gegenstand zu erreichen! Es schickt sich nicht, mit dem Tellertuch über das Gesicht zu fahren, mit der Gabel, dem Becher oder einem andern Gegenstande zu spielen. Es gehört sich nicht, einer Person den Rücken zuzuwenden, um mit einer andern zu sprechen oder über die zunächst sitzende Person wegzureden. Sprich nie mit vollem Munde! Vermeide, Gabel oder Messer fallen zu lassen. Ist es geschehen, so ersuche die auftragende Person ruhig um ein neues Besteck! Lege dich nicht faul in den Stuhl zurück und laß die Ellbogen nicht auf dem Tische ruhen! Den Zahnstocher gebrauche nur, wenn es unumgänglich notwendig ist und bedecke in diesem Falle den Mund mit der Hand! Es schickt sich nicht, einem Gaste Speisen aufzuzwingen. Stehe nicht eher vom Tische auf, als bis das Mahl vorüber ist, und die Wirtin das Zeichen dazu gab! Nach beendeter Mahlzeit versäume nicht, dich dankend von dem Gastgeber zu verabschieden! Vergiß nicht, wo du geladen warst, nach einigen Tagen einen Dankbesuch zu machen!

b) Bei Besuchen.

Sei weder kalt und abstoßend, noch überschwenglich freundlich gegen andere! Ein herzliches, aber doch ruhiges Betragen ist das beste. Es schickt sich nicht, bei Besuchen Möbel, Bilder oder andere Gegenstände und vor allen Dingen anwesende Persönlichkeiten anzustarren. Sitze ruhig und gerade auf deinem Stuhl; gebrauche die Lehne bei kurzen Besuchen gar nicht, bei längerer Unterhaltung erst, wenn Ermüdung eintritt; strecke dich auf dem Sofa oder dem Schaukelstuhl nicht aus; schlage die Beine nicht über einander; bewege die Füße nicht fortwährend und spiele nicht mit Quasten, Knöpfen und anderen Gegenständen! Sprich nicht zu laut und dränge dich nicht vor, indem du die Unterhaltung zu führen suchst! Rede nicht mit lebhaften Geberden! Es schickt sich nicht, andere bei den Armen und Händen zu fassen, während man mit ihnen spricht, oder sie anzustoßen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, mit den Füßen zu trommeln oder mit den Fingern auf Stühlen, Tischen und Fensterscheiben Lärm zu schlagen, eine Melodie vor sich hin zu summen oder, während man jemand zuhört, einen Stuhl oder andern Gegenstand herumzudrehen. Eine große Unsitte ist das Flüstern mit benachbarten

Personen. Wenn man das, was man mitzuteilen wünscht, nicht laut sagen kann, so verspare man es auf eine passende Gelegenheit. Sprich nicht von deiner eigenen Person und deinen Privatangelegenheiten, von deinen Thaten, Talenten, von eigenen Krankheiten oder Leiden, auch nicht von Menschen, die den Anwesenden unbekannt sind! Suche das zum Gegenstand des Gespräches zu machen, was andere Personen interessiert! Wolle nicht witzig sein auf eines andern Unkosten! Mache niemand lächerlich! Krame nicht boshafte und anstößige Gerüchte aus! Belästige andere nicht mit Fragen, besonders nicht, wenn du siehst, daß die Antwort mit Widerstreben gegeben wird! Erwiesene Höflichkeitsdienste erwidere mit kurzem, freundlichem Danke! Wenn andere sprechen, so erscheine nicht unachtsam, gleichgültig oder ungeduldig, sondern lerne höflich zuhören! Sei gegen ältere Personen besonders freundlich und aufmerksam! Es ist ungehörig, Kinder oder Dienstboten im Beisein anderer zu schelten. Es schickt sich nicht, in Gesellschaft anderer ein Buch zu öffnen und fortwährend nach der Uhr zu sehen, als sei man ungeduldig, fortzugehen. Blicke nicht in fremde Papiere und schau niemand beim Arbeiten auf die Finger! Es schickt sich nicht, wenn man schon Abschied genommen hat, noch an hunderterlei Dinge zu denken, die man an der Thür noch erledigt.

c) Schriftlicher Verkehr.

Privatnachrichten teile nicht auf Postkarten mit! Briefpapier von schlechter Sorte zu gebrauchen, bekundet Achtungslosigkeit. Ersuchst du jemand um die Weiterbeförderung eines eingeschlossenen Briefes, so vergiß nicht, den letzteren mit einer Marke zu versehen. Für Rückantwort, die du von Fremden erbittest, schließe ebenfalls die Marke in deinen Brief ein! Es ist unschicklich, eine Einladung, ob sie angenommen wird oder nicht, überhaupt einen Brief unbeantwortet zu lassen oder mit der Antwort zu lange zu zögern. Das Unterstreichen von Wörtern in Briefen ist unstatthaft. Briefe, welche nicht an dich adressiert sind, darfst du nie öffnen.

d) Im öffentlichen Leben.

Um Störungen im Straßenverkehr zu vermeiden, weiche dem Entgegenkommenden rechts aus! Andere anzustoßen oder auf die Füße zu treten, ist höchst unschicklich; noch ungehöriger ist es, jemand auf der Straße fest anzustarren oder eine Eigentümlichkeit an ihm zu belachen, auf jemand zu deuten oder sich umzusehen. Der geschlossene Schirm darf nicht wagrecht, der offene nicht so getragen werden, daß er andere belästigt; im letzteren Falle hat man durch Ausbiegen den Verkehr zu erleichtern. Es ist unschicklich, auf der Straße zu essen. Die Eingänge

von Kirchen, Theatern oder anderen öffentlichen Gebäuden zu verstellen, Bekannte aufzuhalten und mit ihnen in der Mitte der Straße stehen zu bleiben, wodurch alle anderen Leute gezwungen werden, auszuweichen, ist eine unschickliche Beeinträchtigung des Verkehrs. In einem Wagen oder bei öffentlichen Lustbarkeiten dränge man sich nicht unbescheiden und rücksichtslos auf den besten Platz. Man komme in Konzerte, Theater nicht zu spät; sollte es einmal der Fall sein, so begebe man sich möglichst geräuschlos an seinen Platz, trachte, niemand die Aussicht zu rauben, störe nicht durch Sprechen und verlasse seinen Platz nicht mit Geräusch während der Vorstellung. Auf der Straße laut zu sprechen oder zu lachen, ist für Mädchen besonders ungehörig.

26. Sprüche.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!
Denn ihnen ist am meisten d'ran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt wie eine Mauer
Das zarte, leicht bewegliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nicht.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

*

Auf der Tafel der Sitte ist die Sanftmut das Salz.

*

Wolle nie mehr sein, als du bist, und nie weniger, als du sein kannst!

*

Wer sich selber kennt, ist streng gegen sich selber,
jedem Schwachen gelind und richtet ungern den Bösen.

*

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen!

*

Suche, dich in der Gesellschaft angenehm zu machen;
aber suche nicht, zu glänzen!

*

Der aufblähende Dünkel ist vergleichbar mit dem Nebel; beide verschwinden, — dieser vor der Mittagssonne, jener vor echten Menschen.

*

Willst du, daß man Gutes von dir sage, so thue es nicht selbst!

*

Ein Weib, das schweigen kann, ist eine Gabe Gottes.

*

Mit Schweigen verrät sich niemand.

*

Die beste Zunge ist die wohlverwahrte und die beste Rede die wohlerwogene.

*

Schweig oder red etwas, das besser ist, als dein Schweigen!

*

Wer redet, was er nicht soll, muß hören, was er nicht will.

*

Leichter ist ein Wort zurückgehalten, als zurückgenommen.

*

Sprich niemals ein Verdammungsurteil über einen Menschen aus, bis du in seine Lage gekommen bist!

*

Sei gut und laß von dir die Menschen Böses sagen!
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

*

Wenn du zum Wort nicht ohne Not,
Nicht ohne Hunger greifst zum Brot,
Bringt dir dein Reden nie Verdruß,
Nie Unbehagen dein Genuß!

*

Gib den Fragenden Rat; doch dringe niemand einen Rat auf!

*

Drück den Pfeil zu schnell nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
Glück zu rauben ist leicht, wiederzugeben so schwer.

*

Erheucheltes und erborgtes Wesen, eitles Gepränge verbergen schlecht die innere Armut.

*

Laß von keiner Schmeichlerschar
Dir den Sinn verdreh'n!
Gut sein, züchtig, rein und wahr,
Das allein ist schön.

*

Wer bescheiden bleibt, nicht beim Lob, sondern beim Tadel, der ist's.

*

Erzfeind von allem Heuchelschein,
Sei jedem Auge, was du bist!
Man muß in aller Augen sein,
Was man in Gottes Augen ist.

*

Was einem Menschen du nicht frei ins Angesicht darfst sagen, sag ihm das auch hinter'm Rücken nicht!

*

Alles geht leichter, wenn man einen Gehilfen hat; aber ein Geheimnis verschweigen geht leichter allein als selbander.

*

Wer Verleumdung anhört, ist der zweite Verleumder.

27. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Übertünchte Höflichkeit nicht kannte
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste
So, wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen,
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigentümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!" —
„„Willst du, mißgestalt'tes Ungeheuer"",
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!""
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen, schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.

Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildnis brachte.
Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Mut und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle;
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„„Freund, im Walde hab' ich mich verirret"",
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' Euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.""

„Kommt herein!" versetzt der Unbekannte,
„Wärmt Euch! noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirt der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.

Höflich dankte fein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirte
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch beſſ're Menschen!"
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Seume.

28. Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt, wie er sich bei so vielen Drangsalen des Lebens immer solchen Gleichmut bewahren könne. Er antwortete: „Das kommt daher, dafs ich meine Augen wohl in acht nehme; denn alles Böse kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute". Auf die weitere Frage, wie er das mache, sagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an das Geschäft und unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge. Erstens hebe ich sie gen Himmel und erinnere mich, dafs mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sei. Zweitens senke ich sie zur Erde und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab darin zu finden. Drittens endlich schaue ich mich um und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer ergeht als mir. Auf diese Art getröste ich mich alles Leides und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott."

Berthold Auerbach.

29. Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Mutes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Teil,
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n,
Ich seh' die goldne Saat:
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm
Und wünsche jedem guten Tag,
So herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönen jedem Ohr.

Noch leuchten Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein holder Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

Uhland.

30. Die Wohlthaten.

1. „Hast Du wohl einen größeren Wohlthäter unter den Tieren als uns?“ fragte die Biene den Menschen.

„Jawohl“, erwiderte dieser.

„Und wen?“

„Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir notwendig, und Dein Honig ist mir nur angenehm.“

2. „Und willst Du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größeren Wohlthäter halte als Dich, Biene? Das Schaf schenkt mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn Du mir Deinen Honig schenkst, muß ich mich noch immer vor Deinem Stachel fürchten.“

Gotthold Ephraim Lessing.

31. Der heiligen Elisabeth Rosen.

Elisabeth, die fromme Landgräfin von Thüringen, war eine Mutter der Armen; täglich ging sie hinaus vor das Schloß, wo die Armen, die Lahmen und Blinden ihrer warteten, und verteilte unter sie Speisen und

Gaben, nachdem jedermann not war. Aber ihre Schwiegermutter, die verwitwete Landgräfin Sophie, nahm daran ein Ärgernis und redete ihrem Sohne Ludwig ein, solches Thun wolle einer Fürstin nicht geziemen; darum solle er es seiner Gemahlin wehren. Als nun wieder eines Tages Elisabeth durch das Burgthor schüchtern hinausschritt und hatte ein Körblein mit Broten, Eiern und anderen Speisen unter dem Mantel am Arm, trat ihr der Landgraf, welcher just aus der Stadt Eisenach den Schloßberg herauf kam, entgegen und fragte sie barsch: „Was trägst Du da?“ — Elisabeth erbebte und konnte kein Wort sprechen. „Zeige her!“ sprach der Landgraf und hob den Deckel vom Korbe — und siehe, da war der Korb mit eitel Rosen angefüllt. Da stand der Fürst beschämt vor seinem frommen Gemahl und merkte die Weisung des Himmels, daß er das mildthätige Herz seiner Gattin nicht wieder in die Versuchung führen sollte; und hinfort, wenn seine Mutter wieder gegen die Freigebigkeit ihrer Tochter sich auslassen wollte, als werde sie damit ihn selbst noch zum armen Manne machen, sprach er: „Laßt sie gewähren! Wenn ich nur Wartburg, Eisenach und Neuenburg behalte, so habe ich genug.“

32. St. Makarius († 394).

Zum Abt Makarius wohlbetagt
Tritt einst ein Landmann ein und sagt:
„Nimm, frommer Vater, die kleine Gabe,
Die ich für Dich gesparet habe,
Zu Deiner Erquickung und milden Labe.“
Und reicht ihm drauf, mit treuem Sinn,
Eine schöne große Weintraube hin.
Makarius freut sich, sagt ihm Dank,
Und jener geht nun seinen Gang.
Da der Abt allein ist, fällt ihm bei,
Daß nebenan ein Bruder sei,
Einer schweren Krankheit kaum entkommen:
„Dem wird die Traube mehr noch frommen,“
Spricht er und geht und sie ihm reicht.
Der freut sich drob und Dank bezeigt.
Doch wie er sie nun kosten will,
Der Abt ist fort, so steht er still,
Schüttelt das Haupt und fängt dann an:
„Ei, ei, wär' das auch recht gethan?
Du bist ja ziemlich wieder genesen,
Für dich ist die Traube nicht gelesen;
Doch drüben liegt einer im heißen Fieber,
Den soll sie kühlen! trag sie hinüber!“
Drauf tritt er bei dem Kranken ein

Und bringt ihm freundlich den süßen Wein.
Der freut sich sehr, bezeigt seinen Dank,
Und der andre geht nun seinen Gang.
Jetzt jener schon ein Beerlein berührt;
Doch schnell zurück er den Finger führt;
„Nein", spricht er, „von so köstlicher Frucht
Sind uns're Zellen nur selten besucht.
Nein, diese allein genießen muß
Unser frommer Abt Makarius!" —
Sobald nun ausgetobt das Fieber,
Schleicht er an seiner Krücke hinüber,
Und, ohne daß es ihm bekannt,
Er seine Traube derselben Hand,
Von der sie ausgegangen, reicht.
Makarius blickt empor und schweigt;
Doch seine Freudenthränen rinnen;
Dann hört man ihn dies Wort beginnen:
„Du Gott der Liebe, gepriesen seist,
Daß sich Dein liebend heil'ger Geist
An meinen Brüdern so schön erweist!
Er bleib' ihr Teil! dann — wie Du willt,
In ihm ist all' mein Sorgen gestillt,
Mein Tagewerk auf Erden erfüllt;
Dann ruf' mich bald zu Deinem Frieden!"
Und beides hat ihm der Herr beschieden. Rochlitz.

33. Mitleid im Winter.

1. In meinem Stübchen ist's bequem,
Ist's lieblich, hübsch und angenehm;
Doch manche Mutter, Gott erbarm!
Nimmt's Kindlein nackend auf den Arm;
Sie hat kein Hemd, hört's kläglich schrein
Und wickelt's in die Schürze ein.

2. Sie hat kein Holz, sie hat kein Brot
Und klagt dem lieben Gott die Not.
Friert's noch so stark, das Mutterherz
Taut doch die Thränen auf im Schmerz.
Der Winter ist ein rauher Mann;
Wer nimmt sich doch der Armen an?

3. Geh hin und bring der armen Seel'
Ein weifses Hemd, ein Säcklein Mehl,
Ein Bündchen Holz, und sag' ihr dann,
Dafs sie auch zu uns kommen kann,
Um Brot zu holen immer frisch;
Und dann deck auch für uns den Tisch!

Johann Peter Hebel.

34. Die übergoss'n Alm.

Balsd' aufi steigst zum Blimbachthor,
Da sichst den ewig'n Schnee;
Wo dort jetz' all's d'erfror'n, is sunst
Wohl g'stand'n schöner Klee
Und Woad für vieli hundert Küh',
An' Alm, wie koani mehr;
Does aber is vor alters g'west
Und is scho' hübsch lang her.
Und selm, da hab'n Diendl'n g'haust
Auf dera Alm da drob'n,
Die san wohl g'west gar schö' und reich,
Sunst weiter nit viel z'lob'n.
Sie hab'n a' lusti's Leb'n g'führt.
Denn was die Alm' d'ertrag'n,
Wie Milch und Kaas' und Butter g'west,
Dees ko' ma' gar nit sag'n;
Und weil's halt so d'ergeb'n hat,
San d'Diend'ln fürnehm wor'n
Und übermüthi', wie's halt geht,
Voll Hoffart hint' und vorn',
Und hamm die Küh' mit Glockna ziert
Vo' Silber, Narr, a Pracht,
Und d'Stier' die Horn auf's schönst' vergold't,
Und selli Sachan g'macht.
Und Wein vo' Salzburg faßlweis
Hamm s' in die Keller g'habt;
Da hat an diem a' Jagabua
Sei' Noag'l eini g'schnappt.
Statt aber, daß s' a' 'was d'erkennt
Und bet't hätt'n fruh und spat,
Hamm s' nie an unsern Herrgott denkt,
Nie dankt für so viel Gnad'!
Amal in ihnern Übermut
Hamm s' gar a' Straß'n g'macht
Vo' lauter Butter über 'n Berg
Und hamm d'rauf tanzt und g'lacht,
Und daß der Teufi aa' 'was hätt',
Hamm s' gmoant, so soll er s' hab'n
Die Straß'n, frißt er s' über Nacht
Mit seini Brüderln z'samm;
Dös hab'n s' g'juxt und g'ruafa laut
Hi' geg'n die Teufelshorn
Und g'schrie'n: „du, luus' auf da drent
Mit deine lange' Ohr'n!"

Und hamm so furt tho', bis die Stern'
Am Himmi scho' zum seg'n,
A' sellas Volk is kam amal
Mehr auf 'ra'n Alm g'leg'n
O Übermut, du findst dei' End,
Du findst es oft gar g'schwind —
Um zwölfi nachts an's Fenster stößt
Und pfeift a' scharfa Wind,
Und wie wann oana sterb'n thaat,
Hat's nacha draußtn tho',
A' schreckli's Seufz'n hat ma g'hört,
(An' dieweiln hört ma's no),
Und d'rauf a Sturm is 'rüber g'sauft
Von Funt'ntauern her,
So schiech, als waar's lebendi' wor'n
In groß'n stoanern Meer,
Als schlüg'n d' Fels'n ananand,
Wie Well'n, grausi schwaar,
Als wann der Teufi mit der Höll'
Da aufi komma waar.
Und kracht und dunnert hat's, als wann
Der Watzmann sturzet ei',
Als kaam vom Himmi a' Lawin'
Und schlüg' in d'Alm n'ei! —
O heilige Muatta, steh' uns bei,
O schauderhafti Nacht!
Da hat wohl all's in Berg und Thal
Mit Angst und Bet'n g'wacht.
Und wie der Tag na' komma is,
Ko' so was Grausi's g'scheg'n?
Schau d'Alm und d'Sennderine' d'rauf,
Koa Mensch hat s' nimmer g'seg'n;
In Schnee und Eis san's g'west vergrab'n
Mit Hütt'n, Kuh und Kalb'n.
D'rum hoaßt mar's aa no' heuntigs Tags
Die übergoss'n Alm.
Und is die Alm a Zoacha, gel',
Wie's geht mi'n Übermuat
Und wann ma', blind vor lauter Glück,
Auf Gott vergess'n thuat.

Kobell.

35. Warum und wie man das Alter ehren soll.

„Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen!" heißt ein Spruch der alten Griechen, zu deren wichtigsten Geboten die „Ehrfurcht vor dem Alter" zählte. In unserer Zeit erfährt dieses Gebot nicht die Beherzigung, die ihm gebührt. In der engeren Familie, wie in der weiteren Gesell-

schaft erleben wir Beispiele von Mißachtung, deren sich die Jugend gegen das Alter schuldig macht. Ungehorsam und Geringschätzung der Kinder gegen ihre Eltern, verletzende Behandlung der Groß- und Schwiegereltern, vorlauter Widerspruch gegen den Rat erfahrener Greise, das sind Erscheinungen, die wir an jedem Tage und in allen Schichten der Gesellschaft finden können. Und doch, welch ein Unrecht begeht die Jugend, wenn sie sich so am ehrwürdigen Alter versündigt!

Wie vieles hat das Alter vor der Jugend voraus! Ein hohes Alter wurde im alten Bunde als ein Segen Gottes gepriesen. Wer möchte dem seine Ehrfurcht versagen, den Gott gesegnet hat? — Viele Schicksale hat das lange Leben gebracht, Schicksale, die zur Prüfung, zur Läuterung des Menschen dienten, der sie erlebte. Ehrfurcht also vor dem Wesen, das Gott geläutert hat! Ehrfurcht vor dem Geprüften, dessen Kraft sich bewährte in Fällen, von denen keiner weiß, ob er in ihnen bestehen wird!

Reich an Erfahrungen ist der Greis aus dem Kampfe des Lebens hervorgegangen, und nur, wer Erfahrungen gesammelt, ist eines richtigen Urteils fähig. Manche deiner tollen Meinungen, manchen deiner stolzen Träume, junger Mensch, kann der Greis belächeln, weil er aus Erfahrung weiß, wie sie das Leben ändern und zerstören wird. Indem er aber seine Erfahrungen nutzbringend zum Wohle anderer verwertet, erwirbt er sich Verdienste um die Menschheit, welche ihn weit über die Jugend stellen, ihn auch zu ihrem Wohlthäter machen.

Was im Staatsleben, in Kunst und Wissenschaft Großes geleistet wurde, die Alten, die Erfahrenen haben den größten Teil daran, und wir müssen dies dankbar anerkennen.

Die Prüfungen des Lebens zehren am Lebensmarke, und es ist eine Naturnotwendigkeit, daß die Kräfte alternder Menschen abnehmen, daß der Greis mit jedem Jahre schwächer und hilfloser wird.

Anstrengungen aller Art, Kummer, Krankheit haben sein Haar gebleicht, seinen Körper geschwächt. Sind aber Schwäche und Hilflosigkeit des Nächsten ein Grund, ihn zu mißachten? Verpflichten sie uns nicht vielmehr zu mitleidigem, liebevollem Entgegenkommen?

Je mehr der Körper des Greises zerfällt, um so näher kommt seine Seele dem Ziele, dessen Erreichung wir alle erhoffen — der Anschauung Gottes. Wie ehrwürdig muß uns das Alter auch deshalb erscheinen!

Siehe, wie viel Ursache wir haben, es zu ehren!

Die Pflichten, die uns daraus erwachsen, sind nicht schwer zu erfüllen. Die Achtung vor dem Alter gebietet in erster Linie Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen die Eltern. Leider schwinden sie immer mehr

aus dem Pflichtbewußtsein besonders der erwachsenen Kinder. Die alten Eltern werden als ein notwendiges Übel im Hause betrachtet; das schlechteste Stübchen wird ihnen eingeräumt; das Notwendigste wird ihnen kaum oder nur mit Unwillen gereicht; jede schlechte Laune müssen sie entgelten; kleine Unvorsichtigkeiten und Wunderlichkeiten, wie das Alter sie mit sich bringt, werden lächerlich gemacht oder zu den größten Verdrießlichkeiten aufgebauscht durch die Ungeduld der Kinder gegen die mit ihren Schwächen einst so geduldigen Eltern. Weder Glück noch Friede kann gedeihen, wo das vierte Gebot solche Mißachtung erfährt. Welch ein schöner Geist herrscht dagegen in einem Hause, wo Kinder und Enkel das Alter ehren! Da sind die Eltern die vertrauten, liebevollen Berater der Kinder; die Großeltern sind der ehrwürdige Mittelpunkt der Familie; in Friede und Freude bringen sie ihre letzten Tage hin, welche die Dankbarkeit der Kinder verschönert, und manchen stillen Segen wissen sie über den Familienkreis zu verbreiten. Der zu Ämtern und Würden emporgestiegene Sohn ehrt im schlichten Mütterlein die Urheberin seines Glückes; die Tochter versagt sich manches Vergnügen, manchen Prunk, um den alten Eltern den Lebensabend durch diese und jene Annehmlichkeit zu verschönern.

Achtung vor dem Alter gebietet ferner ein bescheidenes Benehmen gegen Vorgesetzte und gegen ältere Personen, welche unserem Wirkungskreise mit angehören. In allen Lebenslagen handelt die Jugend thöricht, wenn sie sich dem Alter gegenüber durch Selbstüberhebung geltend zu machen sucht. —

Achtung vor dem Alter gebietet der Jugend angemessene Zurückhaltung der eigenen Meinung, wenn sich ältere Personen in der Gesellschaft befinden. Die dankbare Entgegennahme eines auf Erfahrung gegründeten Rates gereicht weit mehr zur Zierde und zum Nutzen, als rechthaberisches Aufblähen und eigensinniges Beharren auf einer unreifen Ansicht.

Achtung vor dem Alter gebietet freundliches, rücksichtsvolles Entgegenkommen, wenn ältere Personen eines Dienstes oder einer Unterstützung bedürfen. Es bietet sich täglich Gelegenheit dazu im Familien-, wie im öffentlichen Verkehre. Wie leicht verzichtet die Jugend auf eine Bequemlichkeit, welche dem Alter eine Wohlthat ist!

Die Verheißung, welche dem vierten Gebote angefügt ist, gilt im weitesten Sinne für das Gebot: „Ehre das Alter!“ Und nichts ist natürlicher, als daß seine Übertretung sich rächen muß, weil das böse Beispiel, welches wir dadurch geben, in denen fortwirkt, die es nachahmen werden, wenn wir zu Alten geworden sind.

36. Aus dem Walde.

1. Mit dem alten Förster heut'
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut'
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

2. Golden floß ins Laub der Tag;
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast, als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

3. Und wir kamen ins Revier,
Wo, umrauscht von alten Bäumen,
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

4. Feierlich der Alte sprach:
„Siehst Du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

5. Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

6. Was uns not ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

7. Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

8. Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke.

9. Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

10. Und ihr Enkel, still erfreut
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut'
An die Väter will gemahnen."

11. Wie verstummend im Gebet,
Schwieg der Mann, der tief ergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

12. Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten:
Aber in den Wipfeln ging's,
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

(Geibel.)

37. Der alte Baum.

In dem heimlichen Stübchen, wo lustig am Webstuhl und Haspel
Mutter und Tochter beschäftigt waren, im Garten der Knabe,
Safs Grofsmütterlein hiner dem Tisch; das Betbuch lag vor ihr
Und die Brille daneben. Vom Lesen und Sitzen ermüdet,
Nickte zuweilen sie ein, zuweilen schlich auch ein Seufzer
Über die Lippen; er sprach: „O Herr! wann kommet mein Stündlein?“

Und die sinnige Tochter bemerkte die trübere Stimmung
Der Geliebten und trat, sie freundlich ermunternd, zu ihr.
„Mütterlein“, sprach sie, „es lacht so herrlich der Abend; es stehen
Äcker und Matten so schön; mit Früchten prangen die Bäume.
Komm ins Freie! Wir geh'n um unser Gärtchen und weiter,
Wenn dir das Gehen behagt; es stärket die Luft Deine Kräfte,
Und, ein wenig ermüdet, schläfst Du dann sanfter und länger.
Stütze Dich ruhig auf mich, wenn Dir Dein Stab nicht genüget,

Und erzähle mir dann von alten Zeiten; ich höre
Gar so gerne Dir zu; denn munterer wirst Du dann immer.“

Und Groſsmütterlein drückte mit zitternden Händen dem Mädchen
Seine Rechte, die es ihr bot zum leichteren Aufsteh’n,
Tief erkennend sein zartes Gefühl, und hob sich vom Stuhle;
Und mit langsamen Schritten durchwandelten sie nun die Matte
Mit dem üppigen Gras, den Acker mit nickenden Halmen.
Und der muntere Knabe umhüpfte die beiden und brachte
Bald einen Apfel herbei, den er am Boden gefunden,
Das Groſsmütterchen bittend, sich mit der Speise zu laben,
Oder er holte zum Riechen ihr freundlich die Blüte der Bohne,
Oder er sprach zu ihr: „Ach, hör, wie die Grasmücke zwitschert!
Sieh doch, sieh doch am Teich, wie lustig die Mücken dort tanzen!“
Aber Mütterchen wischte aus ihrem Aug’ eine Thräne;
„Guter Knabe“, sprach sie, „Dein Wille ist freundlich, doch zeigt er
Mir in ernster Gestalt, was ich geworden: ein armes,
Hilfsbedürftiges Weib, sich selbst und anderen lästig.
Deine Freuden, die einst auch meine waren, ergötzen
Meine Sinne nicht mehr; ich kann die Frucht nicht genieſsen.
Deine würzigen Blumen, sie duften mir nimmer; der Grasmück’
Lieblich tönendem Lied sind meine Ohren verschlossen;
Ach! und so manches, das einst mein Aug’ erfreute, das bleibt nun
Diesem Sinne entrückt! — Bald werd’ ich in allem ein Fremdling,
Der nach der Heimat sich sehnt, weil hier sein Wirken vorbei ist!“

Aber herzlich umfing die Klagende jetzo das Mädchen.
„Rede vom Sterben mir nicht“, sprach sie, „Du betrübst mir die Seele;
Rede von nutzlosem Leben mir nicht, noch wirkst Du so vieles!
Sieh den gebrechlichen Baum, auch ihn hat das Alter gebogen;
Aber Dankbarkeit verleiht ihm die nötigen Stützen;
Denn er hat uns so lange mit seinem Segen bereichert,
Und noch jetzo erfreut er uns mit den edelsten Früchten.
Gleichest dem Baume Du nicht, lieb Mütterchen? Denke, wie vieles
Danken die Aelteren Dir, wie vieles der Aelteren Kinder!
Dich auch hat nun das Alter gekrümmt; doch stellt sich jedes
Gern als Stütze Dir hin und sucht Dich vor Schaden zu schützen,
Und Du lohnst, wie der Baum, uns mit den edelsten Früchten
Der Erfahrung und gibst sie so gerne, da Liebe nicht altert.“

Heiter lächelte wieder die alte Mutter und sagte:
„Habe Dank, meine Tochter, Du machst mir leichter und wohler!
Wirken die Hände nicht mehr, so wirkt doch ein liebendes Herz noch.
Treu erteil' ich euch Lehren und Räte, und segne der Herr sie!"
Ruhiger kehrte sie dann zur Heimat wieder; es hatte
Sie die freundliche Rede der guten Tochter getröstet.

J. M. Usteri.

38. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.

»Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.« Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so gegangen. Es haben viele fleifsige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

Hebel.

39. Wie die Arbeit, so der Lohn.

Sprichwörter hört man im Leben häufig, und in den mannigfachsten Verhältnissen finden sie ihre Anwendung. Ohne Zweifel läßt sich auch durch den kurzen und bündigen Ausdruck eines Sprichwortes nicht selten eine Wahrheit treffend und scharf bezeichnen. Doch nicht alle Sprichwörter sind wahr, manche geradezu falsch, wie z. B. „Einmal ist keinmal!" denn einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich, wie Hebel sagt, „nichts abmarkten". Andere sind nur halbwahr, wie jenes: „Kommt der Tag, so bringt er Plag'!" aber sehr viele haben doch die volle Wahrheit für sich, und zu diesen rechnen wir auch: „Wie die Arbeit, so der Lohn!"

Was will aber diese sprichwörtliche Behauptung sagen? Ähnliches, wie uns die Worte der heiligen Schrift zu Gemüte führen: „Was der Mensch säet, das wird er ernten!" Schon in den Verhältnissen des Menschen zur Natur finden wir diese Wahrheit bestätigt. Das wohlbestellte Feld gibt reichliches Brot seinem Bebauer und füllt die Scheune des fleißigen Landmanns, während der vernachlässigte Acker dem Müßiggänger Dornen und Disteln trägt; die sorgfältig gepflegte Rebe krümmt sich unter der Fülle saftiger Trauben; der wohl gezogene Baum beugt sich unter der Schwere goldener Früchte; die gut genährte Herde der Schafe und Rinder wird Quelle des Wohlstandes für ihren Besitzer, während die darbende nur kärglichen Gewinn hoffen läßt.

Schärfer noch tritt die Wahrheit: Wie die Arbeit, so der Lohn! in den Verhältnissen des Menschen zu seinesgleichen hervor. Nach dem Maße der Brauchbarkeit belohnt der redlich denkende Herr seinen Diener. Den treuen schätzt er und versorgt ihn auch in den Tagen seines Alters, während der gewissenlose Knecht, des Dienstes entlassen, endlich vor den Thüren sein Brot erbetteln muß. Der fleißige und gewissenhafte Arbeiter wird als solcher bald erkannt, gesucht und mit reichlicherem Taglohn bedacht, als der nachlässige. Der geschickte Gewerbsmann findet Absatz für seine Erzeugnisse, während die schlechten Waren eines Pfuschers den Markt nicht behaupten können. Der Kaufmann, welcher mit „gerechter Ware" umgeht, bringt in der Regel sein Geschäft in Schwung; denn jedermann schenkt ihm Vertrauen.

Nicht anders ist es auch in der sittlichen Welt. „Unglück verfolget die Sünder, aber den Gerechten wird Gutes vergolten!" — Und doch, höre ich sagen, bleiben gar viele edle Thaten unerkannt; oft wird Gutes mit Bösem belohnt, und mancher verruchte Bösewicht wandelt ungestraft des Lasters Bahn! Mag dies auch also scheinen: in Wirklichkeit verhält es sich anders. Oder trägt denn nicht der Bösewicht schon das beschämende und strafende Bewußtsein in sich, wie der Gerechte das beseligende Gefühl des Friedens? Ist denn, was menschlichen Augen verborgen ist, nicht klar und entdeckt vor dem Auge Gottes, und wird er, der gerechte Richter, nicht einst einem jeglichen geben, danach er verdient hat? Ja, unser ganzes Leben ist die Saat, der eine ewige Ernte folgen wird, und wer hienieden noch zweifelte, in jenem Leben wird er, sein Urteil vernehmend, sich selber zurufen: „Wie die Arbeit, so der Lohn!"

Ringler.

40. Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armut nicht hinein.

Das Frühjahr war einst wie immer gekommen; die Felder waren bestellt worden; aber der Sommer und der Herbst brachten keine Früchte. Es war Mißwachs gewesen, und man mußte eine Hungersnot befürchten. Aus anderen Gegenden wurde zwar Getreide herbeigebracht; aber alle Hilfe aus der Ferne konnte doch den großen Mangel nicht ganz ersetzen, und alles, was man kaufen mußte, hatte einen sehr hohen Preis. Die Familienväter, welche Frau und Kinder ernähren sollten, waren in großer Not; denn was sie verdienten, reichte nicht wie sonst zur Anschaffung von Lebensmitteln, und dazu stand der Winter vor der Thür.

Zu den armen Leuten, welche mit Bangen einem schweren Winter entgegensahen, gehörte auch Vater Matthias. Er war ein Maurergeselle und ein Mann in den besten Jahren. Seine Frau hatte früher lange

Zeit als Köchin gedient und hielt das Hauswesen durch Fleiß und Sparsamkeit zusammen. Von ihren vier Kindern war das älteste, ein Mädchen, 14 und das jüngste 4 Jahr. Bei guter Zeit hatte die Familie immer ihr tägliches Brot gehabt, nun aber war weder Arbeit noch Verdienst. „Ach, die große Not!“ rief eines Tages Frau Johanne, „nun müssen wir unsere Betten verkaufen, unsere Wäsche und alles, was wir uns angeschafft haben, nun werden wir arme Bettelleute werden“. Vater Matthias schritt in der Stube auf und ab und sprach kein Wort; die Kinder standen alle traurig da; das Weinen war ihnen nahe. Das ging so eine Weile, dann sagte Vater Mathias: „Es ist schwere Zeit jetzt; aber der liebe Herr Gott lebt ja; es wird besser werden. Freilich, so lange die Not da ist, müssen wir uns tüchtig zusammennehmen, um durchzukommen. Ich habe mir die Sache überlegt, und da ist's mir klar geworden: Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armut nicht hinein; wir wollen alle fleißig sein, auch ihr, Kinder, sollt mit an die Arbeit. Mit meinem Handwerk kann ich jetzt nichts verdienen; aber unser König läßt jetzt Eisenbahnen bei uns bauen, um den Leuten Arbeit zu geben, da will ich hin und mich melden. Du, liebe Frau, hast, ehe wir uns verheirateten, lange Zeit als Köchin gedient, wie wäre es, wenn du für die Zeit der Not wieder einen Dienst suchtest?“ Johanne antwortete auf diesen Vorschlag: „Es wäre mir schon ganz recht; aber was sollte denn aus unsern vier Kindern werden, wenn sie ohne Vater und Mutter zurückblieben?“

„Daran habe ich wohl gedacht“, sprach Vater Matthias. „Unsere Karoline ist aus der Schule entlassen; wir vermieten sie als Kindermädchen. Den Peter nehme ich mit mir; er ist ein kräftiger Bursche; er muß mit zur Eisenbahn, wird schon Arbeit dort finden. Unser Hannchen ist zwar erst 8 Jahr alt; aber sie leistet doch schon der Frau Pastorin allerlei kleine Dienste und verdient sich monatlich einen halben Thaler. Wir wollen die Frau Pastorin bitten, die Hanne ganz zu sich zu nehmen und ihr anstatt des Geldes Kost zu geben. Das kleine Minchen geben wir zu meiner Schwester, die wird für das Kind sorgen; natürlich bezahlen wir es ihr.“

Es geschah nun alles so, wie Matthias seinen Plan gemacht hatte. Die Hausgeräte wurden dem Hauswirt in Verwahrung gegeben; es brauchte nichts von den Sachen verkauft zu werden. Ein ganzes Jahr verging. Nach dem kalten Winter kam der milde Frühling und mit ihm die Zeit der Aussaat. Die Felder wurden wieder bestellt. Dann kam der warme Sommer mit Sonnenschein, Regen und Tau, und der Herbst kam, und des Herrn Segen schenkte eine reiche Ernte.

Nun kehrte Vater Matthias wieder heim mit seinem Peter; auch seine

Frau kam zurück, und die drei Mädchen wurden wieder ins Vaterhaus geholt. Allen war es gut gegangen; denn alle waren fleißig gewesen, und das kleine Minchen, das noch nicht hatte arbeiten können, hatte wenigstens durch Gehorsam seine Pflicht gethan. Als alle wieder glücklich beisammen waren, sagte Vater Mathias zu seinen Kindern: „Kinder, ihr habt eine ernste Zeit der Not durchgemacht; laßt sie euch zur Lehre dienen! Gott verläßt niemand, und wer sich fügen will, dem kommt Hilfe, und das ist auch gewiß wahr: Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armut nicht hinein.“ Nach Thekla v. Gumpert.

41. Vom Arbeitslohn.

Mit der Arbeit verhält es sich im Grunde nicht anders als mit der Ware; auch sie ist abhängig von Angebot und Nachfrage; Arbeitgeber und Arbeitnehmer stehen zu einander in einem ähnlichen Verhältnisse, wie Verkäufer und Käufer. Der Arbeiter bietet seine Arbeit an; der Arbeitgeber sucht sie. Es leuchtet demnach ein, daſs auch der Lohn für die Arbeit (der Preis derselben) von Angebot und Nachfrage abhängig ist. Bedarf ein Arbeitgeber vieler Arbeiter und sind diese nicht zahlreich vorhanden, so werden sie höhere Forderungen stellen können, und der Arbeitgeber wird höheren Lohn gewähren müssen; umgekehrt, findet sich ein Überfluſs von Arbeitern, so werden sie auch billiger zu haben sein. Daſs auſserdem der Lohn auch noch von den Leistungen abhängt, lehrt ohnehin die tägliche Erfahrung. Ein Packträger, Straſsenkehrer, Mörtelträger u. s. w. wird nicht jenen Lohn beanspruchen können oder erhalten, wie ein Uhrmacher, ein Graveur, ein Kunsttischler. Warum? Weil die von den erstgenannten zu verrichtenden Arbeiten wenig Geschicklichkeit, also keine besondere Vorbildung erfordern und deshalb von den meisten Leuten leicht verrichtet werden können, während die der letztgenannten eine Ausbildung voraussetzen, die nur wenige sich erworben haben. Derartige Vorbildung fordert aber nicht nur Zeit und Kraftaufwand, sondern auch Opfer an Geld, welche später durch den Arbeitsertrag wieder ersetzt werden müssen. Darum wird auch die geistige Arbeit besser bezahlt, als die bloſs körperliche.

Innerhalb derselben Beschäftigungsart ist dann der Lohn auch verschieden nach der individuellen Leistung des einzelnen. Ein Schneidergeselle, welcher besser, schöner und rascher arbeitet, erhält mehr Wochenlohn als ein anderer, der in seinen Leistungen

hinter jenem zurückbleibt. Bei vielen Geschäften ist die Löhnung nach Stück und nicht nach Zeit eingeführt, so daſs es in die Hand des Arbeiters selbst gegeben ist, sich einen höheren Lohn zu erwerben. Der Lohn, den der Unternehmer seinen Arbeitern gewährt, wird ferner bestimmt durch den Preis und den Absatz des gefertigten Artikels. Denn eigentlich verbinden sich Unternehmer (Kapitalist) und Arbeiter zur Erzeugung von Waren, und der Gewinn sollte sich auch unter beide teilen, da die erzeugte Ware als Eigentum beider zu betrachten ist. Die Sache verhält sich aber in Wirklichkeit doch einigermaſsen anders. Für die meisten Unternehmungen ist ein Anlage- oder Betriebskapital erforderlich, zu dem der Arbeiter nichts beitragen kann, sondern das der Arbeitgeber allein beschaffen muſs. Ferner kann eine erzeugte Ware oft nicht gleich, ja manchmal oft erst nach langer Zeit verkauft werden. Der Arbeiter aber kann so lange nicht zuwarten. Er muſs also die Arbeit dem Unternehmer allein überlassen, der damit auch das alleinige Wagnis für den Absatz übernimmt. Der Arbeiter begnügt sich mit einer Abfindung, die nach gegenseitigem Übereinkommen ihm in der Form des Lohnes gewährt wird. Abgesehen von der Verzinsung des Anlage- und Betriebskapitals, muſs der Unternehmer auch einen Gewinnanteil für seine Arbeit inanspruch nehmen. Gestaltet sich der Absatz der Ware günstig, so wird auf den Unternehmer allerdings ein verhältnismäſsig groſser Gewinnanteil treffen, und es erscheint in diesem Falle der Arbeiter im Nachteil. Allein wenn der Absatz ein ungünstiger ist, hat der Unternehmer auch allein den Verlust zu tragen; denn der Arbeiter hat seinen Gewinnanteil schon zum voraus empfangen. Es halten sich also für beide Teile Vor- und Nachteile die Wage.

Nach „Volkswirtschaft für jedermann.“

42. Die Familie Fugger.

Der Stammvater der Familie Fugger, die noch jetzt als Grafen und Fürsten weitläufige Güter in Bayern und Württemberg besitzt, war Hans Fugger. Als armer, aber rühriger Webergeselle kam er nach Augsburg, erlangte durch Verheiratung mit einer Bürgerstochter das Bürgerrecht und wurde nach Verfertigung eines wohl gelungenen Meisterstücks in die Weberzunft aufgenommen. Durch Fleiß und Geschicklichkeit, durch einen tadellosen, ehrbaren Lebenswandel erwarb er sich bald die Zuneigung und Achtung seiner Mitbürger, so daß ihn die Weberzunft sogar zu ihrem Vertreter in den Stadtrat erwählte. Es war aber dieses Amt um so ansehnlicher, als die Weberzunft gerade in Augsburg die höchste Geltung unter den Zünften

genoß. Nächst der Bedeutung, welche der Betrieb ihres Handwerks für ihre Vaterstadt hatte, schrieb sich diese Geltung noch aus den ältesten Zeiten her. Die Weber rühmten sich, in der ewig denkwürdigen Schlacht auf dem Lechfelde, durch welche der große deutsche Kaiser Otto I. die Ungarn aus Deutschland vertrieb, von einem mächtigen Heerführer dieses wilden Volkes einen Schild erbeutet zu haben. Zur Belohnung ihrer Tapferkeit, erzählten sie weiter, habe ihnen der Kaiser diesen Schild als Wappen geschenkt, und sie trugen denselben von Zeit zu Zeit in prunkhaftem Aufzuge durch die Stadt.

Im Jahre 1409 starb Hans Fugger und hinterließ ein Vermögen von 3000 Gulden, das er sich durch seinen Fleiß und seine Gewandtheit erworben hatte. Es war dies aber für jene Zeit eine ansehnliche Summe, da die reichen Goldgruben der neuen Welt noch nicht geöffnet waren und die Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse noch einen unglaublich niederen Preis hatten.

Die Söhne setzten das Geschäft ihres Vaters fort und mit so viel Glück und Geschick, daß sie nur die reichen Fugger genannt wurden. Das Ansehen und der Reichtum der Familie wuchs fortwährend. Schon um das Jahr 1500 war nicht leicht ein befahrener Weg zur See oder zu Land, worauf nicht Fugger'sche Waren befördert wurden. Unter der Erde arbeitete der Bergmann für die Fugger, auf derselben der Fabrikant. Schon 1448 liehen sie den damaligen Erzherzögen von Österreich, dem Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht 150000 Gulden. Hundert Jahre nach dem Tode des Webers Hans Fugger waren seine Enkel die reichsten Kaufleute in Europa; ohne ihre Geldhilfe vermochten die mächtigsten Fürsten dieses Erdteils keine nur irgend bedeutende Unternehmung zu vollführen, und ihre Familie war mit den edelsten Geschlechtern Deutschlands verwandtschaftlich verbunden. Auch erhob Kaiser Maximilian I. sie in den Adelstand und verlieh ihnen die ehrenvollsten und vorteilhaftesten Freiheiten und Rechte.

In wohlthätiger Sorge für die Not der Dürftigen zeichneten sich die Fugger stets aus. So erkauften sie schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts in der Jakobsvorstadt einen großen Platz nebst einer Anzahl von Gebäuden, ließen diese niederreißen nnd 51 Häuser mit 106 Wohnungen erbauen, in denen arme Bürger Augsburgs für den geringen Mietzins von jährlich zwei Gulden ein bequemes Unterkommen fanden. Diese ganze Anstalt bildet so zu sagen eine eigene Stadt; sie hat drei Haupt- und drei Nebenstraßen, drei Thore und eine eigene Kirche und ist noch jetzt unter dem Namen „die Fuggerei“ eine Merkwürdigkeit Augsburgs und eine Wohlthat für dessen Bürger.

Den Reichtum, Geschmack und die Prachtliebe der Fugger zeigte vor allem die äußere und innere Einrichtung ihrer palastähnlichen Häuser, welche die höchste Zierde ihrer Vaterstadt wurden. Die Fugger'schen Häuser waren mit Kupfer gedeckt und von außen mit Bildern auf nassen Wurf bemalt. In- und ausländische Baumeister und Künstler waren bei diesen Bauten thätig. Noch bewundert man die künstliche Schreiner- und Schlosserarbeit an und in den ehemaligen Fugger'schen Behausungen.

Unter Karl V. drang der Ruf der Fugger'schen Reichtümer bis in das ferne Spanien, wo das Sprichwort entstand: Er ist so reich, wie ein Fugger. — Ja, der Kaiser selbst soll, in gerechtem Stolze auf solche Unterthanen, als man ihm den königlichen Schatz zu Paris zeigte, ausgerufen haben: „In Augsburg habe ich einen Leineweber, der das alles mit Gold bezahlt." Hatte ihm doch auch, wie eine Sage erzählt, dieser Leineweber, der Graf Anton, einen großartigen Beweis seines Reichtums gegeben. Als Karl V. von seinem Zuge nach Tunis im Jahre 1535 zurückkehrte, beehrte er den Grafen Anton mit seinem Besuche. Da ließ der reiche Fugger den Kamin in des Kaisers Zimmer mit Zimmtholz heizen und warf selbst eine bedeutende Schuldverschreibung seines hohen Gastes in das kostbare Feuer.

„Und dieses Feuerlein dünkte dem Kaiser gar lustig", bemerkt der Chronist.

43. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: Manches glänzt nicht, und ist doch Gold, und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden; ein ruhiges Herz und ein gut Gewissen glänzen auch nicht und sind noch mehr als Goldes wert. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe einen ganzen Scheffel Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. „Das Dukatenmaß," sagte er, „ist kleiner als das Fruchtmaß."

Hebel.

44. Von Versicherungen.

Ein großer Mangel an Einsicht und Vorsicht der Menschen drückt sich darin aus, daß die Möglichkeit, sich gegen die vielen Unfälle, welche die Quelle des Erwerbs treffen können, zu sichern, in ungenügender Weise ausgenutzt wird. Tausende von sonst wirtschaftlich tüchtigen Menschen büßen diesen Leichtsinn mit ihrem Verderben.

Ein Brand kann in wenigen Stunden das ganze im Laufe von Jahrzehnten mühsam angesammelte Vermögen, die wesentlichste Erwerbsquelle ganzer Familien zerstören. Man kann sich mit kleinen, leicht aufzubringenden Zahlungen an eine Feuerversicherungsgesellschaft gegen diese Gefahr sichern, und doch thun es viele Leute nicht. Sie sorgen schlecht für sich und die Ihrigen, wenn sie das kleine Opfer der

Prämie nicht bringen, das vor der Gefahr des Unglücks und der Verarmung so wesentlich schützt. Daß die Landwirte ihre Saaten gegen die Gefahr des Hagels oder die Gewerbs- und Handelsleute ihre Waren versichern, gehört heutzutage noch zu den Ausnahmen, und die Viehversicherung ist noch in den ersten Anfängen. Für diejenigen, die kein Vermögen besitzen, die ihren Erwerb lediglich aus ihrer Arbeit ziehen, ist Vorsicht noch mehr geboten. Ihre Arbeitskraft ist ihr einziges Kapital; wird sie durch irgend einen Unfall gestört, so ist damit ihre eigene, wie die Existenz derjenigen, die mit von ihrem Erwerbe leben, vernichtet. Es muß daher geradezu ein Verbrechen gegen die Familie genannt werden, wenn der Ernährer sich und die Seinen nicht gegen einen solchen Fall sichert. Die Versicherung für den Todesfall ist überall leicht möglich durch den Einkauf in eine Lebensversicherungsgesellschaft, während die sich mehr und mehr entwickelnden Unfallversicherungen und Hilfskassen dem Ernährer Gelegenheit gewähren, Vorsorge zu treffen für Zeiten der Erwerbsunfähigkeit durch Krankheit und Gebrechen.

Vereine, Gesellschaften und die einzelnen Landesregierungen haben durch Errichtung von Lebens-, Kranken- und Unfallversicherungen und durch die Altersversorgung Einrichtungen getroffen, die jedermann Gelegenheit geben, sich gegen Unglücksfälle, sowie für den Fall der Erkrankung und der Erwerbsunfähigkeit sicher zu stellen. Die Wohlthat dieser Einrichtungen kann man sich durch verhältnismäßig geringe Leistungen verschaffen. Jeder selbständige Mensch sollte im eigenen Interesse, auch da, wo kein staatlicher Beitrittszwang herrscht, solch dargebotene Gelegenheit zur Sicherung seiner Zukunft so früh als möglich ergreifen. An jedem Orte finden sich teils Personen, teils Behörden, die mit den Verhältnissen dieser Wohlthätigkeitsanstalten vertraut sind und jedem Unkundigen mit Rat und That an die Hand gehen. Bei jedem Wechsel des Aufenthaltsortes sei deine erste Sorge, nach dieser Richtung ja nichts zu versäumen!

45. Vom Preise der Waren und von der Konkurrenz.

Den Wert eines Gegenstandes, in Geld ausgedrückt, nennt man dessen Preis. Man unterscheidet den Kosten- oder Herstellungspreis, den natürlichen Preis und den Marktpreis. Der Kostenpreis berechnet sich aus den Auslagen für die Stoffe, aus den Arbeitslöhnen und Geschäftsunkosten, Kapital- und Mietzinsen, Transportkosten, Versicherungsprämien 2c., kurz aus der Summe aller Auslagen, welche auf die Herstellung eines Gegenstandes verwendet werden. Diesen Herstellungs- oder Fabrikationspreis nennt man auch Selbstkostenpreis.

Es muß aber auch die Mühe des Herstellers angemessen bezahlt werden, d. h. so, daß er mit Familie von dem Gesamterträgnis seiner Arbeit anständig leben kann. Rechnet man diese Vergütung zum Selbstkostenpreis, so ergibt sich der natürliche Preis. Der Gegenstand wird aber nicht immer nach diesem natürlichen Preise verkauft, sondern unter Umständen über oder unter demselben. Den Preis nun, den man zu irgend einer Zeit für eine Ware lösen kann, nennt man Marktpreis. Dieser hängt zunächst vom Angebot und von der Nachfrage ab. Ist die Nachfrage nach einem Gegenstande stark, d. h. wird er viel begehrt, während der Vorrat nicht zu stark ist, so steigt der Preis; umgekehrt fällt derselbe, wenn die Nachfrage schwach, das Angebot stark ist.

Auf das Steigen oder Fallen des Preises hat aber oft die Meinung vom zukünftigen Begehren und Anbieten Einfluß. Der Kauf und Verkauf sowie die Fabrikation in der Hoffnung auf zukünftigen Bedarf heißt Handel und Fabrikation auf Spekulation. Beruht diese auf nüchterner Erfahrung und hoher Wahrscheinlichkeit, so ist sie berechtigt und kann für den Unternehmer gewinnbringend sein; beruht sie dagegen nur auf Möglichkeit oder gar auf Unwahrscheinlichkeit, so ist sie ein unberechtigtes und bedenkliches Wagnis, und wenn sie in diesem Falle ohne Zustimmung oder Mitwissen derjenigen unternommen wird, die beim Mißlingen auch Verluste miterleiden, so ist sie unmoralisch und verwerflich.

Wenn der Marktpreis sich wesentlich und andauernd über dem natürlichen Preise hält, so erzielt der Unternehmer reichlichen Gewinn; wenn er aber unter den natürlichen oder gar unter den Selbstkostenpreis sinkt, so erleidet der Produzent Schaden, und es kann, wenn die niedrigen Preise zu lange währen, dessen Ruin erfolgen. Indessen werden diese Preisschwankungen in der Regel durch die Konkurrenz ausgeglichen.

Konkurrieren heißt mitbewerben, im Geschäftsleben: teilnehmen an der Produktion, dem An- und Verkauf von Waren. Es ist leicht begreiflich, daß, wenn ein Artikel großen Gewinn bringt, sich viele auf dessen Herstellung verlegen, was notwendig zur Folge hat, daß das Angebot die Nachfrage übersteigt, mithin der Preis gedrückt wird; wenn dagegen der Preis eines Gegenstandes unverhältnismäßig niedrig steht, wird dessen Produktion abnehmen, was dann wieder ein Steigen des Preises zur Folge haben wird. So lange die Konkurrenz sich in den natürlichen Grenzen hält, die ihr durch Angebot und Nachfrage gesteckt sind, kann sie für den Konsumenten, d. h. für den Verbraucher einer Ware nur nützlich sein; denn sie verhindert eine unnatürliche Preissteigerung und gewährt die Auswahl unter den Produkten verschiedener Unternehmer. Wenn z. B. ein Bierbrauer geringes, wenig schmackhaftes

Bier liefert, so wird sich der Biertrinker nach einem besseren umschauen; wenn uns der Schneider ein Gewand fertigte, mit dem wir nicht zufrieden sind, sei es, weil der Schnitt nicht passend ist, oder weil es schlecht genäht wurde, oder weil der Stoff im Verhältnis zum Preise zu gering ist, so werden wir künftig bei einem andern Schneider arbeiten lassen. Aber auch für den Produzenten kann die Konkurrenz von Nutzen sein. Sie weckt sein Bestreben, reichen Absatz zu finden, die Gunst des Publikums zu erwerben, zu welchem Ende er gute Ware liefern muß. Da der tüchtige und fleißige Arbeiter Besseres leisten wird, als der weniger tüchtige und der unfleißige, so muß der Wettkampf ein Ansporn sein zu gründlicher Ausbildung, reger Thätigkeit und besonders zur Anspannung des Geistes, um Verbesserungen und Erleichterungen in der Produktion zu erzielen. Die Konkurrenz kann aber auch sehr nachteilig wirken. Sie verleitet nicht nur zur Herstellung schlechter Fabrikate, besonders zu Fälschungen, z. B. bei Nahrungsmitteln, Kleiderstoffen u. dergl., sondern sie führt auch manchen Unternehmer dazu, die Preise unnatürlich herabzudrücken und so seine Konkurrenten, schließlich aber auch meistens sich zu verderben. In den meisten Fällen regelt die Zeit die Störung wieder, welche Gewinnsucht und Unredlichkeit veranlaßt haben; in anderen Fällen aber, z. B. um der Fälschung von Lebensmitteln zu begegnen, muß durch die staatliche Gesetzgebung und Verwaltung das Publikum vor Schaden geschützt werden.

Der Staat pflegt außerdem noch ganze Produktionszweige seines Gebietes gegen erdrückende Konkurrenz des Auslandes zu schützen. Wenn z. B. in einem Staate der Winzer den Wein um einen Preis verkaufen muß, bei dem er nicht mehr bestehen kann, und zwar deshalb, weil der Markt von solchen Ländern her, die billiger produzieren, reich versehen wird, so sucht der Staat der inländischen Produktion dadurch aufzuhelfen, daß er fremden Wein mit einem Eingangszoll belegt. Einen solchen Zoll nennt man Schutzzoll, und er wird vorzugsweise auf die Erzeugnisse verschiedener Industriezweige gelegt, z. B. auf Gespinste und Gewebe, Metallwaren, Luxusgegenstände u. dergl. Wenn eine derartige Besteuerung der Einfuhr zum Schutze der einheimischen Produktion den gesamten Handelsbeziehungen eines Staates zugrunde liegt, sagt man, dieser huldige dem Schutzzollsystem. Im Gegensatz zu demselben steht das Freihandelssystem, bei welchem kein Schutzzoll erhoben, sondern der Konkurrenz freier Spielraum gewährt wird.

Manche Waren werden in gewissen Ländern ausschließlich vom Staate produziert oder verkauft, so in Frankreich und Österreich der Tabak, in andern Staaten das Salz. Der Staat bestimmt dann auch,

unabhängig von jeder Konkurrenz, da er die Einfuhr der betreffenden Artikel entweder gar nicht oder nur gegen hohe Abgaben gestattet, den Preis der Ware. Ein solches Vorrecht des Staates nennt man Monopol (Tabakmonopol, Salzmonopol ꝛc.) und die vom Staate festgesetzten Preise Monopolpreise.

Nach Fr. Autenheimer a. a. O.

46. Sprüche.

In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohle anderer suchen muß.

*

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir selbst stillschweigend fortleben, das macht uns dieses bewohnte Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

*

Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden kann.

*

Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen;
Wer selbst nicht weiter ist, als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

*

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

*

Teuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen.
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

*

Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben,
wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

*

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

*

Siehst du an einem Freund sich einen Fehler zeigen,
So denk' an deren zwei, die dir sind selber eigen!
Dann wird dich nicht ein dritter, der schlimmste, übereilen:
Zu richten rasch und streng, statt mit Geduld zu heilen.

*

Augenfreund — Rückenfeind.

*

Treue ist ein selt'ner Gast;
Halt ihn fest, wenn du ihn hast!

Sieh' deine Freunde weder zu oft, noch zu selten!

*

Vieles gibt uns das Leben, und vieles nimmt's auch;
Aber der Besseren holde Neigung sei immer dir hoher Genuß!

*

Argwohn ist ein schlimmer Gast;
Gönn' ihm auch nicht kurze Rast!
Denn wo der herbergt, zieh'n im Haus
Alle guten Geister aus.

*

Ermahne deinen Freund im geheimen und lobe ihn öffentlich!

*

Das ist der beste Mann, welcher sich freut über andrer Verdienst.

*

Durch Eintracht wächst das Kleine;
durch Zwietracht zerfällt das Größte.

*

Die Alten ehre stets!
Du bleibst nicht immer Kind.
Sie waren, was du bist,
Und du wirst, was sie sind!

*

Wer das Alter nicht ehrt, ist des Alters nicht wert.

*

Andern suche wohlzuthun, und dein eig'nes Weh' wird ruh'n!

*

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein
Und lieber minder sich ergötzen,
Um arme Brüder zu erfreu'n.

*

Armut ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr Geliebte daran tragen.

*

Ehrenvoll ist fröhliche Armut.

*

Der Armut mangelt viel, dem Geiz alles.

*

Der Neid ist die Wurzel alles Übels.

*

Raum, Feuer, Wasser, ein Willkommen und freundliche Worte mangeln niemals in dem Hause eines guten Menschen.

*

Freigebig ist nicht, wer nur gibt,
Wo ihm kein Mangel droht;
Freigebig ist, wer Hunger hat
Und teilt mit dir sein Brot.

*

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehen,
Sind Sternlein, die nicht untergehen.

*

Wer gern gibt, fragt nicht lange.

*

Wer bald gibt, gibt doppelt.

*

Beim Wohlthun enthalte dich des Vorwurfs und bei jeglicher Gabe kränkender Rede!

*

Thue Gutes und verlange keine Dankbarkeit dafür!

*

Das reichste Kleid
Ist oft gefüttert mit Herzeleid.

*

Aus kleinen Brünnlein trinkt man sich auch satt.

*

Man muß des Geldes Herr, nicht Diener sein.

*

Die Pflugschar schafft das Brot, wenn man sie zieht;
Wer seine Füße regt, der kommt zum Ziel.

*

Arbeit ist Los und Lust und Leid
Für alle, die hienieden wandeln;
Gesegnet sei uns alle Zeit,
In der wir wirken, schaffen, handeln.

47. In der Stadt.

Wie unterhaltend, wie vielfach anregend ist doch das Treiben in den Straßen unserer Städte, der Wandel eines einzigen Tages, z. B. an einem schönen, klaren, warmen Frühlingstage! Wenn der Tag zeitig sein großes Auge öffnet, ist noch alles ohne Regung und Leben in dem großen Bienenkorbe. Wer da früh morgens die Gassen und Plätze entlang schreitet, findet sie alle leer und mäuschenstill. Die Häuser, obwohl vom Dämmern des Morgenrotes umflossen, stehen noch da wie schlaftrunken mit ihren geschlossenen Thüren und verhangenen Fenstern.

Allgemach steigt die Sonne höher, die Schatten der Kirchtürme verkürzen sich, die Sonnenstrahlen fallen heller über die dunkeln Dächer und erleuchten die Brücken, den Marktplatz, die breiten Straßen und am Ende auch das dunkelste Gäßchen. Nun öffnest du das Fenster deines Dachkämmerleins, und frische Luft strömt in das enge Gemach. Eine Thüre knarrt, eine zweite, eine dritte. Der Meister stellt sich, um den neuen Tag zu begrüßen, mitten vor seine Hauspforte, schaut hinaus und betrachtet sich gemütlich das anschwellende Leben der Stadt. Er sieht, wie die Landleute mit ihrer frischen Ware in die Stadt hereinziehen. Er bemerkt, wie ein Schornstein nach dem andern sein Rauchgewölk zum Himmel schickt. Denn überall machen sich die Hausfrauen und ihre Gehilfinnen daran, das Frühstück zu bereiten. Auch du nimmst daran teil. Ist es verzehrt, so kommt das Leben mehr und mehr in Gang. Überall fängt eine emsige Arbeit an, hier laut und lärmend, dort ganz in der Stille. An dem Flusse oder am Hafen schwingen sich die Kräne hin und her und lassen die gefüllten Fässer, die Kisten und Warenballen aus dem Bauche der Schiffe emporsteigen, auf dem Bahnhofe pfeift und dampft es, und Hunderte von Wagen setzen sich in Bewegung und rollen schwer bepackt durch die Straßen.

In allen Werkstätten wird gehämmert, gesägt, gefeilt, gegossen, gewebt, geklebt, wird gestaltet aus Eisen, Kupfer, Stein, Holz, Zinn und Blech. Da füllen sich die Schreibstuben mit den Beamten und die Lokale der Kaufleute, und zahlreiche Federn setzen sich in Fluß, um die gestern abgebrochene Korrespondenz wieder fortzusetzen, um den Faden da weiter zu spinnen, wo man ihn am Vorabende ließ, und um die Geschäfte, Prozesse und Verhandlungen wieder einen Schritt vorwärts, dem Abschlusse entgegen zu bringen. Da nimmt der Richter seinen Sessel ein und schlichtet die Streitigkeiten, und die Ratsherren wandeln zum Rathaus, um das Wohl der Stadt zu beraten. In den Straßen wogt eine Menge eiliger Menschen, welche die Verbindung zwischen den verschiedenen Geschäften herstellen, Boten, die von einem Bureau zum andern eilen, Briefträger, welche die angelangte Post austragen, Frauen und Mädchen, die auf dem Markte ihre Einkäufe machen. „Tausend fleißige Hände regen, helfen sich im muntern Bund.“ Doch wer vermöchte alle die Aufträge und Pläne, die Gedanken und Absichten zu schildern, welche die Menschenflut in Bewegung setzt! Jeder segelt mit seiner eigenen Idee; jeder hat andere Ziele, Pläne und Zwecke im Kopfe, und ihre Wege kreuzen sich in sämtlichen Linien der Windrose.

In der Menge sind alle Alter, Stände und Geschlechter durcheinander gemischt. Sie sind in der Masse scheinbar so gleich, lauter Pilger auf

demselben Wege, alle gleichmäßig bedeckt vom Staube der Straße; doch sind die Gegensätze unter ihnen außerordentlich groß. Millionäre, einflußreiche Beamte, stattliche Offiziere, ja Fürsten schreiten da neben dem einfachen Handwerker und Arbeiter daher, die feine Dame im Sammtkleide neben der Marktfrau und dem Dienstmädchen. Die verschiedensten Kreise der Gesellschaft, die alle anderswo ihren Mittelpunkt haben, bewegen sich auf der Straße durcheinander.

So ebbet und flutet es in einer großen Stadt den ganzen Tag hindurch, bis er sich zu Ende neigt und die Abenddämmerung in die Straßen fällt. „Markt und Straßen werden stiller." Die Werkstätten fangen an, sich zu leeren; ein Geräusch verstummt nach dem andern, und die Arbeiter, Gehilfen und Gesellen ziehen in die Vorstädte hinaus, wo sie ihre engen Stübchen haben.

Wenn aber am Firmament die Himmelslichter angezündet werden, leuchtet auch in der Stadt allmählich ein Feuer nach dem andern auf. Bald ist die ganze Stadt beleuchtet. Nun versammeln sich die Bürger überall „um des Lichts gesellige Flamme", in dem stillen, traulichen Daheim bei Weib und Kind oder in Freundeskreisen. Du aber gehst in dein stilles Kämmerlein, fertigst deine Schularbeiten, liest noch ein Kapitel in irgend einem guten Buche, denkst an Vater und Mutter und gehst dann zu Bett.

Hugo Weber.

48. Die Eisenbahnen und der Weltverkehr.

Wir haben jetzt Eisenbahnen über schmale Meeresarme in Schottland und durch sandige Wüsten, wie z. B. zwischen Alexandrien und Suez; sie durchschneiden die Lagunen von Venedig, erklimmen hohe Berge, wie Rigi, Vesuv und Pilatus, und überklimmen Alpenpässe; sie rollen durch die weite Prairie und durch den tropischen Urwald. In Berlin geht die Stadt- und Ringbahn hoch über dem Menschenverkehre hin; in London durchbraust der Zug die Tunnels unter der Themse; ja man hat sogar den kühnen Plan gefaßt, einen Tunnel unter dem Meere zwischen England und Frankreich anzulegen, um so der Lokomotive einen Weg nach dem Festlande zu bahnen.

In Europa können wir bereits ununterbrochen von Madrid bis nach Konstantinopel gelangen und von Brindisi in Süditalien bis nach Petersburg. Rußland arbeitet daran, sein Schienennetz von der Wolga bis nach Sibirien auszudehnen. Die Pyrenäen, der Brenner und der Semmering sind schon überschient; der Mont Cenis-Tunnel durchbricht die Westalpen, und seit 1882 ist sogar in einer Länge von zwei Meilen der St. Gotthard durchtunnelt.

Der Gotthard-Tunnel gehört zu den größten Wunderwerken

der Neuzeit. Louis Favre, eines Zimmermanns Sohn und von Hause aus selbst nur ein Zimmermann, heißt der kühne Mann, der dieses Riesenwerk in nur acht Jahren ausgeführt hat, und zwar mit einem Kostenaufwande von etwa 200 Mill. Franken. Dieser Tunnel, der bei Göschenen in der Schweiz einmündet und bei Airolo in Italien wieder aus dem Schoße dieses ungeheuren Alpenberges heraustritt, verbindet Deutschland und die Schweiz direkt mit Italien und hat den Verkehr zwischen diesen Ländern bedeutend erhöht. Bevor die Bahnlinie den Tunnel erreicht, führt sie über die kühnsten Brücken, die schäumende Gebirgswässer und Hunderte von Metern tiefe Schluchten überspannen, hinweg, muß sie durch verschiedene Kehrtunnels allmählich die Thalstufe ersteigen und in großen Windungen an steilen Felswänden emporklettern. Die Kehrtunnels sind kleinere Tunnels, die in die Thalwand eindringen, innerhalb des Berges im Kreise herum stark aufsteigen und hoch oben über dem Mundloche des Tunnels wieder ans Tageslicht treten. Während auf dem sonst so belebten Passe mit seinem weltberühmten Hospize der Wanderer in Licht und Luft der Gletscherwelt tief aufatmet, sausen 860 m tief unter seinen Füßen Eisenbahnzüge, von künstlichen Luftströmen begleitet und von elektrischem Lichte erleuchtet, an den Nischen vorüber, worin die einsamen Bahnwärter hausen, durch den Riesenberg, dessen Gestein der Gewalt der Bohrmaschine und des Dynamits weichen mußte.

Schon diese europäischen Bahnen erweisen sich als höchst wichtige Abkürzer und Beförderer des Weltverkehrs; doch hat dieser noch mehr durch die großen Eisenbahnen Nordamerikas gewonnen. Seitdem die letzte Schiene der Pacificbahn mit goldenem Nagel auf einer Schwelle von Cedernholz befestigt wurde, sind Ost und West ganz nahe gerückt worden. Diese Pacificbahn, die über 48 Längengrade reicht, ist ein Kulturband, das den Atlantischen Ozean mit dem Stillen Ozean verknüpft, ein Werk, das in Bezug auf Bedeutung für den Weltverkehr höchstens im Suezkanal und in dem jetzt im Bau begriffenen, Nord- und Südamerika in zwei Inseln zerschneidenden Panamakanal seinesgleichen findet. Auf diesem 700 geogr. Meilen langen Eisenringe von New-York bis St. Francisco durcheilt die Lokomotive einen Weg, der größer ist als der von New-York nach England, in 6—7 Tagen. Der menschenbeschwerte Dampfzug durchrast die endlos scheinenden Prairieen, wo ehemals der Büffel hauste, die dichten Urwälder, in denen der Indianer jagte, übersteigt Höhen von 2500 m, wo die Lawinen herniederdonnern und meilenlange Schneedächer zum Schutze errichtet worden sind, überfliegt auf kühnen, turmhohen Brücken reißende Ströme und unzugängliche Abgründe. Die Stationen wachsen mit Riesenschritten zu großen

Städten empor, und das Land rechts und links verwandelt sich wie durch Zauber in fruchttragende Felder.

Immer mehr tritt die Bedeutung dieser Bahn für den Welthandel hervor. China, Japan, Indien und Australien mit ihren reichen Hilfsquellen sind in einem großartigen Aufschwunge begriffen. Ihr Handel mit Thee und Seide nimmt schon jetzt teilweise seinen Weg über die Pacificbahn. Die Dampferfahrten China-Japan via St. Francisco mehren sich beständig. Reisende nehmen nun viel lieber den Westweg nach Ostasien als den Weg über Suez; denn der erstere hält sich in milden Klimaten, während der letztere durch die heißesten Gegenden der Erde führt. Da die deutschen Postdampfer die Fahrt über den Atlantischen Ozean in der Regel in 10—12 Tagen vollbringen, so können wir jetzt schon in 16—18 Tagen an der Küste des Stillen Ozeans sein, nachdem wir ein Weltmeer und einen Weltteil durcheilt haben. Nehmen wir von St. Francisco aus die Dampferlinie über Yokohama in Japan, Honkong in China, Indien, Aden, Suez, so können wir recht gut in 80 Tagen rund um die Erde reisen.

So muß sich denn der alte Erdball gefallen lassen, daß die ameisenhaft auf ihm wirtschaftenden kleinen Menschen ihn mehr und mehr nach ihrem Gefallen und Bedarf zurichten, ihn in eiserne Banden schlagen und mit eisernen Drähten überspinnen, Landengen durchschneiden und Felsengebirge durchbrechen, die Hemmnisse des Raumes und der Zeit immer mehr überwinden. „Machet sie euch unterthan!“ lautet des Schöpfers Wort. Und wenn auch das Trachten nach Vorteil fast immer die Haupttriebfeder menschlicher Unternehmungen ist, so findet doch dabei auch die Wissenschaft ihre Förderung und hoffentlich auch die Gesittung.

49. Der Telegraph.

Es war im Jahre 1840, als der Telegraph an den englischen Bahnen zum erstenmale praktische Verwendung fand, und jetzt haben die Telegraphenlinien eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie mehr als 20mal die Erde umspannen würden. Kommt auch der größte Teil ihrer Thätigkeit auf kaufmännische Geschäfte, so umfaßt ihr Dienst doch zugleich die wichtigsten Interessen des Staates wie die geringfügigsten des Privatlebens. Alle Schattierungen von Lust und Schmerz, die einfachen Glückwünsche wie die Botschaft, von der Leben und Tod abhängt, vertraut man ihnen an. Ist doch der Telegraph sicherer, verschwiegener und dabei ungleich schneller als der Brief. Es werden Ärzte aus der Ferne zurate gezogen; die Meister des Schachs spielen ihre Partieen mit Gegnern

in andern Städten und Ländern, indem sie einander Zug um Zug telegraphisch melden; der Vergnügungsreisende bestellt sein Nachtlager auf dem Rigi per Telegraph.

Und wie unentbehrlich hat sich der Telegraph schon für das öffentliche Leben gemacht! Seitdem 1842 zuerst ein Mörder auf der Flucht mit Hilfe des Telegraphen zur Haft gebracht wurde, ist die Ausübung der Polizei ohne dieses Hilfsmittel kaum mehr denkbar. Kein Verbrecher kann mehr entrinnen; der elektrische Funke ist früher in Amerika als das Dampfschiff, auf dem er flüchtet. Bei der Feuerwehr in großen Städten hat sich der Telegraph als wirksamster Schutz gegen die Ausbreitung des zerstörenden Elements erwiesen. Die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes hängt zum großen Teil von ihm ab; durch ihn erhalten wir im voraus Kunde vom nahenden Sturme, von drohender Wassergefahr. Die politischen Zeitungen müssen ihn zu Hilfe nehmen, um die Neugierde ihrer verwöhnten Leser zu befriedigen, und im Kriege spielt der Feldtelegraph eine sehr wichtige Rolle.

Am großartigsten gestaltet sich aber die Dienstleistung des Telegraphen für den Welthandel. Im dritten Teile einer Sekunde durchläuft der elektrische Funke in den Tiefen des Atlantischen Ozeans den Weg von Europa nach Amerika. Es kommt vor, daß Londoner Kaufleute, welche des Morgens telegraphisch in San Francisco Bestellungen machen, am Abend desselben Tages Nachricht über den Abschluß des Kaufes erhalten. Und trotz dieser großartigen Leistungen sind erfinderische Köpfe thätig, um den Telegraph durch das **Telephon** zu verdrängen.

50. Das Telephon oder der Fernsprecher.

Durch den Fernsprecher ist unser an Erfindungen und neuen Einrichtungen so reiches Zeitalter abermals um ein Verkehrsmittel bereichert worden, welches noch eine große Zukunft hat.

Ein vor einem Magnetstabe befestigtes Eisenplättchen wird durch jeden auf dasselbe gerichteten Ton oder Laut in Schwingungen versetzt, die nach der Höhe, Stärke und Klangfarbe des Tones verschieden sind. Durch diese Schwingungen werden in einer Drahtspirale, welche den Magnetstab umgibt, elektromagnetische Strömungen erzeugt. Diese setzen sich durch eine Drahtleitung, ähnlich derjenigen, die zu telegraphischen Zwecken benutzt wird, bis in die Drahtumwindung eines entfernten zweiten, gleichartigen Apparates fort und versetzen dort das vor dem Eisenstabe befestigte Eisenplättchen in dieselben Schwingungen, wodurch im Ohre des Hörers auch dieselben Töne vernommen werden. Aber

nicht nur einzelne Töne werden auf diese Weise übertragen, sondern auch die menschliche Sprache, ferner volle Akkorde und ganze Musikstücke. Die Töne erklingen ganz in der Art des Echos; man vernimmt die Worte wie aus weiter Ferne, allein nach kurzer Übung so klar und deutlich, daß man jede Biegung der Stimme und aus dieser den Redenden unzweifelhaft erkennt. Die Empfindlichkeit der Eisenplättchen ist so groß, daß sie jeden Laut der in der Nähe geführten Gespräche mitteilen, sobald sie von den Schallwellen erreicht werden.

Der Erfinder des Telephons ist der deutsche Lehrer Philipp Reis (geb. 1834 in Gelnhausen), der seine ersten Versuche in Friedrichsdorf bei Homburg anstellte. Große Verdienste um die Verbesserung erwarben sich der Amerikaner Graham Bell und der Deutsche Siemens, dessen Fernsprecher in der Reichs-Telegraphenverwaltung allgemein zur Anwendung gelangt ist; doch bleibt weiteren Verbesserungen noch ein großes Feld. Vorzüglich richtet sich das Bestreben darauf, die Entfernungen zu erweitern, auf welche telephoniert werden kann.

Alle großen Städte des Reiches sind jetzt schon mit einem dichten Netze von Telephondrähten übersponnen, und die Reichspostverwaltung hat eine Verordnung erlassen, welche die Benutzung dieses neuen Verkehrsmittels regelt. Seine Brauchbarkeit hat sich bis jetzt geltend gemacht als Signaleinrichtung für Feuermeldungen und Wasserleitungen, in Gasthöfen und großen Fabriken, bei Eisenbahnen und im Verkehre der Handelshäuser, Geschäftsstellen und Wohnungen. Auch ist durch den Fernsprecher der Anschluß einer größeren Zahl kleiner Orte an das Telegraphennetz möglich geworden.

Der Fernsprechverkehr wird in größeren Städten durch ein besonderes Amt vermittelt. Jede Stelle wird durch eine besondere Leitung aus Stahldraht, welcher an eisernen Ständern über die Dächer der Häuser fortgeführt wird, mit dem Fernsprechvermittelungsamte verbunden. Dieses Amt hat die Aufgabe, die einzelnen Leitungen nach dem jedesmaligen Wunsche der Stelle-Inhaber mit einander in Verbindung zu setzen, wenn ein Gespräch erfolgen soll.

Lesebuch von Stötzner.

51. Aus Schillers Glocke.

Munter fördert seine Schritte
fern im wilden Forst der Wandrer
nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
und der Rinder
breitgestirnte, glatte Scharen
kommen brüllend,
die gewohnten Ställe füllend.

Schwer herein
schwankt der Wagen,
kornbeladen;
bunt von Farben,
auf den Garben
liegt der Kranz,
und das junge Volk der Schnitter
fliegt zum Tanz.

Markt und Straße werden stiller;
um des Lichts gesell'ge Flamme
sammeln sich die Hausbewohner,
und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
sich die Erde;
doch den sichern Bürger schrecket
nicht die Nacht,
die den Bösen gräßlich wecket;
denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
frei und leicht und freudig bindet,
die der Städte Bau gegründet,
die herein von den Gefilden
rief den ungesell'gen Wilden,
eintrat in der Menschen Hütten,
sie gewöhnt zu sanften Sitten,
und das teuerste der Bande
wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
helfen sich in munterm Bund,
und in feurigem Bewegen
werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
in der Freiheit heil'gem Schutz;
jeder freut sich seiner Stelle,
bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
süße Eintracht,
weilet, weilet
freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
wo des rauhen Krieges Horden
dieses stille Thal durchtoben,
wo der Himmel,
den des Abends sanfte Röte
lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt!

52. Die wundervolle Ordnung des Staates.

Alle kennen die hübsche Erzählung von Abraham und Lot: wie sie in Streit über ihre Weideplätze gerieten, aber sich lieber mit ihren Herden trennten, als uneinig zusammenlebten. Sie konnten dieses Auskunftsmittel zum Frieden ergreifen; denn sie waren als Nomaden nirgends angesiedelt. Hätten sie aber einen festen Wohnplatz gehabt, so wäre ihnen nichts übrig geblieben, als sich zu vertragen. Und was wäre wohl das Nächste für diesen Zweck gewesen, um häufigen Streit zu vermeiden? Offenbar hätten sie ihren Besitz genau abgrenzen müssen. Wenn nun die Zahl der Zusammenwohnenden wuchs, wenn nicht mehr jeder für seine Bedürfnisse selbst sorgte, sondern der eine dieses, der andere jenes Gewerbe trieb und sich zunächst ein Tauschhandel entwickelte; wenn dadurch die Fragen über das „Mein und Dein" immer schwieriger wurden; wenn endlich unter den durch ihre Wohnsitze Verbundenen auch Unruhige waren, welche in Schranken gehalten und nötigenfalls durch Strafen von der Wiederholung ihrer Ruhestörungen und Missethaten abgeschreckt werden mußten: so ist leicht einzusehen, daß es fester Gesetze bedurfte, durch welche Handel und Wandel geregelt und jedem das Maß seiner Freiheit zugewiesen wurde, damit er die andern nicht in ihren Ansprüchen auf die gleiche Freiheit beeinträchtigte. Und nicht nur mußte

bestimmt werden, was als Recht gelten sollte, sondern auch, wer es zu verwalten und darüber zu wachen habe, daß es nicht übertreten würde.

Schon das Zusammenleben nomadischer Hirtenstämme ist undenkbar ohne gewisse rechtliche Bestimmungen und ohne die Unterordnung der Menge unter ein gemeinsames Oberhaupt. Wie viel weniger läßt sich eine aus so vielen und so verschiedenartigen Gliedern zusammengesetzte Gemeinschaft denken, wie diejenige, in der wir leben, ohne daß noch eine weit genauere Bestimmung dafür getroffen ist, daß jedem das Seine werde: dem Käufer und Verkäufer, dem Gläubiger und Schuldner, dem Herrn wie dem Diener, dem Unterthanen wie dem Fürsten ꝛc. Ein solch streng geordnetes, wohlgegliedertes Ganze aber, worin jedem seine Rechte und Pflichten angewiesen sind und für die Vollziehung beider gesorgt wird, ist der Staat.

Mit diesem Worte haben wir die vollkommenste Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens bezeichnet. Wie der Ackerbau die Grundlage für alle höhere Gesittung, so ist der Staat die vollendetste Ausbildung derselben; alle Güter des Kulturlebens finden in seinem Schoße ihren Schutz und ihre Pflege.

Was sollte aus uns werden, wenn plötzlich alles das aufhörte, was wir jetzt an staatlicher Fürsorge genießen; wenn sich außer unsern nächsten Angehörigen niemand mehr um uns bekümmerte; wenn wir Haus und Hof, Handel und Wandel und selbst unser Leben und Sterben dem bloßen guten Willen der Menschen anheimstellen müßten; wenn jeder sich selbst zu schützen hätte und uns keine Obrigkeit bewachte! Wie schnell wären alle die Güter vernichtet, deren wir uns jetzt erfreuen, wie rasch würden wir in jenen Zustand zurücksinken, wo jeder allein für sich sorgt und nur das Recht des Stärkeren gilt! Was würde aus allen den gemeinnützigen Einrichtungen werden, die jetzt unser Leben fördern und uns Sicherheit oder doch, wenn das Unglück einmal nicht zu verhüten ist, Hilfe bieten, und zwar nicht nur gegen die Eingriffe der Menschen, wie Diebstahl, Mord ꝛc., sondern auch gegen feindliche Naturgewalten, wie Feuers-, Wassers- und Hungersnot, verheerende Krankheiten ꝛc. Es würde sich das Wort Schillers erfüllen:

„Nichts Heiliges ist mehr; es lösen,
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.“

Und wenn wir etwa meinen wollten, dafür sei der Staat, den sich überhaupt manche fälschlich nur als einen unbequemen Gebieter und Steuerforderer denken, nicht notwendig, das nämliche ließe sich auch

durch eine einfache Verabredung der Bürger unter einander erreichen: so fragt euch nur, wie lange es mit dem guten Willen aller einzelnen Mitglieder einer solchen Gesellschaft dauern würde, an der jemand nur teilnähme, wie etwa an einem Turnvereine oder Sängerbunde, — wie lange es dauern würde, wenn nicht das zwingende Band des Staates das Ganze zusammenhielte! Gewiß ist es eine lobenswerte Sache um die vielen Vereine, welche die Menschen, zumal in unseren Zeiten, gründen, um Sparkassen, Witwenkassen, Lebens-, Feuer-, Wasser- und Hagelversicherungen u. dgl. Aber alle diese Genossenschaften können sich nur bilden, wo schon ein Staat vorhanden ist, und sie haben ihren Bestand nur unter dem Schutze der staatlichen Ordnung, die der Dichter eine segensreiche Himmelstochter nennt. Die Stadt- oder Dorfgemeinde kann ihre Zwecke nur erfüllen, insofern sie als ein Glied in jenes größere Ganze eingefügt ist.

Der Staat also ist es, der die gegenseitigen Beziehungen seiner Bürger regelt, sie in der Ausübung ihrer Thätigkeit schützt und fördert; der die Gesetze über Eigentum, Gewerbsbetrieb, Landeskultur, Bildungswesen &c. gibt und aufrecht erhält; der die Strafen für Übertretungen ansetzt und die Wächter des Gesetzes bestellt; der durch seine Heeresmacht und Bündnisse mit andern Staaten dafür sorgt, daß die Angriffe äußerer Feinde abgewehrt werden und durch eine verständige und sorgfältige Verwaltung darauf bedacht ist, Eintracht, Wohlstand und Bildung im Innern zu fördern; der endlich für so viel Vorteile, die er gewährt, dem Bürger auch gewisse Leistungen und Verpflichtungen auferlegt, wie z. B. Steuerpflicht und Heeresdienst. Mit Recht wird daher jeder bestraft, der mit Frevlerhand störend in die wundervolle Ordnung des Staates eingreift.

Deimling.

53. Stadt- und Landesbehörden.

Die Bewohner einer Stadt oder eines Dorfes und der dazu gehörigen Weiler und Höfe bilden zusammen eine Gemeinde, deren Zweck gegenseitige Hilfeleistung und Unterstützung ist. Die Verwaltung wird in den Landgemeinden vom Bürgermeister und der Gemeindeversammlung oder durch den Gemeindeausschuß geführt, in der Stadtgemeinde vom Magistrate mit einem oder zwei Bürgermeistern an der Spitze und den Gemeindebevollmächtigten. Diesen Gemeindevorständen obliegt die Sorge für Arme und Waisen, die Erbauung und Erhaltung öffentlicher Gebäude, die Anlage von Straßen, Brücken und Brunnen. Das hiezu erforderliche Geld muß von den Einwohnern der Gemeinde nach Maßgabe ihres Vermögens aufgebracht werden, wenn das eigene Vermögen der Gemeinde an Grundstücken, Wald u. s. w. zur Deckung der erwachsenen Kosten nicht ausreicht. Diese Abgabe von

Geld an die Gemeinde heißt Gemeindeumlage; sie wird in der Land-
gemeinde vom Gemeindeeinnehmer empfangen, in der Stadt aber vom Rent-
amte mit den Staatssteuern eingezogen und an die Stadtgemeindekasse hin-
ausbezahlt. Das Vermögen der Gemeinde wird von den Gemeindevorstän-
den verwaltet. Bei ihnen müssen auch alle Geburts- und Sterbefälle zur
Anzeige gebracht werden. Rechtsgiltige Eheschließungen vollzieht in der
Landgemeinde der Bürgermeister, in der Stadt ein eigener Beamter, Stan-
desbeamter genannt.

Mehrere Gemeinden bilden einen größeren Verein, welcher Bezirk heißt.
Die Angelegenheiten desselben verwaltet das Bezirksamt, welches von dem
Bezirksamtmanne als Vorstand geleitet wird. Größere Städte gehören nicht
zum Bezirke, sie haben ihre selbständige Verwaltung.

Die Vereinigung mehrerer Bezirke wird Kreis genannt, dessen Verwal-
tung von der Kreisregierung geführt wird, an deren Spitze ein Regierungs-
präsident steht. Diejenige Stadt, in welcher die Regierung ihren Sitz hat,
heißt Kreishauptstadt. Bayern ist in 8 Kreise eingeteilt, welche den bayeri-
schen Staat bilden. Die leitenden obersten Landesbehörden in demselben
sind die 5 Ministerien. Jedes Ministerium steht unter einem Minister.

Um die nötige Sicherheit und Ordnung im Staate aufrecht zu erhalten,
um Unglück, Schäden und Rechtsverletzungen abzuwehren, bedarf es einer
besonderen Thätigkeit der Staatsregierung: sie muß Polizei ausüben. Jener
Teil derselben, welcher dafür sorgt, daß keine verdorbenen und verfälschten
Lebensmittel verkauft und keine der Gesundheit schädlichen Wohnungen her-
gestellt werden, welcher bei ansteckenden Krankheiten Maßregeln gegen deren
Weiterverbreitung aufstellt, welcher die Leichenschau und Impfung anordnet,
heißt Gesundheitspolizei. Die Sicherheitspolizei sorgt für den
Schutz der Person und des Eigentums; sie beaufsichtigt nicht nur die Aufföh-
rung der Gebäude und erhält Straßen und Feuerlöschgeräte imstande, sondern
sie überwacht auch die allgemeine Ordnung und unterstützt das Gericht, indem
sie die Spuren von begangenen Verbrechen aufsucht, die Verbrecher verfolgt
und den Gerichten überliefert. In den Landgemeinden wird die Ortspolizei
vom Bürgermeister gehandhabt, dem Polizeidiener, Feldhüter und Nacht-
wächter beistehen, in den Städten von der Polizeibehörde und den ihr un-
terstellten Beamten.

Wird ein Staatsbürger an seiner Person oder an seinem Eigentume
geschädigt, so kann er — da in einem geordneten Staate Selbsthilfe unzu-
lässig ist, die Hilfe der staatlichen Gerichtsbarkeit anrufen, die je nach der
Größe des Verbrechens vom Amts- oder Schöffengerichte, vom Land- oder
Schwurgerichte ausgeübt wird.

Alle jene Beamte, welchen die Verwaltung, die Polizei und die Gerichts-
barkeit obliegt, werden aus Staatsmitteln bezahlt, ebenso die Beamten der
Verkehrsanstalten (Post, Telegraph, Eisenbahnen), des Heerwesens und vieler
staatlicher Bildungsanstalten. Für all diese Vorteile, welche dem Einzelnen
wie der Gesamtheit zu gute kommen, muß ein Entgelt, die Steuer, an den
Staat entrichtet werden, welche von den Rentämtern eingezogen wird.

54. Die Heiligkeit des Eides.

Schwören heifst: Gott, den Wahrhaftigen, Allwissenden, Allmächtigen und Gerechten zum Zeugen anrufen, dafs man die Wahrheit sagen oder sein Versprechen halten wolle. Der Eid beruht also auf dem lebendigen Glauben an Gott und seine Vollkommenheit, und dadurch gewinnt er die Bedeutung eines höchsten und letzten Beteuerungsmittels. Um den Schwörenden an die Heiligkeit des Eides lebhafter zu erinnern, wird besonders der gerichtliche Eid von jeher in bestimmt vorgeschriebener Form und mit gewissen Feierlichkeiten abgelegt, als: Emporhebung der drei ersten Finger der rechten Hand oder Emporhebung der rechten Hand, Nachsprechen (meist vor einem aufgestellten Kruzifix und brennenden Lichtern) der Worte, die der Beamte vorspricht, welcher den Eid abnimmt. Doch ist die Meinung, ein Eid, der ohne Kruzifix, ohne brennende Lichter, oder mit nach abwärts gehaltener ausgestreckter linker Hand geleistet wird, sei weniger folgenschwer oder weniger verbindlich, eine vollständig falsche. Du kannst vor Gericht zum Eide aufgefordert werden in eigener Sache oder als Zeuge in fremden Angelegenheiten, die dir auf irgend eine Weise bekannt geworden sind. Es gibt Fälle, dafs eine wichtige Sache — wenn Beweise fehlen — durch einen feierlichen Eid entschieden werden soll und aufgrund desselben auch wirklich entschieden wird. Wenn du also zum Schwur aufgefordert bist, so prüfe dich, ob du das sicher und gewifs weifst, was du beschwören sollst. Erlaube dir beim Schwören nicht einmal ein unsicheres, ein unbesonnenes Wort und anderseits sei dir heilig und unverletzlich, was du einmal beschworen hast. Lieber Armut, Elend, als ein Meineid!

Wer ohne Not schwört, wenn er auch wahr schwört, kommt nach der Lehre der Kirche schon in Gefahr, verdammt zu werden; denn kein Schwur ist unbedingt sicher, (so lange der Mensch Täuschungen ausgesetzt ist); »wer aber wissentlich falsch schwört, der wird verdammt,« sagt schon der hl. Augustin.

So verbrecherisch und strafbar es ist, selbst wissentlich falsch zu schwören, ebenso folgenschwer ist die Verleitung anderer zum Meineid. Warum aber ist ein Meineid besonders vor Gericht ein so fluchwürdiges Verbrechen? Durch einen falschen Schwur ruft man Gott, den heiligen, gerechten und allwissenden Richter, zum Zeugen einer Lüge an. Der Meineidige spielt mit Gott, Schicksal und Ewigkeit; er verletzt auf die frechste Weise die Pflicht der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit und damit das letzte Mittel, die Wahrheit zu erforschen, Streitigkeiten zu schlichten; er mifsbraucht und entkräftet Treue und Glauben unter den Menschen, ohne welche die gesittete menschliche Gesellschaft nicht bestehen kann. Der Meineidige verfällt nicht nur den strengsten Strafen der weltlichen Gerechtigkeit: Zuchthaus bis zu acht Jahren, Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte und der

Fähigkeit, je wieder Zeugschaft zu leisten; er sagt sich auch noch feierlich los von der Gnade und Hilfe des höchsten Richters und beraubt sich des höchsten und letzten Trostes im Leben und im Sterben.

Mit Schwören kann man sich auch versündigen, wenn man schwört, Böses zu thun und Gutes zu unterlassen; einen solchen Schwur darf man weder leisten, noch dürfte man denselben halten, wenn man ihn geleistet hätte; denn gottlos ist ein Versprechen, das nur mit einer neuen Schuld erfüllt werden könnte. — Wer einen zulässigen Schwur nicht hält, obschon er ihn halten könnte, verfällt gleichfalls dem Strafgericht Gottes und unter Umständen auch dem weltlichen Gerichte. Beim Antritte eines Amtes, bei Übernahme einer wichtigen Verpflichtung, Eingehung der Ehe wird ein Eid oder doch ein feierliches Versprechen an Eidesstatt abgefordert, und Personen, die diesen übernommenen Verbindlichkeiten nicht nachkommen, begehen eine schwere Sünde, schliefsen sich selbst aus der ehrbaren menschlichen Gesellschaft aus und verfallen überdies den Strafbestimmungen der bürgerlichen Gesetze. Es gibt Menschen, (und besonders die Jugend ist damit schnell bei der Hand) die im geselligen Verkehr bei der geringfügigsten Veranlassung, um ihre Behauptungen zu bekräftigen, stets Worte im Munde führen, wie „auf Ehre, auf Ehr und Seligkeit“ etc. Sie bedenken gar nicht, wie sie durch solche gewohnheitsmäfsige Versicherungen selber ihre Glaubwürdigkeit in zweifelhaftes Licht setzen. Des Redlichen Rede ist ja oder nein und damit genug. —

Schon bei den Heiden galt der Eidschwur als unverletzlich; dies beweist die Geschichte des römischen Consuls Attilius Regulus. Dieser war im Kriege in die Hände der Karthager geraten und wurde von denselben nach langer Gefangenschaft nach Rom geschickt, um Frieden zu erwirken. Vorher mufste er schwören, dafs er wieder zurückkehre, wenn ihm seine Sendung nicht gelänge. Die Römer gingen auf den Frieden nicht ein, und Regulus kehrte, eingedenk seines Schwures, in die Gefangenschaft zurück, wo ein schreckliches Ende seiner wartete; denn die Karthager schnitten ihm die Augenlider ab, setzten ihn den Strahlen der Sonne aus und töteten ihn durch langsame Qualen, indem sie ihn in eine Kiste legten, die mit spitzen Nägeln ausgeschlagen war. Regulus hatte sein schreckliches Ende vorausgewufst, und seine Freunde in Rom hatten ihn dringend gebeten, in Rom zu bleiben; aber obwohl ein Heide, achtete er die Götter höher als das Leben. Wie manchen Christen beschämt dieser Heide! A. B.

55. Vaterland.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
In fremder Welt stehst du allein, verlassen —
Ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerknickt!

Schiller.

56. Deutschlands Ehre.

1. Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringt, das bin ich.
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt; jetzt fraget mich!
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut:
Seht, wie ihr mich würdig ehret!

2. Ich verkünde deutschen Frauen
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schauen;
Dafür nehm ich weder Gut noch Geld.
Was wollt ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr;
D'rum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als mich freundlich stets zu grüßen.

3. Lande hab' ich viel geseh'n;
Nach den besten späht' ich allerwärts.
Übel möge mir geschehen,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch;
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

4. Von der Elbe bis zum Rhein —
Und zurück bis her an Ungarland,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand;
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, daß sie besser hier
Sind als and'rer Länder Frauen.

5. Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Lande, wo es noch beide gibt.
Lebt' ich lange nur darinne!

Walther von der Vogelweide.

57. Vaterlandsliebe einer deutschen Jungfrau.

Im Jahre 1813 erhob sich endlich nach langer Unterjochung das deutsche Volk, um die Franzosen aus Deutschland zu verjagen und Napoleons schweres Joch zu brechen. In Preußen besonders verließen die Jünglinge, ja sogar Knaben, die Schulen, Männer ihr Amt und

Geschäft, Gatten trennten sich von Weib und Kind, alles strömte den Sammelplätzen zu. Von hier aus ging es ins Feld, zum Kampfe für Freiheit und Vaterland, wozu ein erhebender Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk aufgefordert hatte. Auch Frauen und Jungfrauen nahmen begeisterten Anteil an dem Kampfe der Männer; viele brachten ihren Schmuck dar; andere gaben ihre Ersparnisse hin, viel und wenig, wie sie es vermochten; andere verpflegten unermüdet verwundete oder kranke Soldaten. In dieser Zeit der Opferfreudigkeit und Begeisterung für die Freiheit Deutschlands begaben sich drei Frauen von ihrem Landgute nach Berlin. In einem Gasthofe Berlins, wo sie abstiegen, lag eben auf der Wirtstafel eine gedruckte Bitte um Beiträge für die Verteidiger des Vaterlandes. Die Frauen leerten gleich ihre Geldbörsen auf einen Teller; dabei zog die eine von ihnen noch die Ringe von den Fingern und legte sie bei, die andere ihre Ohrringe.

In der Gesellschaft befand sich ein armes Fräulein, namens Schmettau. Sie besaß weder Gold, noch Schmuck.

In ihren Augen, die unwillkürlich nach irgend einer Gabe suchten, glänzten große Thränen. Geben wollen und nichts haben, das thut so weh!

Sie trat an ein Fenster und verbarg ihre Thränen. Die anderen Frauen wollten sie zart beruhigen. „Noch nie", sagte sie, „hat mich meine Armut so gedrückt, wie jetzt. Ich habe weder Geld noch Geschmeide, und doch möchte ich so gerne auch etwas für mein Vaterland geben können." Plötzlich aber war ihr bekümmertes Gesicht wie mit einem Strahl der Freude erleuchtet. „Ich habe doch noch etwas!" rief sie aus. Schnell schickte sie nach einem Perückenmacher und ließ sich ihr schönes blondes Haar abschneiden. Der Perückenmacher zahlte ihr gern über fünf Thaler dafür, und mit stiller Seelenfreude legte Fräulein v. Schmettau den Erlös auf den Teller. Der Beamte, der die Gaben einsammelte, vernahm die Sache, kaufte dem Perückenmacher die Haare wieder ab und ließ sie in Ringe fassen. Nun wollte jedermann einen solchen Ring tragen als Denkzeichen dieses schönen Opfers einer deutschen Jungfrau für ihr Vaterland. Wie schlug deren Herz vor Freude, als sie hörte, ihre Haare hätten der Kasse mehr als 1200 Thaler eingetragen

Haupt.

58. An Anfrag.

1. A Bauer hat drei Buabn im Feld,
Sie lassen goar nix hörn,
Jetzt is er halt nach Münka 'nein,
Zum Fragen in d'Kasern.

2. „Wie geht's mein Toni?“ hat er g'fragt,
Den mag er halt vor allen;
Da schaugens nach und sagens ihm:
„Der is bei Wörth drin g'fallen!“ —

3. „O mein Gott, mei! — und unser Hans?“
— „Der is mit siebez'g Mann
Bei Sedan g'fallen.“ — „Und der Sepp?“
— „Der liegt bei Orleans.“—

4. Der Alte sagt koa Wort und geht.
Er hebt sich an am Kasten,
Am Stuhl, am Thürg'schloß, an der Stiegn,
Er muaß a weni rasten.

5. Drunt auf der Staffel vorn Haus
Da is er niederg'sessen,
Er halt sein Hut no in der Hand,
Er hat auf all's vergessen.

6. Es gengant wohl viel tausend Leut,
Viel hundert Wag'n vorbei.
Der Vader sitzt no allweil dort:
„Drei Buabn und — alle drei!“

Stieler.

III. Aus dem Naturleben.

„O, wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein!“

1. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Uhland.

2. Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt:
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!“

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur,
Entflieh'n im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt,
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt,
Im Dorf wie einst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!"

Rückert.

3. Der Nutzen der Vögel.

Wie sich nicht leugnen läßt, verursachen manche Vögel dem Menschen nicht unbeträchtlichen Schaden, indem sie nützliche Tiere oder den Samen von Pflanzen, wohl auch reife Früchte und Gemüsepflanzen verzehren. Im großen und ganzen darf man aber doch behaupten, daß der Nutzen, den uns diese Tierklasse bringt, den Schaden weit überwiegt.

Der unmittelbare Nutzen der gefiederten Geschöpfe für den Menschen ist allerdings geringer, als derjenige der Säugetiere. Unmittelbar nützlich werden uns viele Vögel dadurch, daß sie ausgezeichnete Nahrungsmittel liefern. Denken wir nur an das vortreffliche Fleisch, welches Hühner, Tauben, Enten, Gänse, Schnepfen, Auerhühner, Puter-, Reb-, Birk- und Haselhühner, Fasanen, Wachteln, Lerchen, Krammetsvögel u. s. w. liefern, sowie an ihre unschätzbarste Gabe, die Eier. Auch die Federn zahlreicher Vögel lassen sich mit Nutzen verwenden, so die Schwungfedern von Gänsen und Schwänen zum Schreiben, die von Raben zum Zeichnen; besonders bekannt ist die Verwendung der Daunen von Schwänen, Gänsen, Enten, Eiderenten als Bettfedern. Gewisse Teile des Gefieders von Reihern, Marabus, Paradiesvögeln, Straußen dienen als Kopfschmuck, der Federpelz des Schwanes zur Anfertigung von Halskragen u. s. f. Viele Vögel lassen sich vom Menschen auch zur Jagd und zum Fischfange abrichten; so erhaschen Jagdfalken, Pelikane, Scharben Beute für ihren Herrn. Wieder andere dienen mehr zu unserm Vergnügen, indem sie uns durch ihren Gesang ergötzen, oder indem sie uns durch ihr herrliches Gefieder erfreuen, wie dies bei den Papageien, Kolibris u. a. der Fall ist, oder endlich, indem sie Kunststückchen machen, einzelne

Wörter sprechen lernen u. dergl. (Raben, Stare, Papageie, Kanarienvögel.) Der Mist mancher Vögel läßt sich vorteilhaft als Dünger verwenden; so ist der gegenwärtig in der Landwirtschaft so viel angewandte Guano nichts anderes, als Jahrhunderte lang angehäufter Kot von Seevögeln.

Was den mittelbaren Nutzen der befiederten Tiere betrifft, so wissen wir, daß gewisse Vogelgattungen Millionen von lästigen und schädlichen Insekten verzehren oder deren Eier, Larven und Puppen vertilgen; in solcher Weise machen sich viele Singvögel, die Schwalben, Sperlinge, Spechte, Stare, Fliegenschnäpper nützlich. Eine Art Polizeidienste verrichten andere durch Verzehrung von Aas und durch Wegfangen von Mäusen; auf diese Weise erwerben sich Aasgeier, sowie einige andere Raubvögel, Störche und Reiher Verdienste.

Endlich dürfen wir des Anteils nicht vergessen, welchen die Vogelwelt an der Verbreitung der Pflanzen durch Vertragung der Samen aus einem Landstriche in den andern hat.

Da demnach unter den Vögeln nur verhältnismäßig wenig schädliche, wohl aber sehr viel nützliche Arten vorhanden sind, sollte der Mensch um seines eigenen Vorteiles willen gerade diesen Geschöpfen besondere Aufmerksamkeit zuwenden und die nützlichsten unter ihnen auf alle nur mögliche Art hegen und schützen. Kleinschmidt.

4. Betrachtungen über ein Vogelnest.

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt und es betrachtet, was denkt er dazu? Getraut er sich, auch so eins zu stricken und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben, der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig seiner künstlichen Instrumentlein kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht!“ Das würde zu dem Künstler der Fink sagen.

Ebenso ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen.

Ebenso ist es mit dem Gespinst, worin sich ein Raupenwurm einkleidet. Ein Mensch kann kein Raupengespinst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich. Keiner hat's vom andern gelernt; jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ei. Ebenso alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art; ebenso jede Hülle des Raupengeschlechtes in ihrer Art. Man weiß es wohl; aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich, wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja, manches Tierlein braucht sein Gespinst nur einmal in seinem Leben und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: Für dieses Jahr ist's genug; übers Jahr mach' ich's besser.

Noch ein Wort. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Stückwerk, lauter Meisterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen.

Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft? und wenn er meinte, jetzt gehe sie am besten, so blieb sie stehen; oder ein Paar Stiefel: einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten Tagen wird der Absatz rebellisch und will desertieren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Nichtsnutz. —

Denn erstlich, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und so zu sagen den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüten und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und kein Spinnengewebe nachmachen. Gottes Werke macht niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht allen auf gleiche Art, dem

einen so, dem andern anders, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfnis recht ist; also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstande lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Überlegung für mancherlei Zwecke bauen und hantieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenuhr, item eine Orgel, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen; er kann keine Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Übung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hindringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. „Kannst du den Vers," sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott, du hast der Freuden Fülle"?

Das Büblein fuhr fort:

Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Du liebest mit stets gleicher Stärke
Das Gute nur, und deine Werke
Sind Ordnung und Vollkommenheit.
O, bilde mich nach dir! —

„Sieh', Kind," sagte der Hausfreund — und kam sich selber fast vor, wie ein Pfarrherr in der Kinderlehre, so er doch keiner ist und metallene Knöpfe auf dem Rocke trägt, — „sieh'," sagte er, „das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Leben lang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Berufe zu erwerben und zu erhausen hat." — „Gesetzt," sagte er, „du lernst ein Handwerk, oder wirst ein Schreiber oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all' deinem Werk und Thun das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das nämliche in seiner Art so gut machen kann als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntage gut predigen, am andern oben weg aus dem Ärmel. Denn Gott liebt mit stets gleicher Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden als die Gediegenheit seiner Werke, wenn jedermann

gestehen und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude kann nichts anderes sein als die Vollkommenheit seiner Werke."

Da hielt das Büblein die Hände gen Himmel und sagte: „O, bilde mich nach dir!"

Aus einem solchen Kinde kann etwas werden. Hebel.

5. Flora und die Blumen.

„Kinderchen des holden, süßen Frühlings,
Hört, o hört der Mutter treue Warnung:
Wenn ein lauer Winterwest euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnd bösen Mörder!

Wartet, bis der gold'ne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erscheinet,
Die euch weckt aus euren Winterbetten
Und euch Kleider bringt und schöne Häubchen!"

Also sprach zu ihren Blumenkindern
Flora scheidend und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen sagten ihr Gehorsam
Und Geduld zu, bis sie wiederkäme.

Als sie kam, der gold'ne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterschlafe,
Und die Mutter brachte schöne Kleider,
Lief umher und sucht' und zählet' alle.

Ach, da fand sie manche schöne Knospe
Früh hervorgelockt vom bösen Mörder;
Ausgetreten war sie aus der Zelle,
Hatt' hervorgeblickt mit ihren Äuglein.

Und war bald erstarret, von des bösen,
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet;
Denn der Winterwest war Frost geworden,
Und erstarret stand das arme Blümchen.

Traurig rief die Mutter ihrem Zephyr,
Der es brach, und sie begrub es traurig. —
Seht, die ungeduldig frühe Blume
Prangt nun nimmermehr im Lenz der Flora! Herder.

6. Das Veilchen.

Drausen an der Hecke am Bergeshange, dort sitzt das Veilchen im Herbste wie ein Kind, dem Vater und Mutter gestorben, verlassen und einsam. Kein Mensch mag es suchen; niemand bemerkt es. Es kommt der kalte Winter; Schlossen

und Schneeflocken fallen, und der scharfe Wind fährt durch die Berge. Blauveilchen hat kein Obdach, keinen Schutz vor dem bittern Frost. Die hohen Büsche, die im Frühlinge schön weiſs und rot blühten, die Rosen und Weiſsdorngesträuche, Buchen und Haseln haben den ganzen Sommer hindurch in schönen grünen Blättern geprangt; nun ist ihr Gewand verschossen und gelb geworden, auch wohl von Würmern und Raupen zerfressen; da werfen sie, wie reiche, hohe Herren, die alten Kleider stolz hinweg. Ihre Knospen haben sie mit harten, glänzenden Schalen umhüllt, sie sind ein guter Schutz gegen den Frost. Das arme, kleine Veilchen erhält die abgetragenen Sommerkleider der Büsche als warme Decken im kalten Winter. Mit geborgten und erbetenen Sachen ist es umhüllt gleich einem Waisenkinde drauſsen am Zaun. Doch jetzt kommt der Frühling, und nun wird das arme Veilchen mit einem Male sehr reich. Unten hat es viele feine Wurzeln, die trinken Maitrank; niedliche Blätter breiten sich nach allen Seiten aus, jedes zierlich geformt wie ein Herz. Adern ziehen durch dasselbe links und rechts, der Rand ist mit kleinen Zähnen versehen; es ist ein feiner Spitzenbesatz an seinem neuen Gewande. Auf dünnem Stiele steht die blaue Blüte keck und lustig wie auf einem Bein, fertig zum Frühlingstanz in der warmen Luft. Fünf Blütenblätter bilden die Blüte; fünf Kelchblätter umschlieſsen sie von auſsen. Aus blauer Seide sind die ersten; grün ist der Überwurf, und die übrigen Blätter bilden das Unterkleid von gleicher Farbe. Ein goldner Schmuck ist vorn auf der Brust, und einen Sporn hat das untere Blütenblatt gleich einem vornehmen Herrn und Ritter. Auch der trotzige Bart fehlt ihm nicht; an den Seitenblättern sitzt ein solcher. Des Veilchens Sporn ist jedoch nicht so grausam als derjenige des Reiters, der das Pferd blutig ritzt; er ist zart und weich und dient dem Veilchen jetzt in seinem Reichtum als Vorratskammer. In den himmelblauen Saal seiner Blüte, mit seidenen Tapeten geschmückt, führt eine goldene Pforte; fünf Staubgefäſse und ein Stempel bilden sie; unten ist ein offenes Thor; dunkle Linien auf hellerem Grunde zeigen den ankommenden Gästen den Weg zur reichen Tafel. Honigmale nennt man diese Streifen; denn süſser Honig ist die aufgetragene Speise. Wunderholde Schmetterlinge flattern im Sonnenschein als vornehme Prinzen dem Veilchen zu; fleiſsige Bienen eilen summend zu seinem Reichtum; alle schmausen, und doch

verlangt das Veilchen von keinem Bezahlung. Es gedenket der Milde, mit welcher die Büsche ihm Blätter zum Schutz geliehen, als es selbst noch so arm und dürftig war, und spendet nun auch freundlich jedem, der kommt, seine Schätze. Auch gegen die Büsche, seine alten Wohlthäter, zeigt es sich dankbar. Die Heckensträucher haben jetzt im Frühling auch junge Kindlein; es sind ihre tausend Knospen, die braun und unansehnlich am grauen Zweig auf wärmeren Sonnenschein warten. Zu denen hinauf sendet das Veilchen dankbar seinen wonnigen Duft und erquickt sie in ihrer Einsamkeit. Wenn nun der gelbe Zitronenfalter und die rotgezeichnete Aurora, die mancherlei goldglänzenden Fliegen und Bienen beisammen sitzen und schmausen beim fröhlichen Mahle, dann erzählt das Veilchen als ein lustiger Wirt seinen Gästen auch ein schnurriges Märchen:

„Ihr freut euch über die Blätter meiner Blüte,“ spricht es; „schaut sie aber einmal genauer an! Sie sind nicht von gleicher Gröfse und nicht von gleichem Schmuck. Das unterste macht sich so grofs und breit; es ist eine böse Stiefmutter, die alles geizig für sich nimmt; auf zwei Stühle hat sie sich mit einem Male gesetzt; denn sehet, zwei Kelchblätter stehen unter diesem grofsen Blatte. Links und rechts kommen ihre beiden Töchter; jeder gab sie ein besonderes Stühlchen; aber ganz entfernt von ihr müssen die beiden obersten Blätter, ihre Stieftöchter, sich kümmerlich zusammen mit einem Stühlchen begnügen. Da erbarmt sich der liebe Gott der verlassenen Stieftöchter, er straft die böse Stiefmutter und ihre eitlen rechten Töchter, er dreht den Stiel der Blüte herum; — nun ist die Stiefmutter zu unterst gekommen, die früher zu oberst war, als der Stiel sich gerade streckte; sie hat hinten einen gewaltigen Höcker erhalten, und den beiden rechten Töchtern ist ein Bart gewachsen zur Strafe für ihren Stolz, so dafs sie ausgelacht werden von allen Kindern, die es sehen; die verachteten Stieftöchter sind aber die obersten geworden.“

Noch vieles erzählt das Veilchen seinen Gästen von seinen Verwandten, von dem bunten Blümchen, das die Menschen wegen jener Erzählung Stiefmütterchen nennen, von dem blassen Veilchen im Walde und im Sumpf, von dem gelben hoch droben auf der Alp, bis die sinkende Sonne die Gäste zum Scheiden ermahnt. Sie sagen Ade, sehr ergötzt von der lustigen Erzählung. So verstreicht heiter Tag für Tag, bis am Sonntag die Kinder

zur Hecke kommen, das Veilchen zu suchen. Jubelnd tragen sie es heim und pflanzen es ins Gärtchen, pflegen es, bis es verblüht, oder pflücken es zum duftenden Sträußchen, ein Geschenk für Vater und Mutter. Hermann Wagner.

7. Der Kirschbaum.

1. Zum Frühling sprach der liebe Gott:
„Geh, deck dem Würmlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter grün und frisch.

2. Und's Würmlein — aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus.
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

3. Und drauf, so nagt's mit stillem Zahn
Am zarten Blättlein hier und dort
Und spricht: „Wie ist's Gemüs' so gut!
Man kommt schier nimmer wieder fort."

4. Und aber sprach der liebe Gott:
„Deck jetzt dem Bienlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blüten trug,
Viel tausend Blüten weiß und frisch.

5. Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut's Bienlein, und es fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee sein!
Sie haben kostbar Porzellan.

6. Wie sauber seh'n die Tassen aus!
So steckt's sein Züngelein hinein
Und trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süß!
Der Zucker muß doch wohlfeil sein!"

7. Zum Sommer sprach der liebe Gott:
„Deck auch dem Spätzlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen rot und frisch.

8. Und's Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint,
Da nimmt man Platz und fragt nicht lang.
Das gibt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang."

9. Zum Spätherbst sprach der liebe Gott:
„Räum ab, sie haben alle jetzt!"
Drauf kam die kühle Bergesluft,
Und schon hat's kleinen Reif gesetzt.

10. Die Blätter werden gelb und rot
Und fallen bei des Windes Weh'n,
Und was vom Boden aufwärts kommt,
Muß auch zum Boden abwärts geh'n.

11. Zum Winter sprach Gott zum Beschluß:
„Deck wacker zu, was übrig ist!"
Da streut er Schnee im Überfluß.

Johann Peter Hebel.

8. Sommerlied.

1. Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben:
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spat und früh
Müssen uns die Berge geben.

2. Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
An der Schmele schlank und fein
Glänzt der Tau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

3. Schlanke Bäume!
Munt'rer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis;
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen.

4. Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Ähre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte weh'n,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

5. An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide!
Weiße Wölklein steigen auf,
Zieh'n dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein geh'n zur Weide.

6. Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O, dann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

7. Schwarze Wetter
Überzieh'n den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

8. Rote Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur,
Bange harrt die Kreatur;
Donnerschläge stürzen nieder.

9. Gut Gewissen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde kracht.

Joh. Peter Hebel.

9. Die Linde.

Von den Bäumen, die dem heimischen Boden Schatten geben, ist die Linde einer der schönsten. In dem Umfang ihres aufstrebenden Stammes und in der Höhe kaum hinter der Eiche zurückbleibend, übertrifft sie dieselbe in dem Reichtum ihrer Verästung und Verzweigung und durch die Fülle ihrer blätterdichten, weiten Krone.

In der Ehre, welche ein hohes Alter gewährt, wird sie von keinem andern deutschen Baume übertroffen. Man gibt ihr eine Lebensdauer von 800 bis 1000 Jahren. Der großen Linde bei Neustadt im Königreich Württemberg geschieht urkundlich schon in den Jahren 1229 und 1408 Erwähnung. Vieler Männer Arme umspannen sie nicht, und mehr als 100 steinerne Säulen sind hingestellt, um die Äste, die sie rings weit ausstreckt, zu stützen. Bei dem Schützenhause zu Zofingen, auf dem Wege von Basel nach Luzern, stehen stattliche Linden, deren Äste zwei Tanzsäle tragen, auf welchen sich die Jugend unter dem grünen Zelt ihres Lebens freut.

Die Linde ist durch ganz Deutschland und die Schweiz, soweit man dort die deutsche Zunge hört, reichlich verbreitet, im Süden und Westen vorherrschend die breitblättrige, im Osten und Norden mehr die kleinblättrige, beide Arten gleich an Größe und Umfang, mit saftgrünen, herzförmigen Blättern, jene heller, diese dunkler, jene mit früheren, diese mit späteren Blüten. Als Waldbestand, der größere Flächen bedeckte, wird

sie selten angetroffen. Man könnte sich der Vorstellung hingeben, sie liebe und suche, gleich manchen Tieren, die Nähe des Menschen, und sie begleite ihn gerne zu den Stätten seiner Ruhe und Thätigkeit. Man sieht sie vor dem Hause des Pfarrers, des Amtmanns, des Schulzen und neben der Ruhebank vor der Thür des Schenkwirts, auf den Hauptplätzen und bei den Ausgängen der Dörfer, Weiler und Städte und vor den Thoren zerfallener Burgen, neben den Grenzmalen der Gemeinden und Gemarkungen, auf Kreuzwegen und auf ehemaligen Gerichtsstätten. Über die Ruhestätte der Herde auf der Weide, über den Brunnen, den die menschliche Hand gegraben, über die Quelle, die aus dem Felsen springt, breitet sie ihr schützendes Dach, und in gleicher Weise birgt sie den frommen Beter vor den Strahlen der Sonne bei den Kapellen im Felde, bei den Stationsbildern und vor dem Bilde des Gekreuzigten. Auf den Plätzen, welche die Gotteshäuser der ländlichen Bevölkerung umgeben, und wo der Mensch die letzte Ruhestätte findet, teilt sie seine Einsamkeit. Die Erinnerung an verehrenswerte Männer ist mit ihr verwachsen. Über der Grabstätte Klopstocks bei Ottensen haucht eine Linde, gepflanzt von den Schwestern seiner Frau, ihre Düfte aus. Eine große Linde bei Stuttgart, in der schönen Promenade aufwärts nach der Höhe, heißt die Uhlandslinde.

Auch zur Wölbung hoher Hallengänge hat man die Linde verwendet, und selbst in volkreichen Königsstädten hat sie sich niedergelassen. Aber ihre Heimat ist nicht in dem Staube der Straßen und dem Gewühl der Menge. Auf der Weide, wo sie ihre Lebenskräfte aus dem fetten Boden zieht, vor dem Dorfe, vor der Burg, wo ein Teich der Nachbarschaft ihre Wurzeln näßt oder ein Bach an denselben vorüber rieselt, auf den Höhen, wo reine Lüfte durch ihre Krone fahren und das Messer des Kunstgärtners ihren Zweigen fern bleibt, wächst sie auf zu ihrer vollen Herrlichkeit und bildet für sich allein oder in Gruppen von zweien oder dreien jene hohen Kronen und Laubdächer, unter welchen der Wanderer so gern seine Rast nimmt und die der Sprechsaal von Hunderten bunter Vögel sind. Es ist nicht der Nutzen auf dem Markte, der den Baum den Menschen so nahe gebracht hat; Früchte trägt er nicht; der Schreiner und Zimmermann hat für ihn nur geringe Verwendung, und selbst als Feuerungsmaterial leistet er wenig. Nur der Schnitzer von Götter- und Heiligenbildern liebte von jeher sein weiches und weißes Holz.

Es ist die Kraft seines Stammes, die Fülle seiner hohen Laubkrone, das milde Grün und die Herzform seiner Blätter, der Duft, den seine Blüte weithin verbreitet, aus welcher bunte Falter Nahrung ziehen

und die Bienen schwer beladen ihren Honig heimtragen; es ist die Poesie der ganzen Erscheinung, was das Gemüt des deutschen Volkes zu dem schönen Baume hinzieht. Die Liebe und Verehrung der Linde ist bei unserm Volke nicht von gestern her. So wie man die Linde auf deutschem Boden fast überall antrifft, so deuten auch unzählige Namen in unserer Sprache auf eine gleiche Liebe unserer Vorfahren.

Mannigfach ist in Sage und Geschichte die enge Verbindung des Baumes mit dem Ursprung ausgezeichneter Ortschaften aufbewahrt. An vielen Orten in den deutschen Landen wird noch die Linde gezeigt, unter welcher bis in die letzten Jahrhunderte die Gerichtssitzungen gehalten wurden.

Nach Funcke.

10. Die Biene.

Wenn der Landmann im Frühlinge den Samen zu so manchem aussäet, das erst wachsen und blühen muß, ehe es zeitigen und geerntet werden kann, so ist die Biene schon vollauf beschäftigt, einzutragen, was die sich kaum öffnenden Blümchen für sie gebracht haben. Ohne Säumen benutzt sie alle Monate der warmen Jahreszeit und schickt sich, je nach der Zeit, sogar im Anzuge in diese. Im März und April, wo die Luft noch kühl ist, trägt sie an den Hinterbeinen dicke Höschen von gelber oder brauner Farbe, die sie von den blühenden Hasel- oder Palmkätzchen verfertigt; später kleidet sie sich schön violblau am ganzen Körper; ich glaube, sie holt sich dies freundliche Kleidchen an der blühenden Rapunzel, und wieder erscheint sie in gelbem Anzuge, wozu ihr der Löwenzahn die Farbe gibt. Am häufigsten kehrt sie aber heim, ohne daß eine Farbe die Blume verrät, welche sie besuchte. Aber die Ausbeute ist dann nicht weniger reich; denn die Biene fällt, selbst nicht weit vom Stocke, oft noch ins Gras, um mit der genommenen Last auszuruhen. Diese trägt sie in dem Honigmagen, einem Bläschen, das sie an warmen Tagen wohl drei- bis viermal füllt, nachhause. Willst du das fleißige Treiben der Biene kennen lernen, so stelle dich an einem heitern Sommertage an einen Bienenstock. Du mußt sehr wohl acht haben, wenn du eine einzelne Biene mit dem Blicke verfolgen willst; denn in Scharen eilt alles im Korbe aus und ein. Vor dem Eingange steht eine zahlreiche Wache, um jeden Fremdling zurückzuweisen. Andere Bienen erwarten die mit Honig und Samenstaub kommenden, nehmen ihnen die Last ab und versuchen die mitgebrachten Höschen, welche nebst dem süßen Safte ihre Nahrung ausmachen; wieder andere stehen mit aufgerichtetem Hinterleibe und summen unaufhörlich mit den Flügeln, ob zur eigenen Lust oder als Musik zur Belebung des Ganzen, wer kann dies wissen?

Wie es im Innern des Bienenhauses aussieht, wirst du jedenfalls schon gesehen haben. Die Waben oder Rosen hängen senkrecht und gleichlaufend neben einander und bestehen aus sechseckigen Zellen. Zwischen den einzelnen Scheiben ist so viel Raum, daß zwei Bienen bequem aneinander vorbei laufen können. Da aber die Straßen in der Bienenstadt lang sind, so finden sich zwischen den einzelnen Hauptstraßen Verbindungsgäßchen, wodurch der Verkehr der kleinen Bewohner erleichtert wird. Die Behausung der Königin zeichnet sich vor derjenigen der andern durch Größe aus. Um das fleißige Völkchen bauen und arbeiten zu sehen, setzten wißbegierige Leute Bienenschwärme in gläserne Körbe; aber die kleinen Künstler verklebten das Glas mit einem Überzuge von Wachs und Harz. Doch beobachtete man, daß sie sich beim Bauen in mehrere Scharen teilten, wovon die eine das Material herbeiholte und den groben Umriß der Zelle bildete, eine zweite dem Werke die notwendige Vollendung gab und eine dritte denen, welche ihre Arbeit nicht verlassen konnten oder wollten, Nahrung brachte. Der Arbeiter, welcher Hunger fühlt, hält seinen Leib vor den Aufwärter, um anzuzeigen, daß er essen will, worauf dieser sein Honigsäcklein öffnet und einige Tröpflein herausgießt. Ist die Mahlzeit vorüber, so begibt sich der Arbeiter wieder ans Werk.

Die Bienengesellschaft eines Stockes bildet einen Staat, dessen Oberhaupt eine Königin ist. An dieser hängen die Bienen als getreue Unterthanen mit Liebe und erweisen ihr alle Aufmerksamkeit. Um der Herrscherin willen scheinen sie ihre bestimmten Arbeiten und Pflichten zu erfüllen, und so lange dieselbe dem Staate vorsteht, erleidet das schön geregelte Leben keine Unterbrechung. Dazu gehört nebst dem Einsammeln von Honig und dem Bau der Zellen auch die Pflege der Brut. Diese besorgen die wartenden Bienen; sie füttern die Maden und reinigen deren Körper und Flügel, wenn sie nach der Verpuppung in der vollkommenen Bienengestalt die einsame Zelle verlassen und sich zum erstenmal vor den Stock in den heiteren Sonnenschein wagen. Vor dem Flugloche schieben, drehen und putzen die Wärterinnen den Pflegling, beißen eine Art Federbüschchen ab, das ihm am Kopfe steht und bei der nächstens zu beginnenden Arbeit hinderlich sein würde, und darauf wagt die junge Biene den ersten Flug und wetteifert bald in Fleiß und Geschicklichkeit mit den alten. Der junge Nachwuchs wandert beim Schwärmen später unter Leitung seiner eigenen Königin aus und gründet eine selbständige Kolonie.

So harmonisch alle Verrichtungen im Bienenstaate von statten gehen während das Oberhaupt lebt, so verwirrt und gelähmt ist alles bei dessen

Tode. Allgemeine Trauer herrscht alsdann unter allen Bienen; dieser folgt die größte Unordnung. Bringt der Anblick einer neuen Königin nicht alles wieder ins alte Geleise, so zerstreuen sich die Bienen, schleichen sich in fremde Stöcke ein oder kommen um. Doch auch bei Lebzeiten der Herrscherin geht es bisweilen stürmisch im Stocke zu. An heißen Tagen fallen einzelne Bienen wütend einander an, kommen dann heraus und kämpfen, bis eine unterliegt. Dabei sucht eine der andern mit dem Stachel zwischen die Schienen des Körpers zu kommen; die gestochene verscheidet bald. Auch die Drohnen verfallen ohne Barmherzigkeit dem Tode, sobald sie ihren Zweck zum besten des Ganzen erfüllt haben; denn da sie keinen Honig einsammeln und nur Verzehrende sind, so entledigen sich die Arbeiter derselben. Sind mehrere Königinnen im Stocke, so werden alle bis auf eine getötet oder vertrieben.

Bisher hast du, Leser, die Einrichtungen und die Geschäftigkeit dieser fleißigen Insekten beobachtet, und es schien, als ob sie nur um ihrer selbst willen arbeiteten und eintrügen; aber so ist es nicht ganz. Denn der Mensch genießt eigentlich die Frucht ihres Fleißes. Wie schmeckt ein Honigbrot so gut, und wie gerne essen Kinder die Lebkuchen! Zu beiden muß das Bienchen die süße Beigabe liefern. Auch die übrige Ausbeute des Stockes ist schätzbar. Im Hause des Herrn lodert die reine Flamme des Wachslichtes am Altare und mahnt dich an Den, der da sagt: „Ich bin das Licht der Welt.“ Freundlich überrascht bist du ohne Zweifel, wenn du am frühen Christmorgen in das Gotteshaus kommst, das im Lichtscheine vieler brennenden Kerzen dasteht. Zur Feierlichkeit des Gottesdienstes, wie zu deiner Freude am Weihnachtsbaume, an dem die Lichtchen strahlen, trägt die Biene bei. Aber zur Weihnachtszeit ruht die kleine Arbeiterin im warmen Häuschen und sammelt Kräfte für das künftige Frühjahr. Sie weiß nichts von deinen Weihnachtsfreuden, erhält keinen Dank und will auch keinen für ihre Gaben. Und doch sind diese Dankes wert. Wem willst du nun dankbar sein? Funcke.

11. Betrachtungen am Felde.

Willst du sehen, wie das Feld entsteht, so begleite mich in Gedanken nach der Westküste Afrikas! Eine Negerhorde hat im dichten Urwalde ihr Lager aufgeschlagen und denkt daran, eine Pflanzung anzulegen, um Brot zu bauen: Mais und Bananen, Yam und Pfeffer. Die Männer ergreifen die Äxte und hauen das dichte Buschwerk zwischen den Bäumen hinweg, desgleichen die zähen Schlingpflanzen, die wie Gewebe einer Riesenspinne alles durchziehen. An den großen Baumstämmen schälen sie unten die Rinde ab, damit die Bäume vertrocknen; dann lassen sie

alles einige Wochen im heißen Sonnenscheine liegen, damit es gehörig ausdörrt. Nun legt man die Fackel daran und steckt den Verhau in Brand. Die helle Lohe schlägt auf, leckt an den dürren Bäumen empor, verkohlt die Äste und verwandelt das dünnere Gezweig zu Asche. Hat sich der Brand abgekühlt, so hacken Weiber und Sklaven mit eisernen Hauen flache Löcher in den Boden, hier eins und dort eins, wie's eben kommt, und legen Samenkörner oder Knollen hinein. Der Regen begießt die Pflanzung, und nach einem Vierteljahre kann die Ernte stattfinden, wenn nicht — die wilden Elefanten vorher schon den Ertrag für sich genommen und das übrige in den Grund gestampft haben.

Die verkohlten Baumstämme bleiben zwischen den Feldfrüchten stehen, eine Umhegung ist nirgends vorhanden, und die Vögel des Waldes finden auch offene Tafel, wenn sie Appetit nach jungen Maiskörnern haben.

Ist ein solches Feld ein paar Jahre lang bebaut worden, so will's nicht gut dieselbe Frucht mehr tragen. Man läßt es liegen und behandelt ein anderes Stück Wald ganz auf die nämliche Weise. Auf der verlassenen Fläche wuchern wieder Sträucher und Bäume hervor, und nach wenigen Jahren steht abermals dichtes Gestrüpp dort, das zum Walde heranwächst.

Mit den Feldern unserer Heimat war es uranfänglich nicht viel besser. Der Wald ward ausgerodet und umgegraben, nur daß man das Holz daheim als Brenn- oder Nutzholz verwendete. Dann trug das neue Feld ein paar Jahre lang prächtig Getreide und Ölsaat; nachher wollte es aber nicht sonderlich mehr gehen. Man ließ die ermüdeten Äcker ein Jahr brach liegen, damit sie sich wieder erholen konnten; da wucherte allerlei Unkraut empor, das niemandem etwas nützte.

Später aber lernte der Landmann die Sache besser. Er düngte das Feld tüchtig und gab ihm dadurch die Stoffe wieder, welche es durch die Feldfrüchte verloren hatte. Ebenso wechselte er mit den Gewächsen, baute nicht mehrere Jahre nacheinander dieselbe Sorte auf demselben Feldstücke, sondern eine andere, da jede Art etwas andere Speise dem Boden entnimmt.

Dadurch ward das Brachliegen unnötig gemacht, und das Land konnte viel mehr erzeugen als ehedem. Um reichlichen Dünger zu bekommen, hielt der Landmann möglichst viel Vieh, besonders Rinder. Für diese säte er dann Klee, pflanzte Rüben und sorgte für anderweitige Futterkräuter.

Da der Landmann die Kunst lernte, auf demselben Flächenraume seines Feldes jetzt eine viel größere Menge Nahrungsstoffe zu erzeugen

als vordem, so ward es ihm möglich, nun auch mancherlei Gewächse zu bauen, an welche ehedem niemand dachte. Er pflegt auf geeigneten Stellen den hochstengligen Mohn, auf anderen Feldern Flachs und Hanf, die nutzbare Fasern zu Kleidungsstoffen abgeben. Auf anderen Äckern sehen wir Färberröte und Waid, hier Eichorie, deren Wurzeln zum Kaffeeersatz dienen sollen, dort Weberkarden, mit deren stacheligen Blütenköpfen der Tuchweber das Tuch aufkratzt, um es scheren zu können.

In einigen Gegenden pflegt man auf weiten Ländereien besondere Gemüse, für welche der Boden und seine Lage vorzüglich geeignet ist. So triffst du Gefilde, von Gurken bedeckt, andere mit Sellerie, andere mit Meerrettich, noch andere mit Fenchel, Kümmel, Senf und ähnlichen Gewürzen. Auch der Apotheker und der Parfümeriefabrikant gehen nicht leer aus, denn römische Kamillen, Arnika, Wermut, Süßholz u. dgl. pflegt der Landmann in manchen Landschaften; in anderen duften die Felder von Lavendel und Thymian.

Am interessantesten sehen unstreitig die Felder in der Umgebung der größeren Städte aus. Hier triffst du förmliche Wälder von Kohl und hochstengligen Bohnen, Dickichte von Hopfen, Gebüsche von Gemüsepflanzen und weitleuchtende Blumenbeete. Hier werden große Feldstrecken geradezu Gärten, aus denen täglich Wagenladungen von Blumensträußchen und Topfpflänzchen den Bewohnern der Stadt zugeführt werden, damit selbst das Kind des ärmeren Arbeiters, das nicht viel vom Felde zu sehen bekommt, etwas Hübsches im Stübchen daheim haben kann. —

Zu der besseren Pflege der Felder kam auch die bessere Wiesenkultur. Ehedem ließ man wachsen, was wachsen wollte. Wo eine Wiese versumpft war, da trug sie nur unangenehme Riedgräser und Schilfe, die dem Vieh wenig Nahrung boten; jetzt sucht der aufmerksame Landwirt das Wasser sorgsam zu verteilen. Wo zu viel ist und durch zu langes Verweilen den Boden verdirbt, legt er Abzugsgräben an und Thonröhren zur Entwässerung. Da, wo es fehlt, leitet er's zu. Die Landleute Chinas und Japans sind hierin wahre Musterwirte. Dort geht kaum ein Tropfen Wasser eines Bächleins verloren, das nicht einem Nutzpflänzchen zu gute käme. Aber wie viel schon haben auch unsere Landwirte getan, und die Regierung des Landes nimmt sich der Angelegenheit an. Der Lauf der Gewässer wird geregelt; die Ufer solcher Flüsse, welche gern anschwellen, werden durch Dämme geschützt. Das fließende Wasser muß arbeiten: Mühlen treiben und Fabrikräder bewegen, Linnen bleichen und Städte mit Trank versorgen; aber es soll nicht verwüstend in die Felder einbrechen, die Frucht mit Geröll überschütten oder fortschwemmen.

Derselbe Fortschritt, welcher in der Benutzung des Feldes stattgefunden hat, traf auch die Bearbeitung desselben. Anfänglich war der Landmann gezwungen, jegliche Arbeit mit seinen eigenen Kräften zu thun. Die einfache Hacke war zunächst das einfache Werkzeug, um den Boden für die Aufnahme des Samens zu öffnen. Darnach nahm man das kräftige Tier zum Gehilfen an.

Pferde und Ochsen zogen den Pflug; die Egge und Walze und dann den hochbeladenen Wagen. In neuesten Zeiten nimmt der Landwirt auch die Maschine in Dienst. Die fahrbare Dampfmaschine (Lokomobile) zieht den Pflug; Maschinen streuen die Saat aus; andere mähen das Gras der Wiese; noch andere Maschinen dreschen daheim das Getreide aus und reinigen es. Mühlen der verschiedensten Art verwandeln die Körner in Mehl, Graupen und Gries, die Ölfrüchte in Öl. —

Sieh hinein in die Städte, wie der Feldbau hier zahlreiche Beschäftigungsweisen in seinem Gefolge hat! Dort schimmern dir die Trockenhäuser einer Stärkefabrik mit ihren schneeweißen Stärkestücken entgegen; daneben begegnen dir große Wagen voll Fässer, die man mit Bier, Branntwein, Spiritus oder Essig gefüllt hat. Alle jene fleißigen Leute, welche diese Sachen bereiten, erhalten die Rohstoffe dazu von dem Landmanne. Den Flachs und Hanf verarbeiten zahllose Hände und künstliche Maschinen in Gebäuden, welche den Fürstenschlössern an Größe nicht nachstehen. Die Farbekräuter erfahren in Farbenfabriken ihre weitere Verwandlung. Damit aber auch bei dem Guten und Schönen das Süße nicht fehle, gewahrst du dort eine Zuckerfabrik, die aus den unansehnlichen Rüben den schönsten weißen Zucker herstellt.

Im Eifer ging mancher Landwirt etwas weiter, als gut war. Es ward besonders in Gebirgsgegenden mancher Wald weggeschlagen, der nur schlechtes Feld ergab und der hätte Wald bleiben sollen. Wald und Feld müssen wie zwei Geschwister vertraulich Hand in Hand gehen. Ehedem herrschte der Wald; er war der ältere Bruder, später verdrängte ihn das Feld mehr als gut war. Man denkt jetzt daran, das richtige Gleichgewicht herzustellen, obschon dies nicht leicht ist. — Nach H. Wagner.

12. Der Reis.

Das Vaterland des Reises ist wahrscheinlich Ostindien und das südliche China; wenigstens wird er daselbst schon seit Jahrtausenden als Saatpflanze kultiviert. Im Innern von Afrika hat ihn der Reisende Kotschy wildwachsend, wahrscheinlich aber wohl nur ganz verwildert angetroffen. In Europa scheint man ihn zwar schon seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung

zu kennen; seine eigentliche Einbürgerung schreibt sich aber sicherlich erst von der Zeit der Einfälle der Sarazenen (711 n. Chr.) in Spanien, Sizilien und Kalabrien her. Gegenwärtig wird er in ganz Italien, Spanien, Nordafrika und einem grofsen Teile des wärmeren Amerika, insbesondere aber in den südlichen Provinzen der nordamerikanischen Freistaaten, dann auf Java und im ganzen Sunda-Archipel in unermefslicher Menge gebaut. Seine Kultur (mag sie nun in der Ebene oder auf höheren Punkten versucht werden) verlangt vor allem Überflufs an Wasser für die Zeit seiner Aussaat bis zu der Blüte, nebst einem andauernd heiteren und warmen Sommer und Herbst. In jenen Gegenden, in welchen der Ackerbau noch auf der tiefsten Stufe der Kultur sich befindet, wird der Reis ganz einfach in Sumpf- und Marschboden ausgestreut, in kultivierten Ländern aber auf wohlbestellten Äckern in reihenweise gezogene Gruben gesäet oder in kleine Löcherreihen gesteckt. Ist dies geschehen, so überläfst man es dort dem Himmel, durch Regengüsse in der einen Hälfte des Jahres den Boden zu überschwemmen, oder setzt, wie in Italien, Nordamerika und China, mittelst Bewässerungskanälen oder Schleusen die Felder mehrere Zoll hoch unter Wasser. Zur Reinigung der Äcker vom Unkraute wird das Wasser zu verschiedenen Zeiten wiederholt ab- und zugelassen und in einigen Gegenden erst kaum vor der Ernte ganz entfernt. Das Abernten geschieht mit der Sichel, worauf die Halme in Garben gebunden, ins Trockene gebracht, verschiedentlich entkörnt und die Früchte in eigenen Stampfen oder Mühlen von ihren Hüllen befreit werden. Die Bestellung des Bodens für den Reis, wie dessen Kultur und Ernte ist der schlimmen, fauligen Ausdünstung des ersteren wegen eine äufserst nachteilige für die Gesundheit der Menschen. Man flieht daher allenthalben mit Recht die Gegenden, in welchen Reis gebaut wird, indem auf dem Umkreis mehrerer Meilen sich bösartige Fieber und Gallenkrankheiten zur Sommerszeit alljährlich einstellen.

In einem grofsen Teile der Tropengegenden bildet der Reis das Hauptnahrungsmittel der ganzen Bevölkerung, und Mifsjahre führen bei geringem binnenländischem Handelsverkehre in diesen sonst gesegneten Ländern weit häufiger noch als bei uns allgemeine Hungersnot herbei. In der Regel wird er in Wasser gekocht, allein oder mit Milch und anderen tierischen Stoffen vermengt, genossen. Seines geringen Gehaltes an Kleber wegen

eignet sich dessen Mehl wenig zur Brotbereitung. Das daraus bereitete Gebäck ist in der Regel von gelber Farbe, besitzt frisch bereitet einen angenehmen Geschmack, trocknet aber sehr bald aus und läſst sich nicht lange aufbewahren. — Gleich unserem Roggen liefert der Reis durch Zusatz von Gärungsmitteln und Zuckersyrup eine Maische, aus welcher die im Handel unter dem Namen Rak oder Arak bekannte wasserhelle, stark alkoholische Flüssigkeit gewonnen wird. Die Hindu brauen noch ein anderes weinähnliches Getränk, den Kange, die Japanesen ihren Sakki daraus. Reiskleister und Reiswasser werden zum Steifen von Mousselinen und Seidenstoffen in Hindostan verwendet. Die Reisspreu dient als Viehfutter, das Stroh als Material zu feinem und geschätztem Flechtwerke für Hüte und Täschchen. — Alle Teile des Reises eignen sich somit auf das vorteilhafteste zu mannigfacher Verwendung und lassen uns in ihm eine der wertvollsten Pflanzen für den Haushalt des Menschen erkennen. Welch ungeheure Menge von Reis in den Handel gebracht wird, mag man daraus entnehmen, daſs von Südkarolina allein jährlich zwischen 4—500,000 Zentner auſser Land geführt werden.

Fenzl.

13. Der Wald und seine Bedeutung.

Ob der Wald Bedeutung hat, kann keine Frage sein. Wohin wir blicken, überall sehen wir Erzeugnisse des Waldes. Unsere Wohnungen, unsere Geräte, unsere Schiffe, unsere Eisenbahnen, sogar unsere Bergwerke könnten nicht sein, wenn der Wald nicht wäre. Des Winters Kälte würden wir erliegen, Nahrungsmittel, für uns erst durch des Feuers Macht genießbar, würden uns nichts nützen, die Kraft des Dampfes würden wir nicht kennen, durch sie nicht über Land und Meer fliegen, wenn es keine Wälder gäbe oder gegeben hätte.

Die Fortschritte der Kultur sind an den Wald gebunden, und doch war die Kultur die größte Feindin des Waldes; sie ist es leider hier und da noch jetzt. Deutschland, vormals mit dichten Eichen- und Buchenwäldern überdeckt, ist jetzt nur strichweise noch mit schönen Waldungen versehen; nackte Berge, wüste Ebenen sind da, wo vormals dichte Wälder standen. Was nützt der Flugsand, was trägt die Heide? Was könnte der Wald, den man vor grauer Zeit aus Unverstand oder Eigennutz geschlagen, nützen? Immer fühlbarer wird der Holzmangel; immer höher steigen die Holzpreise. Die Steinkohlen und Braunkohlen wachsen nicht nach; die Torfdecke des Moores vermehrt sich nur langsam; mögen sie

auch noch für tausende von Jahren Brennstoff liefern, so wird doch diese Quelle einmal versiegen.

Die Waldungen sind mit dem Wohle der Menschheit eng verknüpft; von ihnen ist zum großen Teile das Klima, die geschützte Lage, die Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens abhängig. In der Natur greift alles in einander, die Stoffe kreisen ohne Unterlaß. Die Pflanze nimmt aus der Luft Kohlensäure und andere gas- und dunstförmige Produkte auf, welche von den Tieren ausgeatmet oder durch die Verwesung in Freiheit gesetzt werden; sie haucht dagegen Sauerstoff in die Atmosphäre aus. Dieser Sauerstoff dient den Tieren zum Leben. Der Baum mit seinen grünen Blättern und jungen Zweigen bietet der Luft eine große, aufnehmende und aushauchende Oberfläche entgegen; er bindet den Kohlenstoff der Kohlensäure, um aus ihm Holz, Stärkemehl u. s. w. zu bereiten. Der Wald entzieht der Luft durch seine ungleich größere auffsaugende Oberfläche ungleich mehr der genannten Gase als die Wiese und das Kornfeld; er gibt in gleichem Maße mehr Sauerstoff an die Atmosphäre ab. Sein Einfluß auf die chemische Zusammensetzung des Dunstkreises der Erde ist deshalb von großer Bedeutung.

Der Laubwald wirft alljährlich seine Blätter ab; selbst die Nadelhölzer verlieren nach einer bestimmten Reihe von Jahren ihre Nadeln. In den Nadeln und im Laube erhält der Boden einen Teil der mineralischen Stoffe zurück, welche ihm die Wurzeln der Bäume entzogen; die organischen Verbindungen der Blätter werden dagegen für den Boden eine reiche Humusquelle. Der Schatten der Belaubung erhält dem Boden seine Feuchtigkeit; die Verwesung arbeitet fort und fort; es entstehen Moospolster; die Humusdecke des Waldes wächst von Jahr zu Jahr.

Wasser ist das notwendigste Lebensbedürfnis aller Pflanzen und Tiere; ohne Wasser kein Saft, ohne Saftströmung kein Leben. Der Wald entzieht der Atmosphäre viel Wasser; er haucht viel Wasser wieder aus. Bewaldete Gegenden haben in der Regel eine feuchte Atmosphäre; sie haben Regen und fruchtbaren Tau. Wie der Blitzableiter die Gewitterwolke, so zieht der Wald die Regenwolke zu sich herab, sie erquickt ihn nicht allein, sie kommt auch den benachbarten Feldern zu gute; in der Nähe des Laubwaldes findet man fast überall fruchtbares Ackerland. Der Tau ist ein Niederschlag wässeriger Ausdünstungen der Erdoberfläche; wo er entstehen soll, muß letztere Wasser abgeben. Der dürre Sand, der nackte Fels kann wenig Wasser geben; ihn kann deshalb kein Tau erfrischen. Der Wald, mit einer bedeutenden Verdunstungsoberfläche versehen, gibt seinem Boden, gibt dem benachbarten Lande eine

große Menge des erquickenden Taues; der Boden des dichten Hochwaldes, am Tage durch die Sonnenstrahlen weniger erwärmt, wird in der Nacht auch weniger durch Ausstrahlung erkältet. Die von Feuchtigkeit erfüllten Luftschichten über dem Walde senken sich am stillen, kühlen Abend als Nebel in das Thal; der Tau perlt am Morgen auf den Wiesen; er erquickt den Acker. Wie in den Küstengegenden die Meeresdünste, so sorgen die Waldesdünste im Binnenlande für die Bewässerung des Bodens und durch dieselbe für dessen Fruchtbarkeit.

Die Mehrzahl der Flüsse entspringt auf bewaldeten Gebirgen; der Wald erhält einer Gegend ihren Wassergehalt, er sorgt für die Flüsse, er ernährt ihre Quellen; in der Wüste versiegen dieselben. Die ungeheuren wasserreichen Ströme Nordamerikas durchziehen den Urwald; ob sie so wasserreich bleiben werden, wenn ihre Wälder verschwunden sind? Die Winde fahren her und hin; fällt auch auf dürren Sand ein warmer Regen, was hilft er diesem Sande? Begierig eingesogen, wird sein Wasser ebenso schnell wieder abgegeben; keine Pflanzen sind vorhanden, die das Wasser an sich fesseln könnten; nur wenige Pflanzenarten können überhaupt auf dürrem Sande gedeihen, weil nur wenige imstande sind, das Wasser lange festzuhalten. Die Fackeldisteln und die blattlosen Wolfsmilcharten sind fast die einzigen Bewohner tropischer Wüsten; unser Sandgras wächst auf Flugsand dürrer Heiden und wird schon hier, indem es durch seine Wurzelausbreitung den lockeren Sand befestigt, nützlich. Das Sandgras zeigt uns die Möglichkeit, auch Wüsteneien ganz allmählich mit einer neuen Pflanzendecke zu bekleiden.

Wenn sich im Winter Schnee und Eis auf dem Gebirge häufen, um vor der Sonne des Frühlings zu schmelzen, so schwellen die Ströme plötzlich an; ein Bergstrom kommt zu anderen, die Wassermasse stürzt mit Macht ins Thal hinab. Bedeckt ein Wald des Gebirges Grund, fließen die Ströme durch fruchtbares Land, so wird ein großer Teil des schmelzenden Schnees, der auf den Bäumen oder unter ihnen liegt, von der lockeren Dammerde des Bodens aufgesogen und zurückgehalten, während er da, wo ihn der Boden nicht aufnimmt, die Wassermenge der Flüsse vermehrt. Seitdem die Wälder verschwanden oder über alle Gebühr gelichtet wurden, sind die Überschwemmungen der Flüsse im Frühjahre furchtbarer als je hervorgetreten.

Ein Bergrücken, eine Mauer, ein Wald schützen vor dem Winde. Der Windschutz des Hochwaldes ist in mancher Gegend nicht ohne wohlthätigen Einfluß; von ihm beschirmt, gedeiht der junge Wald, gedeiht das Ackerland; er verhütet die weitere Ausbreitung des Flugsandes; er hemmt die nachteilige Einwirkung austrocknender Winde; er gewährt

endlich Schatten und Kühlung. Der wohlthätige Einfluß des Waldes auf die Luftbeschaffenheit einer Gegend läßt sich nicht mehr in Zweifel ziehen. Der Gesundheitszustand der Menschen und Tiere, das Gedeihen der Pflanzen ist von der Luftbeschaffenheit einer Gegend abhängig; manche verheerende Krankheit, die wir vormals nicht kannten, hängt vielleicht mit einer Veränderung der Atmosphäre durch die Verminderung der Wälder zusammen.

Der Wald hat aber auch noch eine sittliche und nationale Bedeutung. In unseren zahlreichen deutschen Walddörfern blüht das Volksleben noch im naturfrischen Glanze. Wie die See das Küstenvolk frisch erhält, so wirkt in gleicher Weise der Wald im Binnenlande. Der Waldbauer ist lustiger als der Feldbauer; er singt noch mit den Vögeln des Waldes um die Wette. Ein Dorf ohne Wald ist wie eine Stadt ohne geschichtliche Bauwerke, ohne Denkmäler, ohne Kunstsammlungen, ohne Theater und Musik. Der Wald ist der Turnplatz der Jugend und die Festhalle der Alten. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch, damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

H. Schacht.

14. O Thäler weit, o Höhen!

1. O Thäler weit, o Höhen,
o schöner, grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen
andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
saust die geschäft'ge Welt,
schlag noch einmal die Bogen
um mich, du grünes Zelt!

2. Wenn es beginnt zu tagen,
die Erde dampft und blinkt,
die Vögel lustig schlagen,
daß dir dein Herz erklingt:
da mag vergehn, verwehen
das trübe Erdenleid,
da sollst du auferstehen
in junger Herrlichkeit.

3. Im Walde steht geschrieben
ein stilles, ernstes Wort
vom rechten Thun und Lieben,
und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
die Worte schlicht und wahr,
und durch mein ganzes Wesen
ward's unaussprechlich klar.

4. Bald werd' ich dich verlassen,
fremd in die Fremde geh'n,
auf buntbewegten Gassen
des Lebens Schauspiel seh'n;
und mitten in dem Leben
wird deines Ernsts Gewalt
mich Einsamen erheben;
so wird mein Herz nicht alt.

Eichendorff.

15. Das Moos.

Unten am Waldesboden lebt ein winziges Geschlecht, bescheiden und harmlos: das Moos. Seine Pflänzchen sind die Zwerge der Pflanzenwelt. Die gröfsten davon sind nicht länger als ein Finger. Viele

sind nicht gröſser als ein Nadelkopf. Wie zierlich überziehen sie den Grund des Waldes! Hier wölben sie dichte Polster von dunkelgrüner Farbe. Diese tragen lange, goldene Fäden mit Knöpfchen und goldnen Kronen darauf. Das ist das goldne Frauenhaar. Dort bilden gelblichgrüne Pflänzchen mit vielen Ästen weiche Ruhekissen. Mehr als hundert verschiedene Arten von Moosen leben still in Wald und Sumpf, an Stämmen und Felsenwänden, an Mauern und auf Dächern.

Wie schwach ist doch solch ein Pflänzchen! Sein Stengel ist von schön geformten Blättchen dicht umhüllt und kaum so stark als ein Fädchen Zwirn. Der Fuſstritt eines Vogels wirft es um; ja, ein Käfer, der vorbeiläuft, stöſst das einzeln stehende zuboden. Drum hat der liebe Gott auch immer groſse Gesellschaften, tausend und abertausend solcher Pflänzchen neben einander wachsen lassen. Diese Zwerglein richten in Gesellschaft gar manches aus. Wenn im rauhen Herbst die stolzen Bäume ihre gelben Blätter verlieren, dann ist das Moos am schönsten grün und wächst am besten. Es fängt die Eicheln und die Nüsse der Buchen und Haseln auf und umhüllt sie weich und warm. Die starken Bäume, die im Sommer so stolz auf das kleine Moos herabgesehen, frieren und zittern im Schneegestöber. Das weiche Moos kriecht an den Stämmen empor und ist ein warmes Winterkleid für sie.

Die tausend Käfer des Sommers suchten sich Verstecke, als der rauhe Herbstwind kam. Sie krochen hinein ins weiche, warme Lager von Moos und schliefen da den ganzen langen Winter hindurch. Hier liegen runde Häufchen Spinneneier, dort ähnliche von Schmetterlingen. Hier hat eine Raupe ihr Winterlager ausgesucht; dort ruht zusammengerollt eine Blindschleiche. Jetzt taut der Schnee. Die Tropfen eilen hurtig nach dem Bache. „Halt!“ ruft das Moos den Flüchtigen zu. Mit seinen hundert Ärmchen hält es ihrer viele fest. „Ich habe viele Kinder,“ sagt es, „die brauchen Morgentrank!“ Das Moos reicht jedem von ihnen sein Tröpfchen: der Eichel, der Haselnuſs, den Samenkörnchen von der Flockenblume und vom Vergiſsmeinnicht; sie wachsen auf und trinken und keimen, und das Moos schützt die zarten Sprossen vor dem kalten Märzenhauch.

Die Pflänzchen kommen nun allenthalben hervor; die Käfer kriechen heraus; die Schnecken schlüpfen ans Tageslicht, und aus den Puppen kommen schöne Schmetterlinge. Aus fernen Ländern kehren Rotkehlchen und Nachtigallen wieder und beginnen ihre Nester zu bauen. Sie tragen Reischen in den neubelaubten Busch und flechten sie in einander. Nun fehlt es noch an einem weichen Bettchen für die Eier und die künftigen jungen Vögel. Da fliegen die Alten zum weichen Moos und bitten um seine Hilfe. Gutwillig gibt es seine Pflänzchen her, daſs die Vögel ihre Nester ausfüttern können. Bald kommt auch das Häslein und das Reh. Sie suchen ein sicheres und trauliches Versteck, wo sie die jungen Hasen und Rehe pflegen können. Für sie breitet sich das Moos als weicher Teppich aus, auf dem sie alle ein schönes Lager haben.

Neben dem Walde liegt ein Sumpf. Darüber bildet das Torfmoos eine dichte weifse und rote Decke. Nach oben wächst dieses Torfmoos unaufhörlich weiter; nach unten stirbt es ab und bildet Torf. Den stechen dann Torfgräber aus, trocknen ihn und verkaufen ihn als Feuerungsmaterial. Dann heizt das Torfmoos den Menschen die Stube und hilft die Speisen kochen. Als schöner, grüner Überzug bekleidet anderes Moos die Abhänge der Waldberge. Es bildet Ruhekissen und Sofas und ladet die Kinder zur angenehmen Ruhe ein, wenn sie vom Erd- und Heidelbeersuchen ermüdet sind. Da pflücken sie das Moos, und daheim winden sie Kränze daraus mit Immortellen zum Geburtstage der Mutter, die Jahre lang grün bleiben.

Das kleine Moos lehrt den schwachen Menschen, sich freundlich an andere anzuschliefsen, wenn er sich selbst zu schwach fühlt. In Gemeinschaft mit andern kann er oft viel ausrichten.

Hermann Wagner.

16. Herbst.

1. Rot wird das Laub am wilden Wein;
Die Luft geht schon so herbstlich kühl.
Das Eichhorn sagt: „Jetzt fahr' ich ein;
Schon lose sitzt die Nuß am Stiel."

2. Dem Sperling geht's nicht schlecht; er speist
Den ganzen Tag, bald hier, bald dort.
Er sagt: „Die Schwalb' ist schon verreist.
Gut, daß sie fort! gut, daß sie fort!"

3. Im Garten um den Rosenstrauch,
Da klingt ganz anders das Gered.
Ein Blümchen spricht: „Merkt ihr's nicht auch?
Es wird so trüb, so still und öd.

4. Das Bienchen flog doch sonst so flink
Bei uns umher — wo ist es nun?
Weiß eines 'was vom Schmetterling?
Der hatt' sonst hier so viel zu thun."

5. Ein zweites sagt: „Eh' man's gedacht,
Kommt schon die Nacht und weilt so lang.
Wie lieblich war doch einst die Nacht!
Nun ist sie gar unheimlich bang.

6. Wie muß man warten morgens früh,
Bis daß die Sonn' guckt über'n Zaun!
Ach, und ganz anders wärmte sie,
Als sie noch gern uns mochte schaun."

7. Ein drittes d'rauf: „Mir sinkt der Mut;
Der Morgentau, der ist so kalt!"
Die Spinne sagt: „Es wird noch gut!
Ach, wenn's nur würd'! und würd's nur bald!

8. Nur einmal noch so, wie es war,
Nur ein paar sonn'ge Tage noch.
's wird nicht mehr viel — ich seh' es klar.
Und leben, leben möcht' man doch."

Trojan.

17. Das Wasser im Haushalte der Natur.

Das Wasser stellt in der Haushaltung der Natur das Bild einer guten Hausmutter dar. Ohne das Wasser würde gar bald die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, gleich den afrikanischen Wüsten in der dürren Zeit des Jahres; ohne dasselbe würden alle Gewächse verdorren, alle Tiere dahinsterben. Aber gleich einer sorgsamen Mutter, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauses umherwandelt, bald hinab in den Keller, bald auf den Speicher steigt, um alle die Ihrigen mit dem, was ihnen not thut, zu versehen, strömt das Wasser der Erde in den Flüssen und Bächen hinab nach dem Meere, steigt von da nach kurzem Verweilen als Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Tau, ergießt sich als Regen über das durstende Land, sickert in die Erde, durchdringt sie in allen Teilen und sammelt sich auf dem Gebirge oder auf den waldigen Hügeln zum Quell oder Bach und rinnt, indem es seine nährenden Gaben rings umher verteilt, von neuem hinab in die Tiefe. Das Wasser folgt dem Bergmanne nach in seine Gruben wie dem Krystallgräber auf seine kahlen Berghöhen. Denn ebenso wie die Luft ins Wasser eindringt, und in dieses sich versenkt, so drängt sich das Wasser in luftiger Gestalt in die Atmosphäre ein und gibt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirgs in solcher Fülle zu trinken, daß kaum die Mittagssonne die perlenden Tropfen hinwegnimmt. Nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein durstendes Leben sich mehr erhalten kann, in den kalten Höhen, wohin sich nur Luftschiffer und kühne Gebirgssteiger erheben, scheint das Wasser seiner hausmütterlichen Mühen und Sorgen entbunden; dorthin kommt es nur wenig, die Luft ist da wasserleerer als anderwärts.

In dem weichen, sanften Element des Wassers sind die zartesten, feinsten Tierarten verwahrt und geborgen, die Polypen, welche die Korallengebäude anlegen und die vielfachen Formen der gallertartigen Scheibentiere oder Quallen. Überhaupt darf man sagen, daß die unvollkommensten Anfänge des Tierreiches, aus denen gleichsam die höheren, vollkommeneren Gestaltungen der Landtiere erst ausgeboren werden, im Mutterschoße des Gewässers beschlossen sind. Wasser gibt es freilich viel auf Erden; denn mehr als drei Vierteile ihrer Oberfläche sind vom Meer bedeckt, und Ströme wie Seen und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Weltteilen und Ländern in großer Zahl. Dennoch kommt dieses wohlthätige Element den Landtieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selbst entgegen wie die Luft, die sie einatmen, sondern es muß von ihnen oft in weiter Ferne und mühsam aufgesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und

das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist für sie ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das vollkommenere Landtier seine rüstigen Füße empfangen, daß es mit Hilfe derselben das aufsuchen kann, was ihm fehlt, und in wenigen Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenritzen Arabiens nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Lache angelangt, in der sich von der Regenzeit her noch einiges Wasser erhalten hat; die Herden der schnellfüßigen afrikanischen Gazellen ziehen von einem Landstriche zum andern, dem Regengewölke nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergießt, und jeden Morgen wie jeden Abend finden sie von der fernen Weide her am Tränkplatze sich ein.

Viel anders als bei den Tieren verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen; sie müssen es abwarten, bis ihnen dieses selber entgegen kommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr als die Tiere. Denn diese finden zum Teil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen; der Raubvogel im frischen Fleische und Blute der erbeuteten Tiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht bloß eine Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel. Und wie die Hausmutter ungerufen und von selber dem nahrungsbedürftigen Kinde naht, so kommt das Wasser aus der Luft herab den Pflanzen entgegen; wo viel Wald und reiches Grün ist, da gibt es Quellen und Bäche, und das Regengewölk zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin; wo aber der Mensch in unbedachtsamem Eifer seines Kulturtriebes oder aus Geldgier die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche, und das Land wird zur dürren Einöde.

So kann sich selbst an der Pflanze, welche, ohne Auge und Ohr, ohne jeden erkennenden Sinn für die Mutter, die sich ihr naht, nichts thun kann als nur kräftig die Nahrung saugen, die sich ihr darbeut, die Liebe dieser Mutter nicht verleugnen; auch an ihr offenbart sich jene Fürsorge, die all ihrer Geschöpfe gedenkt.

Wie der Adler seinen Jungen, so lange sie noch unbefiedert und schwach im Neste liegen, die Nahrung herbeiträgt, die sie nicht in eigener Kraft erfassen können, so sendet er, der allen das Leben gab, seinen hilflosesten Geschöpfen das, was ihnen not thut, zu seiner Zeit. Es heißt da mit Recht: Der Starke für sich selber wacht; den Schwachen nimmt der Herr in acht.

Schubert.

18. Der Alpenjäger.

1. „Willst Du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft.“ —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“ —

2. „Willst Du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.“ —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“ —

3. „Willst Du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet Dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!“ —
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

4. Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

5. Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung;
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

6. Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad —
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

7. Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst; denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

8. Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt Du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde:
Was verfolgst Du meine Herde?" Schiller.

19. Wanderlied.

Bleibe nie am Boden haften!
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind sie zu Haus!

Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns auf ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß. Goethe.

20. Der Winter.

1. Isch echt do obe bauwele feil?
Sie schütten eim e redli teil
In d'gärten aben und ufs hûs;
Es schneit doch au, es isch e grûs;
Und's hangt no menge wage voll
Am himmel obe, merki wol.

2. Und wo ne mâ vo wîtem lauft,
So het er vo der bauwele g'chauft;
Er treit sie uf der achsle nô
Und uffem hut und lauft dervô.
Was laufsch denn sô, du närsche mâ?
De wirsch sie doch nit g'stôle hâ?

3. Und gärten ab, und gärten uf,
Hen alli scheie chäpli uf.
Sie stön wie grôſsi hêre dô;
Sie meine, 's heigs sust niemes sô.
Der nuſsbaum het doch au si sach.
Und's hêrehûs und's chilchedach.

4. Und wo me luegt, isch schnee und schnee,
Me sieht ke strôſs und fueſsweg mê.
Meng sômechörnli, chlei und zart,
Lît unterm bode wol verwârt,

Und schnei's, so lang es schneie mâg,
Es wartet uf si ostertâg.
5. Meng summervögli schöner art
Lît unterm bode wol verwârt;
Es het kei chummer und kei chlâg
Und wartet uf si ostertâg;
Und gangs au lang, er chunnt emol
Und sîder schlôfts, und's isch em wol.
6. Doch wenn im früelig 's schwälmli singt
Und d'sunnewärmi abedringt,
Potz tausig, wacht's in jedem grâb
Und streift si totehemdli âb.
Wo nummen au ne löchli isch,
Schlieft 's leben ûse jung und frisch. —
7. Do fliegt e hungrig spätzli hêr!
E brösli brôt wär si begêr.
Es luegt ein so verbärmli â;
's het sîder nechte nüt mê ghâ.
Gell bürstli, sell isch andri zît,
Wenn's chorn in alle fure lît?
8. Do hesch! lofs andren au dervô!
Bisch hungerig, châsch wieder chô! —
's muefs wôr sî, wie's e sprüchli git:
»Si seie nit und ernte nit;
Si hen kei pflueg und hen kei joch,
Und Gott im Himmel nêrt si doch.« Hebel.

Anmerkung: treit = getragen; chunnt = kommt; echt = denn, scheie = Pfähle; brösli = Brosamlein; bürstli = Bürschlein; fure = Furche.

IV. Land und Leute.

„O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom!„

1. Im Vaterland.

Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht?
Das Vaterland!
Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden übers Meer;
Doch was ich nirgends wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland.
Ich glaubt', in solchem Sonnenschein
Da müßt' ich ewig glücklich sein,
Und vor den trunk'nen Sinnen schwand
Dein treues Bild, o Vaterland!

Wie sang der lieben Vöglein Schar
Im Frühling doch so hell und klar
Im Vaterland!
So singen sie dort draußen nicht;
Dort strahlt der Tag so hell und licht;
D'rum haben sie sich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milder Luft,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht;
An Frühling hab' ich kaum gedacht;
Ein Zauber hielt mein Herz umspannt;
Du löstest ihn, o Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb' und Treu' nicht das Geleit —
O Vaterland!
Du gabst sie, als ich von dir schied,
Mir als den besten Segen mit,
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir, mein Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward gesund
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland!
Gleichwie die Lerche, schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe, deutsche Vaterland!

Reinick.

2. Europa.

Von dem großen Festlande Asiens läuft westwärts eine große, weit ausgebuchtete, mannigfach gebildete Halbinsel aus, im hohen Norden von den kalten Fluten des Eismeeres, südlich und westlich vom großen atlantischen Ocean und dem Mittelmeere bespült. Es ist Europa, unser Erdteil, nächst dem Insellande Australien der kleinste unter den übrigen. Fünfmal größer ist Asien, viermal Amerika und dreimal Afrika; aber Europas Völker sind fast die Gebieter aller Nationen.

Wenn andere, unter der heißen Zone gelegene Gegenden Asiens und Amerikas durch die Fülle und Pracht ihrer Pflanzen und die Reize und den Farbenschmuck der Tierwelt, durch die Größe und Herrlichkeit der Naturerscheinungen den Reisenden bezaubern, so ist, Vorteile und Nachteile gehörig erwogen, doch Europa in jedem Sinne der gedeihlichste Aufenthalt für den Menschen. Freilich ist es, was Gaben seiner Oberfläche betrifft, ursprünglich von den übrigen Weltteilen, mit Ausnahme des großen Insellandes Neuholland, am kärglichsten von der Natur ausgestattet worden; denn sein jetziger Reichtum in der Pflanzenwelt ist

wohl größtenteils mehr ein zusammengebrachter als ureigener. Unsere Waldbäume, einige nützliche Gesträucharten und einige genießbare Zwiebel- und Wurzelgewächse abgerechnet, sind eine Menge Gewächse, die jetzt Europa im Überfluß hervorbringt, aus anderen Gegenden hierher verpflanzt worden. Selbst unsere Getreidearten sind Fremdlinge, und Asien mag ihre Heimat sein; und wie uns Amerika die vielbenutzte wohlthätige Kartoffel und den ziemlich unnützen, aber vielbeliebten Tabak sandte, so gab uns Asien die edlen Obstsorten, die Kirsche, Pfirsiche, Apfelsine, Zitrone, Feige, Melone und selbst den Wein.

Aber eben darin besteht der große Vorzug Europas von den übrigen Weltteilen, daß sein gemäßigtes Klima die Erzeugnisse anderer Länder sich so leicht aneignet, ohne ihre Mängel zu besitzen. Europa hat im Vergleiche mit anderen Teilen der Erde nur unbedeutende Gebirge, Ströme und Seen; seine Wälder sind nicht zu vergleichen mit den Urwäldern Amerikas, seine Ebenen nicht mit den Wüstenmeeren Afrikas und den einförmigen Savannen Amerikas; seine mächtigsten Tiere sind schwach und unbedeutend gegen die Riesen der Tierwelt in Afrika und Asien; dafür tritt aber auch die ganze Natur dem Menschen in Europa freundlicher und milder entgegen. Nicht kennen wir die Strenge, Furchtbarkeit und lange Dauer des Winters von Sibirien und Nordamerika; unter gleichen Graden der Breite erzeugt unser Erdteil noch Getreide und mancherlei Früchte, wo jene beiden Länder bei fast ewigem Eise nur Moose und niedriges Gestrüpp ihren wenigen Bewohnern bieten. Fremd ist uns die Wut der Orkane Westindiens, fremd die furchtbaren Gegensätze von Hitze und Kälte, wie Amerika und Asien sie darbieten, und wenn uns auch der Himmel nicht in jener Pracht der Tropenländer strahlt, so kennen wir auch nicht jene furchtbar verheerenden Krankheiten, von denen die Bewohner jener für so glücklich gepriesenen Länder heimgesucht werden — die asiatische und afrikanische Pest und das gelbe Fieber Amerikas berühren kaum Europas äußerste Grenzländer. Gern vermissen wir jene, allem Leben feindseligen, fast endlosen Sandwüsten Afrikas und Asiens, die Flußniederungen Amerikas mit ihren furchtbaren Überschwemmungen, jene unendliche Menge teils gefährlicher, teils wenigstens höchst lästiger, reißender oder giftiger Tiere und Insekten. Unbesorgt überläßt im Sommer der Europäer sich dem Schlummer in Feld, Wald und Wiese, ohne den giftigen Hauch einer verpestenden Luft oder die Gewalt und das Gift gefährlicher Tiere, lästiger Gewürme zu fürchten. Das nicht allzumilde Klima, die fast durchaus gesunde Luft geben dem Europäer jene körperliche Schönheit und Stärke, wodurch er sich im allgemeinen vor den übrigen Völkern der Erde auszeichnet, und begründen

höchst wahrscheinlich seine entschiedene geistige Überlegenheit. Europa ist der gebildetste Weltteil. Von Asien ging die Menschheit, ging die Bildung aus; allein seit Jahrtausenden ist sie toter Gewohnheit, wilder Barbarei und zügelloser Nachahmerei gewichen. Europa ist seit mehr als 2000 Jahren der Mittelpunkt aller Kenntnisse, aller Wissenschaften, aller Künste, alles Handels und Gewerbes, aller milden und edlen Sitte; und nur erst seit einem Jahrhunderte beginnt in Nordamerika, namentlich durch europäische Abkömmlinge, die edlere Bildung.

Nach L. Thomas.

3. Unsere Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen wie ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes altes Lied!
Leb' aufs neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch;
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber, soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken:
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Max von Schenkendorf.

4. Deutschlands Naturschönheit.

Vor alters gewährte Deutschland, wie die Römer erzählen, den Anblick ungeheurer Waldgebiete, und noch jetzt, nachdem es seit 1000 Jahren sorgfältiger bebaut wird, ist es waldreicher als die drei Südländer Europas, wo der Wanderer nur zu oft über nackte Höhen und baumlose Landschaften klagt. Ein Viertel des deutschen Bodens ist noch mit Wald bewachsen, und diese prachtvollen Laub- und Nadelwälder haben nicht bloß den regen Natursinn des deutschen Volkes mächtig gefördert, sondern sie sind auch in vielen Beziehungen eine Quelle des Volkswohlstandes geworden, sowie sie zugleich auf die klimatischen Verhältnisse

großen Einfluß gewonnen haben. Deshalb hat das nachsichtslose Ausroden der Wälder auch für manche Landschaften Deutschlands (Veen, Eifel, Ostseeküsten ꝛc.) sehr nachteilige Folgen gehabt. Haben wir auch keine Pomeranzenhaine, keine Olivengärten, die überdies fahl aussehen, und keine immergrünen Baumarten, so prangen dafür unsere Wälder mit herrlichen Eichen und Buchen, die nirgends schöner sind als bei uns, und zwar am stattlichsten im Norden (Mecklenburg, Holstein, Insel Rügen), so daß die Dichter nicht ohne Grund das Haupt der Germania mit Eichenlaub bekränzen. Beide kommen meist neben einander vor; doch ist die Buche als der herrschende Waldbaum des mitteldeutschen Berglandes, aber auch des Unterharzes und einzelner Küstenländer der Ostsee zu betrachten, während die Eiche ihre Hauptheimat auf dem kieseligen Boden der niederrheinischen Gebirge, in Westfalen, am Solling, Spessart, Odenwald und in Oberschlesien hat. Die Kiefer herrscht vor in den Sandstrecken Norddeutschlands und des bayerischen Frankens, sowie in der rheinischen Tief- und süddeutschen Hochebene, soweit Sand- oder Kiesboden. Herrliche Bestände von Fichten und Tannen finden sich in den Alpen, am Schwarz-, Böhmer-, Franken- und Thüringerwald, am Riesengebirg und auf dem Oberharz. Linden, Ulmen, wilde Kastanien, Eschen, Akazien und Pappeln verschönern selbst im nördlichen Flachlande die Kirchhöfe, Dorfplätze und Straßen. Sümpfe, deren es in der Urzeit zwischen den Waldungen viele gab, sind größtenteils verschwunden und nur wenige Gegenden durch Moräste ungesund, nirgends in solchem Maße wie die pontinischen Sümpfe und Maremmen Italiens. Die Heiden und Moore, die in Deutschland zerstreut liegen, z. B. in der Lausitz, im Lüneburgischen, in Altbayern ꝛc., südlich von Friesland, sind reizlos, allein nicht trübseliger als die Sandflächen südlich von Bordeaux in Frankreich; und rechnet man beide gegeneinander auf, so ist unser deutsches Vaterland bei weitem schöner als Frankreich. Die Seine läßt sich weder an Wasserfülle noch an Herrlichkeit der nächsten Gegenden mit der Elbe vergleichen; nirgends bieten ihre Ufer solche Landschaften wie die der Elbe von Böhmen bis Dresden. Schon daraus, daß in Deutschland viel mehr Gebirge sich verzweigen als in dem großenteils flacheren Frankreich, kann man schließen, wie viel mannigfaltiger und reizender die Natur der Landschaften in Deutschland sein muß.

Schacht und Dr. Rohmeder.

5. Der Rhein.

Unser Rhein vereinigt alles, was einem Flusse Wert gibt. Er ist ein Strom, der in ein Meer mit Ebbe und Flut mündet; sein Lauf geht von Süden nach Norden ohne erhebliche Krümmungen und wird nur

durch eine einzige Stromschnelle weit ab von der Mündung unterbrochen. Seine große Bedeutung erhellt auch aus den vielen Ansiedelungen an seinen Ufern. Er ist der städtereichste Fluß der Welt. Ja, das Bedürfnis nach einer Ansiedelung im Rheingebiet ist so groß gewesen, daß eine zweite ebenso große Städtekette in seiner Nähe sich gebildet hat, wie Straßburg, Freiburg rc., und das sind Städte von gutem Klange.

Mit dem greifbaren Nutzen, den der Rhein bringt als eine treffliche Verkehrsstraße für ganz Westdeutschland, streitet die Schönheit des Stromes und seiner Umgebung um den Preis. Die klare, grüne Flut, vielfach bedeckt von Kähnen und Schiffen, umkränzt von Rebenhügeln, schön bewaldeten Berghöhen mit Schlössern und Burgen, umgeben von vielen freundlichen Dörfern und reichen Städten mit hochragenden Zinnen und Domen, dazu die Fülle von Sagen und geschichtlichen Begebenheiten, die sich an diese Orte knüpfen, üben sozusagen einen Zauber aus auf alle, die für die Reize der Natur und die Kunde der Vorzeit empfänglich sind.

Da ist fast keine Stelle, an der nicht die Sage weilte. Von großen Königen und tapferen Helden, von holden Jungfrauen und schrecklichen Drachen, von guten und bösen Geistern weiß dir ihr Mund zu melden und Berg und Thal, Burgen und Kirchen, Städte und Dörfer in ihre Dichtung zu verweben. In Worms glänzte der kühne Siegfried mit den Nibelungen am Hofe der Burgunden in allen ritterlichen Thaten, bis er meuchlings erschlagen ward. Wer kennt nicht die Sagen vom Mäuseturm bei Bingen nnd von der Lorelei mit dem goldenen Haar? Auch Karls des Großen Heldengestalt trat an vielen Orten des Rheinlandes auf; in Ingelheim hatte er seinen Palast; in Rüdesheim, in Frankfurt, Köln, Aachen weilte er gern. In alter und neuer Zeit hat sich am Rheine Großes begeben. Er sah den römischen Cäsar, den Schwedenkönig, den französischen Kaiser und den Marschall Vorwärts mit Heereszügen über sich schreiten. Von den römischen Kolonien am Rheine breitete sich das Christentum und höhere Bildung über die Nachbarlande aus, und die Geschicke von Deutschland wurden oftmals an seinen Ufern entschieden.

Von drei Stufen senkt sich der Rhein in seinem Laufe zum Meere herab. Der Hochrhein beginnt fast im Herzen der Schweiz. Gegen 300 Gletscher senden ihm aus den Felsgalerien des Eises und Schnees ihre vollen, tobenden Gewässer zu. Raschen Laufes stürzen diese über graue Felsblöcke und schwarze Schlünde und läutern sich in etwa 15 kleinen Seen, die noch in dem oberen Stockwerk der Alpen liegen, wo nur der Schrei des Adlers und der Donner der Lawinen die

schaurige Stille unterbricht. Später in einem Bette vereint, eilen sie den tieferen Thälern der Alpen zu. Immer reicher wird der Schmuck der Gegend, immer belebter Ufer und Wasser. Statt der Eiskronen, der Gletschermeere und Schneehörner erscheint der bunte Teppich der Matten. Zahlreiche Ortschaften liegen an beiden Armen; bei Reichenau vereinen sich diese.

Eine der merkwürdigsten Stellen am Hinterrhein ist die Via mala, durch welche südwärts der Weg zu den Alpenstraßen des Splügen und Bernhardin führt. Sie ist eines der großartigsten Naturschauspiele in den Alpen, von wahrhaft erschütternden Eindrücken. Eine zum Teil in den Felsen gesprengte 8 m breite Straße, zu deren Seiten aschgraue Schieferwände bis über 300 m aufsteigen und der hellgrüne Rhein über Sturztrümmer schäumt, verengt sich stellenweise grausenhaft und führt über drei Brücken, deren mittlere fast 120 m hoch über dem Rheine schwebt.

Die Gebirgslücken und die vielen schiffbaren Flüsse, die in den Oberrhein münden, vorzüglich Neckar und Main, sind die natürlichen Straßen, die aus der fruchtbaren Rheinebene und ihren zahlreichen Städten in das Innere der angrenzenden Landgebiete führen. Und so ergibt sich auf dem schönen Strome und in seinem Thale ein äußerst lebhafter Verkehr von Menschen aller Stände. Dampfschiffe, Flöße, Nachen fahren und kreuzen fast beständig auf ihm; Eisenbahnen ziehen sich an beiden Ufern hin, und ein buntes Leben entwickelt sich in seiner Nähe von Basel bis zu seiner Mündung.

Am Fuße der ihn umgebenden Berge wechseln Weinberge und Obsthaine in üppiger Fülle, während höher hinauf altes Burggemäuer, mit Epheu und wilden Reben umkränzt, in die Ebene schaut. Helle Wiesengründe sondern sich von dem dunkelfarbigen Grün der Edeltannen. Wenn der Rhein den Hunsrück und Taunus durchbrochen hat, rauscht er, zwischen engen Felswänden eingeklemmt, bis zum Siebengebirge. Von da begleiten ihn Berge nur noch zur rechten Seite bis zur Mündung der Ruhr. Jene Strecke von Mainz bis Bonn wird am meisten gepriesen. Hier haben die Berge herrliche Formen; die Rebe klettert zu den gefährlichsten Stellen der Felsen hinan; hohe Walnußbäume beschatten die schmalen Ebenen am Strome; alle Arten von Obstbäumen bezaubern im Frühjahre durch eine unvergleichliche Blütenpracht und schütten im Herbst ihren Segen aus; Städte und Felsenschlösser, mächtige Festen und herrliche Kirchen, Klöster und Landhäuser zieren die Ufer.

Wäre die rheinische Berglandschaft, die sich bis zu einer Höhe von 600 m erhebt, nicht von tiefen Thälern durchschnitten, so würde sie

immer noch schön, aber einförmig sein. So aber öffnen sich in ihrer ganzen Ausdehnung tiefe Seitenthäler, auf deren Hochflächen das gelbe Korn woget, und von deren sanften Abhängen und steilen Bergwänden schmucke Obsthaine und Weinberge den Wanderer grüßen. Bäche bewässern schmale Wiesengründe, treiben Mühlen oder Hammerwerke. Diese engen Thäler bieten reizende Gänge. Die geschütztere Lage verleiht ihnen milderes Klima als den Höhen ringsum. Dort sind viele blühende Dörfer und wohlhabende Städte. Es spalten außer dem Rhein namentlich die Nahe, Lahn, Mosel, Sieg, Ruhr, Lippe das rheinische Hochland in verschiedene Gebirgslandschaften. Etwas Gleiches finden wir bei keinem andern deutschen Strome. Im Siegen'schen Lande sieht man überall den Boden von Stollen durchwühlt, Rauchwolken von den Hüttenwerken aufsteigen und hört vielmals bergmännischen Gruß. Im Ruhr- und Wupperthal reiht sich Fabrikort an Fabrikort, und das Gebiet der Lahn ist reich an Mineralquellen. Tausende von Gästen suchen in Ems, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad ꝛc. Heilung; Millionen Wasserkrüge von Selters, Fachingen ꝛc. bringen selbst über den Ocean hin erwünschte Erquickung.

Der Rhein ist unser schönster und wichtigster Strom. Er ist uns ebenso heilig wie der Ganges dem Indier. Darum ist es unsere heilige Pflicht, Gut und Blut einzusetzen, sollte sein Besitz uns streitig gemacht werden.

Nach Grube.

6. Lob Gottes in den Alpen.

In einigen Alpenbezirken von Piemont und Savoyen, in denen die Bewohner zerstreut als Hirten wohnen, herrscht eine schöne, fromme Sitte, welche den Hirten einigen Ersatz für das gesellige Leben in ihrer Einsamkeit verschafft. Wenn die Sonne das Thal verlassen hat und ihre letzten Strahlen noch schwach die schneeigen Gipfel der Berge vergolden, nimmt der Hirte, dessen Hütte auf dem höchsten Punkte liegt, sein Alphorn und ruft wie durch ein Sprachrohr: „Lobet den Herrn!“ Alle benachbarten Hirten, an der Thür ihrer Hütte stehend, wiederholen der Reihe nach den Schall, sowie sie ihn vernehmen, und so ertönt eine Viertelstunde lang von Fels zu Fels, von Tiefe zu Tiefe, sich in immer weiterer Ferne verlierend, das Echo: „Lobet den Herrn!“ Eine feierliche Stille folgt den letzten Tönen des Horns, und dann fallen alle Hirten mit entblöfstem Haupte und frommer Andacht auf die Kniee nieder. Und wenn endlich Finsternis die Berge umhüllt, so erschallt das Horn von neuem mit einem traulichen „Gute Nacht!“ und in Frieden ziehen sich nun die Hirten in ihre einsamen Wohnungen zurück, um auszuruhen von den Mühen des Tages.

Sartorius.

7. Die Schwarzwälder.

Die Schwarzwälder sind ein lieber, tüchtiger Menschenschlag voll herzlicher Gutmütigkeit, munter und voll Lebenslust, und doch wieder der ernsten und geheimnisvollen Seite der Dinge sinnig zugewandt. Treu hängt der Schwarzwälder an seiner Kirche, ja um den Glauben schlingt sich wuchernd der Aberglaube. Das Volk um die Bergseen herum glaubt noch an allerlei Kobolde, Elfen, Nixen, Wasser- und Berggeister. Mit diesen Überbleibseln altgermanischen Glaubens bevölkert die Phantasie der Schwarzwälder Hain, Fels und Busch, Sumpf und See. In den dunklen Tannenbäumen, welche die Häuser beschatten, hausen die Kobolde, und man soll sich ja nicht unterstehen, einen solchen Baum zu fällen; wer es wagt, kann sich ein unheilbares Übel zuziehen. Es gibt unter ihnen aber auch sehr gefällige und dienstfertige Kobolde, die, wenn man sie in Ehren hält, allerlei Gutes in der Haushaltung stiften, die Butter frisch erhalten, Milch und Eier vermehren, das Brot schmackhaft machen und die leeren Honigtöpfe wieder füllen. Ihnen befreundet und verbündet sind die guten, harmlosen Elfen, die in seebespülten Porphyrfelsen wohnen oder auch in kleinen bunten Steinen, die man Elfenmühlen nennt. Dem wonnigen Hauche des Lenzes, der säuselnden Mailuft gleicht ihre sanfte Stimme. In lauen Sommernächten tanzen sie im mondbeglänzten Hain oder auf den blumigen Bergwiesen, und wenn man zuweilen einen leisen Ton im Walde vernimmt, so rührt dieser von den Elfen her.

Aber mit diesem Traume der Einbildungskraft geht ein tüchtiges, praktisches Ergreifen der Wirklichkeit Hand in Hand, und der Gewerbefleiß des Waldes ist weit berühmt. Das Holz ist der Schatz, den der Schwarzwälder auf alle Art zu heben weiß. Die schönsten Bäume werden als Holländer Tannen die Bergwasser hinab und nach den Niederlanden geflößt, und mancher Schwarzwälder Stamm hat als Schiffsmast „die Meere befahren und fremde Länder geschaut“.

Weiter dient das Holz der eigentümlichen Uhrenindustrie. Gefertigt in der Waldeinsamkeit von einem kunstsinnigen, zum Nachdenken geneigten Volke, haben diese Schwarzwälder Uhren in Bezug auf pünktliche Genauigkeit des Ganzen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Es gibt Meister auf dem Walde, welche Kunstarbeiten geliefert haben und noch liefern, die nicht nur bei uns, sondern auch in Frankreich und England als Probestücke eines erfinderischen Geistes, die auch in der äußeren Form nichts zu wünschen übrig lassen, rühmliche Anerkennung gefunden haben. In allen Weltteilen trifft man vielgewanderte, alemannisch und welsch sprechende Söhne des Waldes, in schwarzer Manchesterjacke und roter Weste, ausgesendet von einem Neustädter oder Furtwanger Hause, mit lieblich klingenden heimatlichen Wanduhren. Der Dichter Auffenberg hatte eine kindische Freude, als ihm einst mitten in Spanien ein Mann mit den Worten: „Grüß di Gott, Landsmännle!“ auf die Schulter klopfte. Es war ein Schwarzwälder Uhrenhändler.

Außerdem sendet der Wald in die breisgauischen, schwäbischen, ober- und niederrheinischen Wirtschaften und Haushaltungen beträchtliche Mengen

hölzernen Gerätes und blecherner Löffel, welch letztere auf eigenen Mühlen verfertigt werden.

Das hackt und bohrt und klappert, wenn man durch den Wald fährt, daß man meint, in die Werkstätte unermüdlicher Gnomen gekommen zu sein. Glashütten und Hammerschmieden trifft man in jedem Waldbezirke, besonders an den Ufern der Alp, Wutoch und Haslach. Die letztere stürzt sich wild herab aus den Wäldern von Dittishausen, wo stämmige Holzhauer ihr hartes Gewerbe treiben und bei nie verlöschenden Feuern rußige, wildblickende Schmiede schaffen. Hier und da liegt in dunkler, schweigender Einsamkeit eine Terpentinschwelerei oder eine Pechhütte, deren gerade aufsteigende Rauchsäule weithin ihre Düfte verbreitet.

Dort, wo der Bach hastig hinabjagt, lugt aus dem tiefen Grün die Hütte des Holzflößers. Das Haus des Wäldlers ist von Holz, mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt, mit vielen Fenstern versehen, ohne darum viel Licht zu haben, wegen des weit vorspringenden Daches. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von außen. Unter diesen Gängen, draußen im Hause, liegt der Holzvorrat. Auf der Hinterseite senkt sich das Dach bis auf den erhöhten Boden, so daß man wie über eine Brücke nach der Tenne der Scheune fährt und über den Köpfen von Menschen und Tieren drischt. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet.

Dr. Daniel.

8. Eine Arbeiterstadt im Elsass.

In fruchtbarer Landschaft, auf welche die blauen Berge des Wasgenwaldes herabschauen, liegt die Stadt Mülhausen an der Ill. Sie führt ihren Ursprung in das früheste Mittelalter zurück, erlangte schon 1168 die Reichsfreiheit, welche Kaiser Rudolf 1273 aufs neue bestätigte. Später schloſs sie einen Bund mit der Schweizer Eidgenossenschaft, um sich gegen die Übergriffe des umwohnenden Adels zu schützen. Die eigentliche Bedeutung Mülhausens aber stammt erst aus der neuesten Zeit und nahm mit dem Aufschwunge der Baumwollenindustrie in Deutschland ihren Anfang. Im laufenden Jahrhundert entwickelte sich die Fabrikthätigkeit der Stadt zu solcher Höhe, daſs sie den ersten industriellen Städten beizuzählen ist. Im Jahre 1798 belief sich deren Einwohnerzahl auf 6000 Köpfe, und heute hat sie die Ziffer von 60 000 schon überschritten. Dies staunenswerte Wachstum ist lediglich Folge der Gewerbthätigkeit des Orts, als deren Schöpfer drei seiner Bürger, Jakob Köchlin, Jakob Schmalzer und Heinrich Dollfus, zu bezeichnen sind. Diese haben im Jahre 1746 die Fabrikation gedruckter Baumwollenzeuge, der sogenannten Kattune, eingeführt und dadurch der

Stadt jenes Gepräge aufgedrückt, das sie heute noch kennzeichnet und ihren Namen diesseits und jenseits der Vogesen nicht nur, sondern auf beiden Seiten des Ozeans zu einem geläufigen gemacht hat. Gleich einem Mastenwalde umgeben riesige Dampfschlöte den am Flusse sich hinziehenden Häuserkern und verkünden mit den vielfensterigen, vier und fünf Stockwerke hohen, einförmigen Vorderseiten der Gebäude dem Ankömmling, dafs er sich einem Mittelpunkte moderner Betriebsamkeit nähert.

Dafs solch eine aufserordentliche gewerbliche Thätigkeit nicht ohne mancherlei soziale Übelstände blieb, die mit dem Fabrikwesen im allgemeinen verbunden zu sein pflegen, läfst sich leicht ermessen. Zu Tausenden strömten fort und fort aus Deutschland, aus der Schweiz und mehr noch aus Frankreich die Arbeiter nach Mülhausen, und es trat neben anderen Gefahren zunächst empfindliche Not an Wohnungen auf. In engen, dumpfen, ungesunden Gelassen mufste sich meist mehr als eine Arbeiterfamilie, Männer, Frauen und Kinder, zusammenpferchen und überdies für die unzulänglichen Quartiere von Jahr zu Jahr gesteigerte, ganz unverhältnismäfsig hohe Mietpreise bezahlen. Da kam endlich Hilfe von seiten einer bereits vor einem halben Jahrhundert in Mülhausen gegründeten gemeinnützigen Gesellschaft, die sich nicht allein durch Hebung der gewerblichen Thätigkeit der Stadt, sondern auch durch ihre mannigfachen Bemühungen zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse schon viele Verdienste erworben hatte. Die „Gesellschaft für Industrie“ unternahm es, mit einem ihr unverhofft gewährten staatlichen Beitrage von 300000 Frs. eine Anzahl zweckmäfsiger Arbeiterwohnungen zu erbauen, die binnen kurzer Zeit zu einer völligen „Arbeiterstadt“ von mehr als tausend Häusern anwuchsen, jene gröfste Sehenswürdigkeit Mülhausens, welche als ein in der That in ihren Anlagen wie in ihren Folgen bewundernswertes Unternehmen das allgemeinste Interesse herausfordert.

Jeder Arbeiterfamilie sollte wo möglich der Genufs einer eigenen, getrennt liegenden Wohnung nebst dazu gehörigem Hofe oder Gärtchen gewährt werden — das war der schöne, menschenfreundliche Plan, von welchem die im Juni 1853 zusammengetretenen Aktionäre des Unternehmens ausgingen, und den sie mit einem Anlagekapitale von einer Million Franken auch zur glücklichsten Ausführung brachten, wesentlich unter

der thatkräftigen und einsichtsvollen Leitung des Fabrikbesitzers Jean Dollfus, der als die Seele der ganzen Veranstaltung betrachtet werden mufs. Nicht allein gesunde und zweckmäfsige Wohnungen jedoch sollten den Arbeitern verschafft werden; man wollte diesen auch die nicht hoch genug zu veranschlagenden äufseren und inneren Vorteile eigenen Besitztums gewähren, indem man sie durch geringe allmähliche Abzahlungen die erbauten Häuser käuflich erwerben liefs. Wer bei dem Beziehen einer solchen Wohnung, je nach deren Beschaffenheit und Gröfse, eine Summe von 250 bis 300 Franken entrichtete, der sah sich damit in alle Rechte des Hausbesitzers eingesetzt und konnte den natürlich weitaus beträchtlicheren Rest des Kaufschillings in Raten abtragen, die sich auf die lange Frist von 16, unter Umständen gar von 20 Jahren verteilten. Auf solche Weise erwarb sich der Arbeiter Grund und Boden, gewissermafsen ohne dafs er es merkte; die 18 bis 25 Franken, die ihm monatlich abgefordert wurden, betrugen ja nicht viel mehr, als was er vordem für die Miete einer schlechten Wohnung hatte aufwenden müssen. Selbst dann aber, wenn der Arbeiter jene Anzahlung nicht aufzubringen vermag, sieht er sich vom Erwerb des betreffenden Hauses nicht ausgeschlossen, falls er dafür nur allmonatlich an Zins einige Franken mehr erlegt. Sollte er sterben, bevor es ihm möglich geworden ist, die sämtlichen Ratenzahlungen zu leisten, oder sich anderswo niederzulassen wünschen, so betrachtet die Gesellschaft den Käufer einfach als Mieter und gibt ihm oder seiner Familie den Überschufs all seiner Einzahlungen nebst Zinsen zurück. Andererseits dagegen hat man, um dem Plane seine ursprüngliche Reinheit zu wahren, von vornherein die Bedingung aufgestellt, dafs der Käufer innerhalb zehn Jahren, vom Tage des gegenseitigen Vertrages gezählt, ohne spezielle Ermächtigung des Verwaltungsrates der Gesellschaft sein Haus nicht veräufsern, auch nicht andere Arbeiter als Aftermieter bei sich aufnehmen darf. Desgleichen hat er sich bestimmten, auf Aufrechterhaltung von Ordnung und Reinlichkeit, auf äufsere Symmetrie der Anlagen und Gefälligkeit des Ganzen u. s. w. abzweckenden polizeilichen Vorschriften zu unterwerfen und mufs nach einer später getroffenen Verfügung sich verpflichten, für den regelmäfsigen Schulbesuch seiner Kinder zu sorgen.

Statten wir der Arbeiterstadt nun selbst einen Besuch ab,

um uns durch eigenen Augenschein von ihren Vorzügen und Eigentümlichkeiten zu überzeugen. Welch reizendes Bild ist es, das sich zu beiden Seiten vor uns entrollt! Wie anmutsvoll nehmen sich die vielen kleinen und gröfseren Häuser zwischen dem reichen Grün der Baumgruppen und inmitten der zierlichen Gärten und Weinlauben aus, die sie säumen und durchschlingen! Ein wahrhaft herzerquickender Anblick nach dem Eindruck, den die Fabrikkasernen und die meist engen, düsteren Gassen des eigentlichen Mülhausens mit ihrem Wagengerassel und Maschinengeklapper auf uns machen, eine wunderliebliche Verschmelzung von Stadt und Land, diese merkwürdige Arbeiterstadt mit ihrer Frische und Stille und den prächtigen Lindenbäumen, die, in doppelter Reihe auf allen ihren Strafsen gepflanzt, mit ihrem köstlichen Blütenduft die innersten Räume der freundlichen Wohnstätten ringsum erfüllen!

Von diesen fallen uns sofort mehrere Arten in das Auge. In den zuerst angelegten Teilen der Arbeiterstadt, der sogenannten „alten Stadt“, sind die einzelnen einstöckigen Häuser in Gruppen von 10 bis 20 unter einem langen Dache zu ausgedehnten Strafsenzeilen vereinigt, in der „neuen Stadt“ dagegen finden wir immer nur vier teils blofs ebenerdige, teils mit einem oberen Geschosse versehene Häuser unter dem gleichen Dache zusammen und zwar inmitten eines für die verschiedenen Bewohner parzellierten Gartens liegend. Das sind die hübscheren und schliefslich noch allein zur Anwendung gebrachten Wohnungen, die allerdings um einige hundert Franken teurer zu stehen kommen als die der ersterwähnten Gattung. Jedes einzelne Gärtchen wird von einem sauber angestrichenen Lattenzaun umfriedigt, hat seine Laube oder seinen kleinen Pavillon und bringt dem Besitzer an Gemüse und Obst jährlich 40 bis 50 Franken ein. Ja, manche Arbeiterfrauen, die sich der Kultur ihrer Gartenflecke mit besonderem Eifer und Geschick annehmen, treiben mit den Produkten derselben einen kleinen Handel; namentlich hat sich die „Arbeiterstadt“ durch die Zucht ihrer mannigfaltigen Rosen einen Namen gemacht. Unter allen Umständen aber ist der geistige und sittliche Gewinn, der den Arbeitern durch diese Gärten und ihre Pflege erwächst, nicht hoch genug anzuschlagen; nicht allein, dafs dieselben den Kindern einen ungefährlichen und gesunden Tummelplatz darbieten, sie ziehen auch die Arbeiter vom Besuche der Wirtshäuser und Schenken ab und lehren sie

mehr und mehr die reinen Freuden des Familienlebens kennen. „Seit wir unser Haus haben", erzählte eine Arbeiterfrau mit Freudenthränen im Auge dem französischen Unterrichtsminister Duruy, der im Jahre 1864 die Kolonie besuchte, „ist mein Mann alle Abende zuhause bei uns." Schon diese Thatsache allein zeugt von dem Segen, den die Anlage der Mülhauser Arbeiterstadt hat.

Unter den vielfachen Veranstaltungen, welche der Verein aufserdem für die Gemeinschaft der Arbeiterstadt ins Leben gerufen hat, sei an erster Stelle des öffentlichen Bade- und Waschhauses gedacht, das im Jahre 1855 in der zweckmäfsigsten Weise aufgeführt wurde, nachdem mehrere Fabrikbesitzer bereits ähnliche Institute für ihr Arbeitspersonal gegründet hatten. Die Badeanstalt umschliefst zehn geräumige Badezellen, die weit bequemer ausgestattet sind als die Badehütten in manchen unserer berühmtesten Kurorte, und für deren Benutzung der Badende, dem überdies reichliche Badewäsche geliefert wird, nicht mehr als je 15 Centimes (= 12 Pfg.) bezahlt. Wringmaschinen, geheizte Trockenkammern, Plättsäle, das alles ist in der Waschanstalt vorhanden, von vortrefflichster Beschaffenheit und zu möglichst billigem Preise — zu 5 Centimes (= 4 Pfg.) für die ersten zwei Stunden und 5 Centimes für jede weitere Stunde, welche die Wäsche in Anspruch nimmt.

Eine Bäckerei mit Restauration, die das Brot von 2½ kg um 5 bis 10 Centimes wohlfeiler liefert als die billigsten Bäckereien der Stadt, Schlachthaus, Apotheke, ein grofses Wohnhaus für unverheiratete Männer, die darin ein anständig möbliertes Zimmer mit Bett und Bettwäsche zu 6 Franken monatlich mieten können, ein Pensionshaus für ledige Arbeiterinnen, welche für 13½ Franken daselbst für 14 Tage Kost, Wohnung und Wäsche erhalten, ein Asyl für Greise und verschiedene Kleinkinder- und Elementarschulen nebst mehreren Unterstützungsanstalten für besondere Zwecke, das sind die hauptsächlichsten der übrigen gemeinsamen Einrichtungen zum Wohle der Arbeiter, welche unsere merkwürdige Stadt beherbergt, samt und sonders Werke der thätigen Menschenliebe, durch welche die „industrielle Gesellschaft" und an ihrer Spitze einige der hervorragendsten Bürger Mülhausens ein unvergängliches Denkmal gestiftet haben. Anstatt einer unruhigen, fortwährend gehenden und kommenden besitzlosen Bevölkerung, erfreut sich Mülhausen jetzt einer sefshaften, im

allgemeinen gut versorgten, zufriedenen und einsichtsvollen Arbeiterbevölkerung, die Ordnung und Reinlichkeit, haushälterischen Sinn und Sparsamkeit, vornehmlich aber die aus dem Eigentumsgefühl entspringenden edlen Gemeingüter der Liebe zur Scholle, zum häuslichen Herde und zur Heimat schätzen gelernt hat.

H. Thüringer, Bibl. der Unterh. u. des Wissens.

9. Bayern.

„Weißt du, wo gleich Paradiesen
Ein deutscher Gau entgegen lacht?
Der Berge schön gekrönte Riesen,
Der Seen wechselvolle Pracht?
Wo stolze Ströme sich ergießen
Durch reiche Fluren weltmeerwärts?
Wo tausend Bäche lieblich fließen? —
Sieh, das ist Bayern, Deutschlands Herz!"

Ed. Frhr. v. Schrenk.

Vom Fichtelgebirge an gegen Süden, umgrenzt vom Böhmerwald, Jura und den Alpen, erstrecken sich zu beiden Seiten der Donau die uraltbayerischen mit den schwäbischen Gauen; vom Fichtelgebirge gegen Westen bis zum Spessart und Odenwald, durchströmt vom Main, die fränkisch-bayerischen Gebiete, die ersteren, mit der Hauptabdachung nach Osten, zum Gebiete des Schwarzen Meeres, die letzteren, mit der Hauptabdachung nach Westen, zum Gebiete der Nordsee gehörend.

Ein von dem Hauptlande getrenntes Gebiet, die Rheinpfalz, breitet sich, durchzogen vom Hartgebirge, am linken Rheinufer aus.

Kaum ein anderes Land bietet in dieser Ausdehnung und Größe einen so reichen Wechsel der Natur, eine solche Fülle der verschiedensten Produkte, ein so mannigfach geartetes Volksleben, als unser Bayerland. Nicht bloß im allgemeinen weist Bayern den Gegensatz von Gebirgsland und Ebene auf; nein, die ganze Stufenleiter der Bodengestaltung vom eis- und schneeumstarrten Hochgebirge bis hinab zum welligen Hügelland, von der rauhen Hochfläche bis zur milden Tiefebene finden wir hier vertreten.

Dort erblicken wir das Hochgebirge der Alpen mit seinen majestätischen Bergriesen, schimmernden Schneefeldern, saftigen Almen, klaren Seen und schäumenden Bergflüssen; — hier breitet sich eine große, von mächtigen Wasseradern durchfurchte Hochfläche aus, auf welcher anmutige, waldbewachsene Höhenzüge mit ausgedehnten Ebenen abwechseln. Wenn diese auch hier und da Sumpflandschaften, Heideflächen, magere Triften und ärmliche Kiefernbestände zeigen, so sind sie doch meist fruchtbares Getreideland mit unabsehbaren Weizenfluren oder fetter Wiesengrund, dann und wann unterbrochen durch dunkelgefärbte Waldstrecken. Dort wieder steigen aus der Ebene allgemach die vielfach verzweigten

Höhen des Mittelgebirges auf, bekleidet hier mit dem dunkleren Gewande der Nadel-, dort mit dem helleren der Laubholzwaldungen. — Hier windet sich in sorgsam gepflegten Anpflanzungen an einem Walde schlanker Stangen die würzige Hopfenranke empor, und dort, wo die Sonne ihre Strahlen glühender zur Erde sendet, schmücken blühende Obsthaine die Thalgründe und üppige Rebgelände die Höhen.

Wenn die alten Deutschen meinten, das Land sei glücklich zu preisen, in dem folgende fünf W gefunden würden: Wald, Wiese, Wasser, Wein und Weizen, dann darf man Bayern gewiß ein gesegnetes Land nennen; denn an alledem fehlt es bei uns nicht, und wir können daher gewiß mit Zufriedenheit auf unser Heimatland blicken. Sind auch nicht alle Gegenden Bayerns gleich freigebig von der Natur bevorzugt, so stiefmütterlich ist doch auch keine bedacht, daß sie ihren Bewohnern nicht wenigstens den nötigsten Lebensbedarf darböte. Weitaus die Mehrzahl der Einwohner Bayerns erfreut sich eines befriedigenden Wohlstandes und Lebensgenusses. Die Behäbigkeit des altbayerischen Bauern ist sprichwörtlich geworden, und doch ist es eine Frage, ob der Hopfenbauer Mittelfrankens oder der Weinbergbesitzer vor der Hart sich in einen Tausch mit ihm einließen. Bei den Berg- und Waldbewohnern finden wir allerdings selten ein so ergiebiges Besitztum; allein dafür ist ihnen eine andere Gabe zu teil geworden, köstlicher wahrlich als Reichtum an Gut und Geld: ein heiterer, freier Sinn, Genügsamkeit und Zufriedenheit, und das Volk der Berge fühlt sich daher, trotz äußerer Armut, meist glücklicher und wohler, als das Volk der Ebene. An Quellen ausreichenden Erwerbs mangelt es aber auch den Gebirgsbewohnern nicht. Wo der Wald deren eigen Gut ist, wirft er kaum geringeres Erträgnis ab als Wiese und Ackerland. Meist freilich sind die Waldungen im Besitze des Staates, der Stiftungen oder Gemeinden. Dann sucht der Wäldler seinen und der Seinen Unterhalt durch Holzhauen, Kohlenbrennen, Teer- und Pechgewinnung, Einsammeln von Beeren, Arzneikräutern u. dgl.

Arm an Pflanzenwuchs sind nur wenige Strecken in Bayern; allenthalben lohnen reiche und mannigfache Erzeugnisse die Pflege und den Anbau des Bodens.

Bayern ist überhaupt vorzugsweise ein Ackerbau und Viehzucht treibender Staat, und mehr als die Hälfte seiner Bewohner ist diesen Beschäftigungen zugewandt. Der Gewerbsbetrieb, früher meistens auf die nächsten und notwendigsten Bedürfnisse beschränkt, hat sich in neuerer Zeit, seitdem durch die Eisenbahnen der Austausch der Produkte rascher und umfassender geworden, sehr erweitert und aus dem beschränkten

Standpunkte des Kleingewerbs an vielen Orten und in mannigfachen Produkten zur Fabrikindustrie erhoben. Die Städte Nürnberg, Regensburg und Augsburg, in früheren Tagen schon durch Handel und Gewerbfleiß weltberühmt, haben ihren ehrenvollen Ruf nicht nur zu erhalten, sondern selbst zu steigern gewußt. Ihnen eifern jüngere Fabrikstädte rühmlich nach, so Kempten, Kaufbeuren, München, Hof, Fürth, Schweinfurt, Kaiserslautern, St. Ingbert, Frankenthal u. a. m. Nach allen Richtungen durchziehen die Eisenstraßen und Telegraphenlinien das Land, alle namhaften Städte mit einander verbindend, und fortwährend wird rüstig gearbeitet, das Eisenbahnnetz zu vervollständigen.

Wenn wir all das überblicken, dann dürfen wir gewiß sagen: **Bayern ist ein glückliches Land, glücklich durch seine zugleich schöne und gesegnete Natur, glücklich auch durch die Thätigkeit und den Wohlstand seiner Bewohner.**

Nach Riehl, Bavaria u. a. m.

10. Die bayerischen Volksstämme.

1. Die **Altbayern** sind ein lange nicht genug gewürdigter, ja oft verkannter und unbillig beurteilter Volksstamm. Es ist wahr, in seinem äußeren Auftreten macht der Altbayer, namentlich dem feinen Norddeutschen gegenüber, eben nicht den günstigsten Eindruck. Von Haus aus unzugänglich und zurückhaltend und schwer ins Gespräch zu bringen, ist er kein Freund von schönen Worten und Komplimenten, im Gegenteil derb und im Bewußtsein seiner inneren Kraft stolz und kurz angebunden. Aber man thut ihm doch Unrecht, wenn man ihn deshalb als grob und roh in Verruf bringen will. Unter der rauhen Schale birgt sich ein gesunder, kräftiger Kern echt deutschen Wesens. Das Kurzangebundensein des Bayern ist die Folge einer gewissen Geradheit, die ihn veranlaßt, zu sprechen wie er denkt, wenn er doch einmal den Mund öffnet, und zu schweigen, wo er es nicht der Mühe wert hält, zu sprechen. Ehrlich und offen, jeder Hinterlist und Verstellung fremd, setzt er auch bei anderen Biederkeit voraus, und sein Wor und Handschlag bindet ihn so fest als ein Eid. Weicher, als man bei seinem derben Äußern vermuten sollte, thut er um gute Worte alles: Falschheit verabscheut er, und Hohn oder Spott können ihn zu heftigem Zorne reizen.

Welch ein heiterer, lebensfroher Mensch ist der Gebirgsbewohner! Wie malerisch sind seine Häuser gebaut, und welche Reinlichkeit waltet in denselben! Und die sinnigen, kernigen Inschriften daran: sie erschließen uns des Volkes innerstes frommes und verständiges Wesen.

Mit Stolz auch darf der Bayer auf seine Vergangenheit hinweisen. Sein Volksstamm ist einer der ältesten Germaniens, deutsch durch und

durch, kernhaft und mutvoll, und seit den frühesten Tagen hat sich der Ruhm bayerischer Tapferkeit auf dem Schlachtfelde bewährt. Magyaren und Türken, Welsche und Franzosen, Schweden und Dänen haben die Wucht des bayerischen Armes kennen gelernt. Was aber noch lichter strahlt als die Tapferkeit gegen äußere Feinde, das ist der treue Bürgersinn der Bayern, der niemals erschüttert wurde, weder in guten noch in bösen Tagen. Wenn die Stimme seiner Wittelsbacher rief, hat sich noch immer das Volk um sie geschart und für seine Herrscher Gut und Leben eingesetzt; es hat für die Verbannten geblutet und ist für die Geächteten gestorben.

„Erhebend ist mir deine Vaterlandsliebe und der Ruhm deiner durch Jahrtausende bewährten Tapferkeit und Treue“ — sagt Bayerns edler Geschichtschreiber Westenrieder; „dein Glaube ist eine Säule deiner Sitteu und die Einfalt derselben die Stärke des Vaterlandes. Kein Blatt in der Geschichte ist mit Empörung oder Fürstenmord befleckt von euch, ihr Bayern!“

2. Nahe verwandt dem Altbayern an Charakter und Sitte ist der Schwabe. Bieder und treuherzig wie jener, hat er einen strebsameren, rührigeren Geist, ist berechnender, unternehmender und hängt schon nicht mehr mit der Zähigkeit am Ererbten, wie sein Nachbar östlich des Lech. Bei der Zersplitterung Schwabens in viele Herrschaften weist dessen Geschichte häufig innere Kämpfe und Reibereien auf; die Anhänger verschiedener Religionsbekenntnisse wohnen hier neben und durcheinander, und sie haben durch manche Bitterkeiten gelernt, sich in Friede und Eintracht zu vertragen und einer die Meinung des andern zu achten. Schon frühe, da durch Schwaben der große Handelsweg von Italien nach dem Norden führte, erblühten hier Handel und Gewerbfleiß, und bis zum heutigen Tage haben sie dort eine hervorragende Pflege gefunden. Darum ist es denn auch erklärlich, daß der Schwabe beweglicher, zugänglicher und leutseliger sich zeigt als der Altbayer und Verbesserungen im Gewerbs- und Landwirtschaftsbetrieb weit zugänglicher ist, denn jener.

3. Schon auffallender unterscheidet sich der Franke und der diesem stammverwandte Rheinpfälzer vom Altbayern.

Seit den ältesten Zeiten wird der fränkische Volksstamm als derjenige genannt, welcher allen übrigen in Deutschland an geistiger Beweglichkeit, an Bildungstrieb und Bildungsfähigkeit voran stand, und diese Eigenschaften sind den Trägern des alten Frankennamens bis auf den heutigen Tag als wertvolles Erbe verblieben. Lebhaft und rasch, heiter und aufgeweckt finden wir den Franken. Wenn der Altbayer zurückhaltend, verschlossen, schweigsam sich zeigt, so der Franke entgegen-

kommend, zutraulich, gesprächig. Des letzteren Benehmen ist schon im Äußern fein und gewandt; er ist mehr gewürfelt und abgeschliffen als der naturwüchsige Bewohner der bayerischen Hochebene. Dabei aber hat er keineswegs den guten Kern echt deutschen Wesens eingebüßt. Frei und frank, „von der Leber weg", spricht der Bewohner des Mainlandes; Hinterlist und Falschheit verabscheut auch er. Die Gastfreundschaft, welche man an den alten Deutschen so sehr gerühmt, ist ein hervorragender Charakterzug des Franken; der Fremde darf dessen gewiß sein, daß er da herzlich willkommen geheißen und freundlich aufgenommen wird. Der rege Bildungsdrang des Franken wird unterstützt durch eine große Leichtigkeit der Auffassung und eine gewisse Fähigkeit, Fremdes sich anzueignen. Von jeher sind die zwei Hauptstädte des Frankenlandes, Nürnberg und Würzburg, der Sitz edler Künste und Wissenschaften gewesen, und den größeren Städten suchten die kleineren und selbst das Land nachzueifern.

Als Schattenseite des fränkischen Charakters hat man schon öfter Unbeständigkeit bezeichnet und in gewissem Sinne eben nicht mit Unrecht. Gegenüber dem heimatseligen Festhalten des Altbayern an der väterlichen Scholle, wie überhaupt am Hergebrachten, bekundet sich die Beweglichkeit des fränkischen Wesens in der Wanderlust des Mainländers und in der Leichtigkeit, mit welcher dieser seinen Wohnplatz wechselt. Wenn er sein Glück oder sein Fortkommen an einem Orte und in der einen Weise nicht findet, so sucht er es eben an einem andern Orte und in einer andern Weise, und der alte Volksspruch

„Den Franken und bös Geld
Führt der Teufel durch alle Welt" —

trifft in dieser Hinsicht schon das Richtige.

4. Beim Rheinpfälzer zeigen sich die Charaktereigentümlichkeiten des Franken, Heiterkeit und Beweglichkeit des Geistes, in noch höherem Grade, und derselbe erinnert schon vielfach an das leichte französische Blut. Ist der Franke gesprächig, so der Pfälzer redselig, und Schlagfertigkeit im Entgegnen wird von jedem gefordert, der nicht als ein schwacher Kopf angesehen werden soll. Allein das laute, lärmige Wesen des Pfälzers ist durchaus nicht so gefährlich, als es dem Fremden scheint. „Ein Wort ist kein Pfeil", sagt man dort mit Recht, und wenn nur erst der erregte Pfälzer seinem Herzen Luft gemacht hat, dann ist er wieder der beste Mensch von der Welt. Er trägt nichts nach, und mit einem flüchtigen Scherz schneidet er einen Wortwechsel ab, ehe dieser bedenklich werden könnte. Die Wanderlust ist in der Pfalz noch mehr zuhause als in Franken, und aus diesem Kreise allein sind vielleicht mehr

Auswanderer über den Ozean gezogen, als aus allen übrigen Bayerns zusammen. Das Selbstgefühl des Pfälzers und sein Streben nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit sind ebenfalls mächtiger noch als beim Franken. Unterwürfigkeit gegen Höhergestellte ist dem Pfälzer fremd, und mit Titeln und Komplimenten geizt er außerordentlich. „Selbst ist der Mann!“ spricht er, und darum verläßt er eine abhängige, wenn auch noch so sorgenfreie Stellung, sofern er seinen eigenen Herd gründen kann, wie bescheiden immer dieser sein mag. Gleich dem Franken hält auch der Pfälzer viel auf Bildung, und es ist ein Ehrenpunkt für ihn, als aufgeklärt zu gelten. Kein Pfälzer will sich für beschränkt oder ungebildet ansehen lassen. Folgende Anekdote zeichnet hierin das pfälzische Wesen ganz treffend. Als einst ein französischer General über die Neustädter, weil sie List und Verrat geübt hätten, als Strafe aussprach, daß die drei Gescheidesten des Städtchens gehenkt werden sollten, lief die ganze Einwohnerschaft davon, weil sich jeder unter diese drei rechnete. Bei all ihrer Heiterkeit und Beweglichkeit sind die Pfälzer fleißige, arbeitsame Leute. Wie oft auch ihr Land durch Krieg zu einer Wüste verödet worden: sie haben es in kurzer Zeit immer und immer wieder in einen blühenden Garten umgewandelt. Ihre Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit machen es möglich, daß sich auf engem Raum verhältnismäßig viele Menschen nähren, und wie man sagen muß, gut nähren.

Wie groß nun auch der Unterschied im Wesen des Bayern, Schwaben, Franken und Pfälzers sein mag: es liegt darin kein Hindernis einträchtigen, friedsamen Zusammenlebens in einem Staate. Im Gegenteil, gerade aus der Vereinigung des mehr ruhigen und stetigen Volkselements in Südbayern und des beweglicheren, vorwärts treibenden in Franken und der Pfalz bildete sich ein Volks-Ganzes, auf welches man das Dichterwort anwenden darf:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang!“

Von der Gesamtmasse des bayerischen Volkes gilt heute noch, was der Geschichtschreiber Joh. v. Müller von ihr gesagt: „Ein Volk von Nationalgefühl, verständig, beharrlich und zu allem fähig, wenn ihm wohl vorgeleuchtet wird“.

Nach Bavaria, W. Riehl u. a.

11. Münchens Wasserversorgung.

Wie leicht und bequem haben es jetzt doch unsere Dienstmädchen bei Beschaffung des nötigen Wassers zum Haushalte ihrer Herrschaften! Sie brauchen nur an dem blinkenden Wasserhahn in der Küche zu

drehen, und das frische, klare Naß sprudelt in Krug und Eimer und füllt im Nu auch das größte Schaff. Wie schnell ist jetzt ein frischer Trunk besorgt, ein Glas gereinigt, das Wasch- und Badewasser gerichtet!

Vor nicht gar langer Zeit war das noch anders. Da kannte man laufendes Wasser in wenigen Häusern und fast nur zu ebener Erde; denn das Quellwasser, das an den Isargehängen und bei Thalkirchen gesammelt und zur Stadt geleitet wurde, reichte nicht weit und konnte auch nicht in höhere Stockwerke geleitet werden. Man behalf sich mit Pump- und Schöpfbrunnen, die fast in jedem Hofe standen. Morgens und abends sah man die Dienstmädchen mit den kupfernen Wassereimern zum Brunnen wandeln, Wasser schöpfen und die gefüllten, schweren Gefäße die Stiege hinaufschleppen. Die Pumpbrunnen lieferten das sogenannte Grundwasser. Es war nicht schlecht, besser als in vielen anderen großen Städten. Aber diese Brunnen waren leicht und oft der Verunreinigung ausgesetzt, gaben manchmal wenig, manchmal gar kein Wasser, je nach der Regenmenge des Jahres, versagten oft in ihrer Einrichtung uud froren im Winter gern ein.

Daher wurde das Bedürfnis nach einer besseren Wasserbeschaffung allgemein gefühlt, und seit Jahren besprach man Pläne und Einrichtungen, wie der Stadt gutes Trinkwasser in reichlicher Menge zugeführt werden könnte.

Endlich gelang es dem verstorbenen Bürgermeister Dr. v. Erhard, den Gedanken zur That werden zu lassen. Seiner Thatkraft und Ausdauer ist es zu verdanken, daß das großartige Werk unserer jetzigen Wasserleitung in Angriff genommen und glücklich zu Ende geführt wurde.

Unser Trinkwasser kommt weit her, es ist ein Kind des Gebirges. Zwischen dem ehemaligen Kloster Weyarn und dem Dorfe Darching in dem landschaftlich reizenden Mühlthale entspringt aus dem Gehänge des linken Steilufers der Mangfall der sogenannte Kasperlbach. Dieser hat eine so bedeutende Wassermenge, daß er alsbald nach seinem Ursprunge eine Mühle, die Kasperlmühle, trieb. Andere Quellen, zwar weniger reich, aber mit demselben frischen, klaren Wasser, sprudeln rechts und links im schattigen Thale. Dieser Kasperlbach und seine Nebenquellen wurden, nachdem ihr Wasser aufs sorgfältigste geprüft, und der Zufluß jahrelang gemessen, zur Wasserversorgung Münchens ausersehen. Bevor sie jedoch als Brunnen gefaßt werden konnten, galt es, vielerlei Hindernisse zu überwinden. Der Mühlbesitzer, einige Bauernhöfe der Nachbarschaft und andere Personen wurden durch die beabsichtigte Leitung in ihren Wasserrechten beeinträchtigt und mußten mit Geld abgefunden werden; weitere, weniger berechtigte Einsprüche wurden durch den Entscheid des Richters abgewiesen.

Nach vielen Verhandlungen mit allen Eigentümern, deren Grundbesitz die Wasserleitung berühren mußte, nach sorgfältiger Prüfung der Baupläne und Beschaffung der notwendigen Geldmittel, die im voraus auf sechs Millionen berechnet wurden, konnte man im Jahre 1881 an die Ausführung der Arbeiten gehen. Diese gliederten sich in die Fassung der Quellen und die Zuleitung zum Hochreservoir bei Deisenhofen, in die Hochdruckleitung zur Stadt und das Stadtrohrnetz.

Die Fassung der Quellen ist eine unterirdische, in gemauerten sogenannten Stollen, wie sie die Bergleute in die Tiefe ihrer Bergwerke treiben. Ein hübscher Obelisk aus Stein mit einer Inschrift zeigt den Ort, wo hinter verschlossenen eisernen Thüren die Wassernymphe Münchens ihre nasse Behausung hat. Ebenfalls unterirdisch ist die Leitung selbst. Sie besteht aus mannsdicken, eisernen Röhren von großer Dichtigkeit und Festigkeit. Die Rohrleitung, 117 500 m lang, läuft im Mangfallthale selbst abwärts bis zum Teufelsgraben, überbrückt diesen und zieht unter der Eisenbahn hindurch nordwärts bis zum Dorfe Peiß. Dann wendet sie sich nordwestlich, geht an den alten Römerschanzen vorbei über das Gleißenthal und erreicht nördlich der Bahnstation Deisenhofen das große Hauptreservoir. Dieses besteht aus weiten, kellerähnlichen Gewölben im Innern der Erde. Sie sind ganz mit Wasser gefüllt und enthalten 37 500 Kubikmeter Wasser, mehr als München mit allen seinen Einwohnern an einem Tage braucht. Vom Hochreservoir geht dann die Hochdruckleitung längs der Distriktstraße durch den Deisenhofener und Perlacher Forst schnurgerade zur Stadt, teilt sich in Giesing in mehrere Hauptstränge, dann in viele, viele Nebenstränge, die sich wieder in Hunderte von Adern verzweigen, welche das Wasser jedem einzelnen Hause zuteilen. Von den Nebensträngen aus wird der Überschuß des Wassers in die Isar geführt. Der natürliche Druck vom Hochreservoir aus treibt das Wasser nach dem Gesetze der verbundenen Röhren in alle Stockwerke unserer Häuser hinauf. Seine Menge ist geradezu erstaunlich. Es darf daher der geöffnete Hahn in der Küche nie verlassen werden; denn wenn der Eimer gefüllt ist, würde das fortsprudelnde Wasser alsbald die Küche überschwemmen. Das ganze Stadtrohrnetz mit seinen Tausenden von Hausleitungen ist stets mit frischem, klarem Wasser von durchschnittlich 6° Wärme gefüllt. Ungeduldig pocht und drängt es an die Mündungen, bis die Hähne endlich geöffnet werden und es seiner langen finstern Gefangenschaft entrinnen kann. Es ist auch vorgesorgt, daß der mächtige Wasserstrahl, der vom Straßenpflaster der inneren Stadt aus 30 m in die Höhe steigt, bei allenfalsiger Feuersgefahr sogleich zu Löschzwecken gebraucht werden kann. Darum

befinden sich in allen Straßen und auf allen Plätzen sogenannte Hydranten, das sind Vorrichtungen an den unter der Straße fortziehenden Nebensträngen, welche das Anschrauben eines Feuer- oder Spritzenschlauches ermöglichen. Wie die Hydranten zur Straßenbespritzung benutzt werden, können wir an jedem warmen Sommertage sehen.

Den Hausleitungen muß im Winter besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Wenn das Wasser in den Röhren gefrieren und dieselben zersprengen würde, könnte durch das nachströmende Wasser bedeutender Schaden angerichtet werden. Darum sind alle Privatleitungen, Meßvorrichtungen, Eichhähne und Wassermesser vor Frost zu schützen. Dieses geschieht dadurch, daß die Fenster und Thüren der Räume, in welchen sie sich befinden, bei Frostwetter stets gut geschlossen gehalten, sie selbst mit Holzkästen, Holzverschalungen umgeben oder mit Stroh, Lumpen rc. umhüllt werden. Seltener gebrauchte Leitungen werden am besten ganz entleert. Schwächere Endstränge können stets offen und laufend gehalten werden.

Sommer.

12. Nürnbergs und Fürths Industrie.

Nürnberg verdankt sein Emporkommen nicht der Gunst äußerer Verhältnisse; im Gegenteile, es stellt sich uns diese im ganzen genommen als wenig förderlich dar. Kein starker Strom bietet dem Handel eine bequeme Wasserstraße; der Boden birgt weder nützliche Metalle, noch Kohlen, ja er lohnte in seinem ursprünglichen Zustande selbst den Anbau nur spärlich; denn es ist eine unfruchtbare Sandfläche und nur mit dünner Humusschicht bedeckt. Aber vielleicht lag gerade in dieser Ungunst der äußeren Verhältnisse für die Bewohner Nürnbergs ein Sporn zu möglichster Kraftentfaltung. Weil ihnen die Natur nicht mit freigebiger Hand Schätze gespendet, suchten sie sich dieselben durch größere Rührigkeit des Geistes und der Hände zu verschaffen.

Dem Unternehmungsgeiste und der Bildung seiner Bürger verdankt Nürnberg seinen Wohlstand. Besonders günstig auf die Blüte seiner Gewerbe wirkte der Umstand, daß die Kunst mit dem Handwerke sich eng verschwisterte. Daß der Nürnberger Gewerbestand sich nicht damit begnügte, nur auf bereits bekannten, breitgetretenen Wegen fortzuwandeln, sondern daß er sich selbst neue Bahnen suchte, beweisen die vielen Erfindungen, die in Nürnberg und von Nürnbergern gemacht wurden, so das Drahtziehen, die Taschenuhren, die Windbüchse, die Klarinette u. a. m.

Die Industrie der Stadt Fürth ist viel jüngeren Datums und gelangte erst nach dem Dreißigjährigen Kriege zu einiger Bedeutung.

Gefördert durch die größere Freiheit des Gewerbes, Nürnberg gegenüber, durch billigere Lebensweise und niedrigere Besteuerung, sowie durch die Vorsorge, welche sowohl die markgräfliche ansbachische als später preußische Regierung der Stadt angedeihen ließ, hob sich diese rasch und kann sich jetzt der älteren Schwester ebenbürtig zur Seite stellen. Übrigens bestand zwischen beiden Städten keineswegs ein freundnachbarliches, sondern vielmehr ein sehr gespanntes Verhältnis, und eine suchte der andern den Rang abzulaufen und den Erwerb zu schmälern. Seit aber Nürnberg und Fürth unter einem Scepter vereinigt sind, hat sich dieses geändert; sie reichen sich nun schwesterlich die Hand und unterstützen und ergänzen sich gegenseitig in ihrer Gewerbthätigkeit. Die Masse der Gewerbserzeugnisse, welche in Fürther Werkstätten für Nürnberger Kaufleute gefertigt wird, kommt vielleicht derjenigen gleich, welche Nürnberg auf Fürther Bestellung liefert.

Die Gerwerbthätigkeit Nürnbergs und Fürths beschränkt sich aber nicht bloß auf die beiden Städte, sondern hat sich allmählich auf einen weiteren Umkreis ausgedehnt und umfaßt nun verschiedene Orte in größerer oder geringerer Entfernung von diesen beiden Hauptmittelpunkten der Industrie und des Handels. Zu diesem Nürnberg-Fürther Industriebezirk gehören noch Stein, Doos, Farnbach, Kadolzburg, Lauf und andere Orte. Die Mannigfaltigkeit der Gewerbserzeugnisse dieses Distrikts ist außerordentlich groß, und man kann sich von derselben einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß ein wohl ausgestattetes Manufakturwarenlager über 14 000 Nummern zählt, wobei die Größenunterschiede der einzelnen Artikel noch gar nicht gerechnet sind. Die Verfertigung dieser Waren geschieht teils farbrikmäßig, teils aber auch in sehr weit gehender Zergliederung der Arbeit handwerksmäßig in kleineren Werkstätten. Mit dem Vertriebe befassen sich in der Regel Kaufleute, auf deren Bestellung verschiedene Werkstätten arbeiten. In dem Packlokale eines solchen Handlungshauses kann man die verschiedensten Artikel neben einander liegen sehen, die nach wenigen Wochen in alle fünf Erdteile wandern. Da stehen Kisten, nach Madras oder Hongkong bestimmt, neben anderen, welche nach New-York, Mexiko oder San Francisco gehen, und ein Kundiger erkennt oft schon an der Art der Waren und an der Verpackung deren künftigen Bestimmungsort.

Mancher Gewerbszweig hat seinen Sitz hauptsächlich in Nürnberg, ein anderer mehr in Fürth, viele aber sind beiden Städten gemein. Den ersten Platz behauptet die Metall-Industrie, und zwar steht in erster Reihe die Messingfabrikation und die Verfertigung von Messingwaren. Sehr bedeutend sind Gürtlerei, Drahtzieherei

und namentlich Metallschlägerei. Aus dem Gürtlerhandwerk ist die Stahlbrillen-Industrie hervorgegangen, und es werden sowohl die Brillengestelle als Brillengläser im Nürnberg-Fürther Bezirk massenhaft verfertigt. Draht wird aus Eisen, Stahl, Messing, Kupfer, Gold und Silber gezogen. Die Erzeugnisse der Feilenhauer, Ahlenschmiede, Flaschner, Zinngießer und Kompaßmacher finden ebenfalls im Großhandel Absatz; die Zirkel- und Reißzeugverfertigung ist Gegenstand eines eigenen Handwerks geworden; wegen seiner chirurgischen, mathematischen, optischen und physikalischen Instrumente hatte Nürnberg von je guten Ruf.

Für Bleistift-Fabrikation ist Nürnberg der erste Ort der Erde. Die bedeutendste Fabrik, die Fabersche zu Stein, hat von der russischen Regierung das Recht der Ausbeute eines sibirischen Graphitbergwerkes erworben und bezieht ihr Rohprodukt vom Sayangebirge auf dem weiten Wege über den Amur, den Großen, Indischen und Atlantischen Ozean bis Hamburg. Kaum weniger umfassend ist die Glasindustrie, namentlich das Schleifen und Belegen von Glasplatten für Spiegel. Nach Fürth allein gehören 40 Schleifereien an fränkischen und oberpfälzischen Flüssen, und für Spiegelbelege verwendet diese Stadt jährlich über 1000 Zentner Quecksilber und gegen 3000 Zenter Zinnfolie. Die Zinnfolie wird gleichfalls in einigen benachbarten Hämmern gefertigt. Auch die Herstellung von Spiegelrahmen in allen Größen und Formen beschäftigt eine Menge von Händen. Mannigfach sind die in den Handel kommenden Erzeugnisse der zahlreichen Schreiner-, Drechsler- und Kammacherwerkstätten. Die Papier-Industrie ist auch eine reich verzweigte: Tapeten, Buntpapiere, Bilderbögen und Bilderbücher, in neuester Zeit die so beliebten Abziehbilder, Papparbeiten, Buchbinder- und Portefeuillewaren, Spielkarten, allerlei Gegenstände aus Papiermaché finden einen weit verbreiteten Absatz. Von besonderer Wichtigkeit sind die chemischen Fabriken geworden, und unter diesen stehen die Farbfabriken oben an. Die Zeltnersche Ultramarinfabrik ist die größte ihrer Art in Europa und liefert jährlich wenigstens 15000 Zentner ihrer herrlichen Farbe. Großartig sind auch die in neuerer Zeit entstandenen Maschinenfabriken. Die bedeutendste, überhaupt eine der namhaftesten auf dem europäischen Festlande, ist die von Klett & Komp., welche über 2000 Arbeiter beschäftigt.

Damit ist die Reichhaltigkeit der Nürnberg-Fürther Gewerbsthätigkeit nur in allgemeinen Umrissen und lange nicht erschöpfend vorgeführt, und es lassen sich noch gar viele namhafte Industriezweige auf-

zählen, die jeder andern Stadt schon den Stempel einer Fabrikstadt aufdrücken würden, so: die Baumwollen- und Strumpfwarenfabriken, die Weberwerkstätten — über 150 —, Spinnereien und Zwirnereien, Lebküchnereien, Zigarren- und Tabakfabriken, Fabriken für Handschuhe, Oblaten, Siegellack, Guttapercha- und Kautschukwaren, Kaffeesurrogate, Pinsel, Schwefelhölzer und Zündhütchen u. s. w. Doch das Aufgezählte mag hinreichen, einen Einblick in das bewegte Treiben dieser beiden Fabrik- und Handelsstädte zu verschaffen. Wer Nürnberg oder Fürth an einem Werktage besucht, dem tritt überall ein Hämmern, Rasseln und Summen, überhaupt eine Beweglichkeit entgegen, welche man mit der eines Bienenstockes vergleichen möchte. Die Straßen aber sind, abgesehen von den dahinrollenden Frachtwägen und den geschäftig vorüber eilenden Arbeitern, verhältnismäßig nur schwach belebt. Ein anderes Bild bieten sie dagegen an Sonntagen. Da eilt alles aus den rauchigen und staubigen Werkstätten, um nach den arbeitsvollen Wochentagen auch einen Ruhe- und Erholungstag zu genießen. Und wenn auch der Nürnberger oder Fürther sechs Tage ernst und rührig seiner Arbeit obgelegen, am Sonntage verleugnet er seine heitere Frankennatur nicht; da gibt er sich gern in ungezwungener Heiterkeit den Freuden des geselligen Lebens hin. Bei ihm trifft das Dichterwort zu: „Saure Wochen — frohe Feste“.

Nach Berg.

13. Harzreise.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

Heinrich Heine.

14. Leben des deutschen Gebirgsbewohners im Winter.

Wir versetzen uns in die Landschaft eines deutschen Mittelgebirges. Die Schluchten und tiefen Wege sind verschneit; im Gebirgsdorfe droben ist der Schnee bis ans niedrige Fenster hinaufgestiegen, und an der Ecke, wo der Windzug besonders stark ist, sogar bis ans graue Strohdach. Wie ausgestorben ist's im Dorfe, öde und stumm im hochverschneiten Walde, dessen Kiefern ihre dunkelgrünen Nadelzweige tiefbetrübt zu Boden senken, da sie vom Winter Gewalt erleiden müssen und nicht

imstande sind, sich der Schneelast zu erwehren, welche er auf sie häuft. Aber in den Hütten des Gebirgsdorfes herrscht rege Arbeit, und der flackernde Kienspan leuchtet noch spät in der rauchigen Stube, indem er durchs Fenster hinaus seinen roten Schein auf den bleichen Schnee wirft. Die Mutter sitzt am schnurrenden Spinnrade und sieht von Zeit zu Zeit in den wärmenden Ofen, wo ein Gericht Kartoffeln oder Hafermus zubereitet wird. Der Vater dagegen ist am großen, roten Holztisch beschäftigt, aus fein geschnittenen Spänen, aus Klötzchen und Holzschnitzelchen allerlei Weihnachtssachen zu verfertigen, hier eine Schachtel, dort eine Reihe Soldaten, Reiter und Kanonen, hier eine Jagd mit grünen Tannenbäumchen, mit braunen Hirschen und Hasen, dort eine große Stadt von Häusern und Kirchen mit roten Dächern, oder eine Geige, eine Trompete, eine Trommel, eine Knarre und was sonst die Kinder als Weihnachtsgabe erfreut. Hilfreich gehen ihm diese zur Hand, leimen und kleben die Stücklein zusammen, färben und bemalen die Vögel und Tiere, die Menschen und Häuser, die Trommeln und Trompeten. Jeder strengt seine Erfindungskraft an, um Schönes, Ansprechendes und Gefälliges zu verfertigen. So sinnt die Armut darauf, das Auge des Reicheren zu erfreuen, ihm frohe Stunden zu bereiten, damit sie selbst ihr mühevolles, karges Leben voll Entbehrungen friste. Ist ein hinlänglicher Vorrat solcher Spielsachen fertig, so erscheint der Aufkäufer, klagt über schlechte Zeiten, geringen Absatz, tadelt und mäkelt an dem, was die Familie in stiller Freude und mit emsigem Fleiße geschaffen und drängt ihr die schönen, bunten Sachen zu einem Preise ab, daß sie kaum Salz und Kartoffeln dabei verdient.

Friedr. Körner.

15. Ein westfälischer Bauernhof.

Im Münster- und Delbrücker Land findet sich noch heute eine selbständige Hofeswirtschaft.

Wie der Edelmann auf seinem Stammschloß, sitzt dort der westfälische Bauer auf dem von Vorfahr zu Vorfahr angeerbten Gute. Das große einstöckige Haus, von dessen Giebel meist zwei Pferdeköpfe in Holz geschnitzt herabschauen, ist seiner bedeutenden Länge nach gewöhnlich in drei Teile geteilt. In der Mitte der Giebelseite ist die Einfahrt, welche unmittelbar auf die Tenne führt. Von da wird die Ernte auf den Speicher bis zum Dache untergebracht. Rechts und links von der breiten Einfahrt sind die Plätze für das Vieh abgesondert, das nicht mit den Köpfen gegen die Wand gekehrt steht, sondern umgekehrt klug und gemütlich über die niederen Futtermauern hinaus dem Thun und Treiben der Herrschaft zusieht. Der zweite dahinterliegende Raum, der Wohn-

platz der Menschen, enthält den Kochherd mit seiner schwarzen, umfangreichen Überdachung, in welcher die kolossalen Schinken, Würste und Speckseiten ihren Räucherungsprozeß durchmachen. Die Schlafstellen der Familie befinden sich an den Wänden herum in sogenannten Schlafschränken, deren Thüren abends geöffnet werden. In der Mitte des ganzen Raumes befindet sich der mächtige Familientisch. Das Gesinde schläft in Verschlägen beim Vieh oder auf dem großen Heuboden über demselben; Hühner und Tauben sind in kleinen Anbauten an der Tenne untergebracht. Das Ganze überschatten Bäume; oft sind es hundertjährige Eichen, die ihre Äste auf das bemooste Dach des Hauses niedersenken.

Der Herd ist des Hauses innerstes Heiligtum. Er ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Hausfrau, welche dabei sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt sie bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnt immer fort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß anderwärts, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen.

Ein rings herabhangendes, niedriges Strohdach schützt die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirte selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird.

Wo alles unter einem Dache, um ein Feuer beisammen lebt, wo der weite Raum der Einfahrt gleichsam ein bedeckter Marktplatz für das kleine häusliche Gemeinwesen ist, um welchen herum dessen sämtlichen Gliedern, Menschen und Vieh, ihre besonderen Plätze angewiesen sind;

wo eben dieser Raum die Jugend nicht bloß zu angestrengter Arbeit, sondern auch zu heiterm Tanze und Gelage versammelt: da mußte ein haushälterischer, anhänglicher Sinn zur Familie, eine größere Anhänglichkeit selbst zum Vieh, mußte für den Genuß der Freude des Lebens im engen, bekannten Kreise eine festere Neigung entstehen, als wo alles innerhalb derselben Wirtschaft zerfahren und getrennt lebt.

Gehen wir vom Hause in die Umgebung über, so findet sich der Hof einerseits von dem Garten, andrerseits von Wiesen- und Ackerland umgeben. Die Felder sind von einem Erdwall umzogen, auf dem dichtes Gesträuch wächst und knollige Baumwurzeln immer neue Sprossen, die alle fünf bis sechs Jahre abgehauen werden, hervortreiben, und über die Felder und Wiesen hin ragt das Gehölz. Je älter und unberührter die Eichen im Gebüsche, desto stolzer und selbstbewußter der Landmann. Hie und da gewähren die Büsche eine Durchsicht bis zum Nachbarhofe, oder es öffnet sich eine Fernsicht zu dem Turme des Dorfes, der am Sonntage alle Bewohner der Hunderte von zerstreuten Höfen zur Kirche ruft, die den eigentlichen Einigungspunkt der Gemeinde liefert.

Dr. Daniel.

16. Die Leipziger Messe.

Wie von Zauberhand berührt, verdoppelt sich die Thätigkeit von Millionen Menschen, wenn die Leipziger Messe naht.

Leipzig ist in dieser Zeit die Hauptstadt von Europa; denn alle Erdteile senden ihre Käufer und Verkäufer oder mindestens ihre Produkte zur Messe. Mancher Amerikaner, mancher Armenier, Perser, Inder, Japanese weiß nichts von Sachsen, kaum etwas von Europa, aber von Leipzig und seinen Messen hat er wohl reden hören. Goethe hat diese Stadt einmal ein „Kleinparis“ genannt; aber während der Meßzeit läßt sie sich vergleichen mit der Welthandelsstadt an der Themse, sie wird zum „Kleinlondon“. Was London für den Seehandel, das ist Leipzig für den Landhandel — ein Weltmarkt ersten Ranges.

Leipzig in solcher Zeit zu sehen, lohnt schon eine kleine Reise; merkwürdig ist, wie die Stadt kurz vor Beginn der Messe ihr Aussehen verändert, namentlich zu Ostern und Michaelis, denn die Neujahrsmesse gilt nur für eine halbe Messe. Alles drängt und eilt, sich auf den Einzug der Meßfremden gehörig vorzubereiten, alles will verdienen. Daher wird während der Meßzeit auch vermietet, was irgend zu entbehren ist, und gar mancher Wohnungsinhaber erhält auf diese Weise 6 bis 800 Mark Mietgeld; dafür begnügen sich die Hauseigentümer aber auch, wenn es sein muß, in der Waschküche, im Holzstalle &c. zu schlafen.

Auf allen freien Plätzen sieht man nun Buden aufgebaut; es entsteht in der Stadt gleichsam eine zweite Stadt, und die mit Firmen aller Art behangenen Wände der Häuser gewähren einen seltsamen Eindruck und zeigen nun ein festliches Aussehen. — Waren aller Art sieht man aufgestapelt, und besonders bedeutungsvoll ist die Ledermesse, der Tuch- und Pelzwarenhandel. Amerika, Rußland, der Norden Europas schicken Hunderttausende von Häuten auf die Leipziger Messen. Im Jahre 1876 betrug die Gesamtzufuhr an rohen Häuten 22000 Ztr., an Leder 26000 Ztr. — Ein einziges riesiges Tuchwarenlager schon zählt selten weniger als 100000 Stück zu einem Gesamtwert von 6—9 Millionen Mark, meist Erzeugnisse Deutschlands und der Niederlande, und in diesem Fabrikationszweig des vaterländischen Gewerbfleißes nimmt Sachsen den ersten Rang ein. Da kaufen der Orient, die Länder des Mittelmeeres, das ferne China, Ostindien, Südamerika und Mexiko, Nordamerika, das südliche, östliche und westliche Europa ihren Bedarf an Tuchen der verschiedensten Gattungen, und nur der Norden Europas versorgt sich gegenwärtig von Hamburg aus mit diesem Artikel.

In Betreff des Pelzwarenhandels ist Leipzig der erste Platz der Welt geworden. Deutschland liefert Pelzfelle vom Fuchse, Edel- und Steinmarder, Iltis, Otter, Dachse und Hasen; dann Kaninchen-, Katzen- und Lammfelle; Rußland sendet die Felle der Hermeline, Zobel, der weißen und blauen Füchse, Hasenfelle, persische, astrachanische und russische Lammfelle; auch Grönland, Schweden und Norwegen bieten ihre Vorräte; ebenso die Staaten von Nordamerika, diese namentlich Pelze des Bibers, des Bisam, der roten, schwarzen, weißen und blauen Füchse, der Bären, Seeottern, Luchse, Wölfe, Zobel u. s. w.

Mittlerweile sind die Meßbesucher immer zahlreicher eingetroffen; auf Schritt und Tritt begegnen wir nunmehr fremden Gesichtern. Leicht erkennbar ist besonders der gewandte Berliner, der Hamburger Großhändler, der heitere Rheinländer, der gemütliche Süddeutsche, der bewegliche Franzose, der gemessene Sohn Englands, der pfiffige Yankee, der russische Händler und vor allem der polnische Jude in langem Talar und spitzigem Bart. Die Zahl der anwesenden Fremden an jedem Tag darf man immer auf 30 bis 50000 rechnen.

Bei solchem Andrang von Menschen finden sich auch jene verschmitzten Bürschchen ein, die das Geschäft der „Fingerfertigkeit“ ganz besonders verstehen. Unzählig sind daher die großen und kleinen Gaunereien, die zu dieser Zeit ausgeübt werden. Besonders ist es

Berlin, welches zu dieser Sorte Meßfremder ein großes Kontingent stellt. Große, wohlorganisierte Gaunerbanden arbeiten sich gegenseitig in die Hände, und nicht selten ereignet sich's, daß ganz fein aussehende, goldene Ringe und Uhren tragende Herren als Taschendiebe entlarvt werden.

Aber auch an Musikbanden fehlt es nicht. „Ohne Meßmusik keine Leipziger Messe." Wo man nur hinhorcht, singt's, dudelt's, bläst's oder harft's einem entgegen. Hier dreht ein armer Blinder, dort ein Lahmer, hier wieder ein Stelzfuß einen verstimmten Leierkasten; dazwischen hinein jauchzt's, trompetet's, schreit's in allen Tonarten, daß man schier taub werden möchte.

Dort wieder auf hohem Gerüste schreit ein Ausrufer mit heiserer Stimme uns an: „Immer heran, meine Herrschaften! Hier werden Sie sehen, was noch nie nicht dagewesen ist!"

Hier ist wieder eine Reihe Tierbuden; dort kündigt eine andere Bude an, daß eine 400pfündige, noch niemals gesehene kolossale Riesin zu sehen sei; weiter entfernt produzieren sich Seiltänzer und Athleten; aber auch Feueresser und Schwertverschlinger laden uns in ihre Buden ein.

Dort lockt uns wieder ein Zirkus mit seinen prächtigen Pferden, seinen Kunstreitern, seinen Spaßmachern an. Doch wir würden nicht fertig werden, wenn wir all die Buden sogar mit den tanzenden Flöhen, den weißen Mäusen, den Wahrsagerinnen, Automaten und Taschenspielern aufzählen würden. Noch viel weniger vermögen wir allen Stereoskopensammlungen, Kasperltheatern, russischen Schaukeln, Panoramen, Fleckenvertilgern, Bänkelsängern und den Buden mit den angestrichenen Mohren und gebändigten Menschenfressern, die vielleicht im benachbarten Dorfe das Licht der Welt erblickten, Aufmerksamkeit zu widmen.

Bald jedoch hat die Flut einströmender Menschen und Waren ihren Höhepunkt erreicht, und man merkt, daß die Messe ihrem Ende entgegen geht. Jetzt kommt der eigentliche Zahltag — der Donnerstag — an dem mancher zugrunde geht.

Mit dem Ende der allgemeinen Leipziger Ostermesse beginnt die Buchhändlermesse. Von der Großartigkeit der Preßerzeugnisse in Leipzig kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß 275 Buchhandlungen ihre Bücher in alle Welt hinaussenden. Leipzig ist noch immer der Hauptplatz des Bücherhandels. Der gesamte Umsatz während der Messe allein beläuft sich auf mehr als 21 Millionen Mark; innerhalb eines Jahres ergibt sich die enorme Summe von 60 Millionen Mark.

Auch die Zahlwoche ist vorüber. Am Sonnabend Nachmittag müssen alle Verkaufsstände geräumt und bei hoher Geldstrafe darf nach dieser Zeit nichts mehr verkauft werden.

Leipzig beginnt wieder sein Alltagsgesicht anzunehmen. Allerorten wird nun Scheuerfest abgehalten, d. h. es werden die Läden und Wohnungen vom Schmutze der letzten Woche gereinigt. Die ausgewanderten Familien nehmen wieder Besitz von ihren alten Lokalitäten; die ehrsamen Stammgäste eilen zu ihren gewohnten Plätzen, und am Montag früh hat die Stadt überall wieder ihr gewöhnliches Aussehen gewonnen.

Nach E. H. Stötzner.

17. Der Imker.

Im Norden unseres Vaterlandes dehnt sich die Heide mit ihrem dünnen Grase und mit ihren einsamen Blumen aus, und schwerfällig und heiß streicht der Sommerwind darüber. Selbst der Schmetterling hebt dort langsamer die Flügel; er hat Zeit, wie alles um ihn her. Das Leben der Natur scheint im Traum zu liegen. Mühsam schleppt sich der Wanderer von Hügel zu Hügel; er sucht Leben und findet keins. Doch siehe da, plötzlich entfaltet sich ein Bild des Lebens. An einem Hügel, der sich, mit niedrigem Tannengestrüpp bewachsen, im Halbkreis vor dir ausdehnt, siehst du auf kleinen Erhöhungen von Erde und Rasen hundert und aber hundert Bienenstöcke, und das Völkchen, das sie bewohnt, ist in voller Thätigkeit. Zwei Menschenaugen überwachen von früh bis spät die Tausende von emsigen Tierlein und ruhen mit Sorge und Liebe auf ihnen. Denn siehe, dort an die verkrüppelte Tanne gelehnt, steht eine Hütte, aus Strauchwerk und Rasen gebaut; ihr Dach springt weit vor und bedeckt ein Bänklein zur Seite der niedrigen Thür der Hütte. Dort sitzt, an die Wand der Hütte gelehnt, ein alter Mann mit grauem Bart und verwettertem Angesicht und raucht aus einem kurzen, hölzernen Pfeifchen. Das ist der Imker, der Bienenvater seines Dorfes und vielleicht mehrerer Heidedörfer. Er weiß nicht zu pflügen und nicht zu säen; er kennt Fischerei und Vogelstellen nur dem Namen nach; er kennt nur eine Kunst, nämlich die Bienenstöcke zu flechten, und hat nur eine Liebe — zu einem einzigen, kleinen Geschöpfe, das ist die Biene. Es hat ihn diese Liebe niemand gelehrt, er hat sie mitbekommen von der Natur. Der Biene ist er nachgegangen als Kind schon; von Bienen hat er geträumt; Bienen hat er auf der Hand umhergetragen, soweit er denken kann, und hat sie gefangen und geliebkost, und niemals hat ihn eine gestochen. Sie haben ihn aufgesucht, die Bienen, und auf seinen Gängen begleitet, als wäre er eine Blume voll Nektar und

Wohlgeruch, und die Leute seines Dorfes, die das sahen, die haben gesagt: „Das gibt einen guten Imker“. Und ein guter Imker ist er geworden. Nicht immer sitzt er dort in der Heide unter dem Dach seiner Hütte und raucht aus seiner Pfeife; sein Auge verfolgt wie das Falkenauge das Thun und Treiben der ihm vertrauten Herde. Manchmal verläßt er plötzlich seinen Sitz und schreitet bedächtig auf einen Stock zu, der anfängt, unruhig zu werden. Er will sehen, was das kleine Volk bewegt: ob ihm die Königin gestorben, ob ein Käfer sich hinein verirrt, ob eine Heidemaus Miene macht, durch die Hinterseite des Stockes sich einzubohren und nach dem Honig zu streben, ob ein Vogel auf dem benachbarten Strauche sitze und nach den müden, heimkehrenden Bienen schnappe, oder ob das Völklein sich teile und dem jungen Weisel sich anschließe zur Gründung einer neuen Kolonie. In allen ihren Nöten ist der Imker der Bienen Vertrauter und Ratgeber; sie fliegen ihm entgegen; sie geleiten ihn an die streitige Stelle; sie dulden es, daß er den Stock öffnet und hinein schaut in ihr verborgenes Reich; ja, sie lassen sich's gefallen, daß er unter sie greift und sie händeweise versetzt, wohin er will; kein Stachel trifft ihn. Der Imker und sein Völkchen kennen sich und gehören zusammen.

Nach Otto Glaubrecht (Rud. Öser).

18. **Vineta.** (Sage.)

An der nordöstlichen Küste der Insel Usedom sieht man häufig bei stillem Wetter in der See die Trümmer einer alten großen Stadt. Es hat dort die einst weltberühmte Stadt Vineta gelegen, die schon vor tausend und mehr Jahren wegen ihrer Laster ein schreckliches Ende genommen hat.

Die Einwohner trieben einen überaus großen Handel; ihre Läden waren angefüllt mit den seltensten und kostbarsten Waren, und es kamen jahrein, jahraus Schiffe und Kaufleute aus allen Gegenden und aus den entferntesten Enden der Welt dahin. Deshalb floß denn auch in der Stadt ein über die Maßen großer Reichtum zusammen, daß man ihn kaum noch unterzubringen wußte. Die Stadtthore waren aus Erz und Glockengut, die Glocken aber aus Silber, und das Silber war überhaupt so gemein in der Stadt, daß man es zu den gewöhnlichsten Dingen gebrauchte und die Kinder auf den Straßen mit harten Thalern spielten. Dafür traf sie denn der gerechte Zorn Gottes, und die üppige Stadt wurde urplötzlich von dem Ungestüm des Meeres zu Grunde gerichtet und von den Wellen verschlungen. Darauf kamen die Schweden von Gotland her mit vielen Schiffen und holten fort, was sie von den Reichtümern der Stadt aus dem Meere herausfischen konnten.

Die Stelle, wo die Stadt gestanden, kann man noch heutigentags sehen. Wenn man nämlich von Wolgast über die Peene in das Land zu Usedom ziehen will und gegen das Dorf Damerow, zwei Meilen von Wolgast, gelangt, so erblickt man bei stiller See bis tief, wohl eine Viertelmeile in das Wasser hinein, eine Menge großer Steine, marmorner Säulen und Fundamente. Das sind die Trümmer der versunkenen Stadt Vineta.

In der Stadt ist noch immer ein wundersames Leben. Wenn das Wasser ganz still ist, so sieht man oft unten im Grunde des Meeres in den Trümmern ganz wunderbare Bilder. Große, seltsame Gestalten wandeln dann in den Straßen auf und ab, in langen, faltigen Kleidern. Oft sitzen sie auch in goldenen Wagen oder auf großen, schwarzen Pferden. Manchmal gehen sie fröhlich und geschäftig einher; manchmal bewegen sie sich in langsamen Trauerzügen, und man sieht dann, wie sie einen Sarg zum Grabe geleiten.

Die silbernen Glocken der Stadt kann man noch jeden Abend, wenn kein Sturm auf der See ist, hören, wie sie tief unter den Wellen die Vesper läuten. Wenn es aber Nacht oder stürmisches Wetter ist, dann darf kein Mensch und kein Schiff sich den Trümmern der alten Stadt nähern. Ohne Gnade wird das Schiff an die Felsen geworfen, an denen es rettungslos zerschellt, und keiner, der darin gewesen, kann aus den Wellen sein Leben erretten.

Däßler.

19. Aus Ungarn und Siebenbürgen.

In Ungarn ist beides, Armut und üppiger Reichtum, vereint, wie denn überhaupt die entlegensten Gegensätze sich in diesem Lande begegnen. Auch in den Städten zeigen sich solche. Pest ist eine fast aus lauter Palästen zusammengesetzte Stadt, eine der schönsten in ganz Europa, obwohl echt morgenländisch in ihr Pracht und Armseligkeit, Schmutz und Staub eng verbunden sind und selbst auf den schönsten Promenaden die Pußta mit ihrem Vieh zum Vorschein kommt. Welch' eine Kluft aber zwischen ihr und den kleinen Landstädten! Ich will eine von den letzteren, deren es in großer Menge gibt, nur mit wenigen Umrissen zeichnen. Drei Meilen von Arad liegt das Städtchen Symany (Schimani). Wenn man dasselbe betritt, so hat man auf einem von Kot zusammengeworfenen Damme, der zugleich als Straße gilt, sehr aufmerksam das Gleichgewicht zu erhalten, damit man nicht in die neben demselben hinziehenden Lachen und Sümpfe gerät, wo man in flüssigem Kot versinken und Gefahr laufen würde, zu ersticken. Zur Rechten und Linken stehen einzelne Hütten, von denen eine immer noch erbärmlicher ist als die

andere. Häuschen mit Erdgeschoß, deren Wände von gestampfter Erde und etwas mit Kalk übertüncht sind, erscheinen hier als Paläste, zumal wenn sie noch grüne Jalousien vor den Fenstern haben. Auf dem Platze (Markte) sieht man mehrere Schlammgruben, in denen an den Markttagen die Schweine sich gütlich thun. Neben einer derselben ist das Rathaus, ähnlich einer Hirtenwohnung in einem deutschen Dorfe. Die ganze Stadt besteht aus zwei Gassen, die sich auf dem Markte durchkreuzen und in der Bodenlosigkeit des Weges wetteifern. Bei nasser Witterung schleift der Wagen auf den Achsen fort, weil die Räder keinen Grund finden, auf dem sie eingreifen und sich umdrehen könnten.

Wie aber, fragt man, kommen da die Fußgänger fort? Wer nicht stark und kräftig ist, der wagt sich nicht heraus, und Männer und Frauen tragen große, juchtene Kotstiefel, in welchen sie den Feind überwinden. Gewohnheit macht übrigens die Sache erträglich.

Wer aber glauben möchte, ich hätte übertrieben, der komme nur in eine solche Stadt, und er wird noch manches hinzuzusetzen finden!

Wie wohlthuend ist dagegen der Eindruck, den das Land der Sachsen in dem romantischen Siebenbürgen auf den deutschen Reisenden macht! Ist auch der Boden nicht gerade der fruchtbarste, so bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Überall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem so eben gerühmten Fleiße von der persönlichen Freiheit abzuleiten ist, die hier ein jeder genießt. Es sind aber die hiesigen (meist protestantischen) Deutschen weniger den Sachsen als den Württembergern und Bayern an Sprache und Sitte ähnlich, stammen auch wohl ursprünglich zum großen Teil aus beiden Staaten und heißen nur deshalb Sachsen, weil man in Siebenbürgen alle Deutschen mit diesem Namen beehrt, wie man sie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt. In Hermannstadt fühlt man sich ganz nach Deutschland versetzt, und zwar in seine besten Gegenden. Die Stadt ist gerade nicht prachtvoll gebaut, sie hat das Ansehen einer alten deutschen Mittelstadt, spricht aber sehr durch die Gemütlichkeit seiner Bewohner an, die in den gebildeten Klassen fast alle aus Deutschen bestehen. In den unteren Klassen findet man viele Walachen; auch Zigeuner fehlen nicht. An Sonn- und Festtagen herrscht hier ein Leben, wie in den volkreichsten Gegenden Deutschlands, und es fehlt nicht an Vergnügungen aller Art, wozu u. a. auch Gesellschaftsgärten, in denen im Sommer Konzerte gegeben werden, gehören. Man vergißt hier völlig, daß man an der Grenze des gebildeten Europas ist. — Leider haben die Siebenbürger Sachsen durch die Unduldsamkeit der Magyaren und ihre Sucht, alles zu magyarisieren, viel zu leiden gehabt und sind

so erbittert worden, daß sie massenhaft nach Amerika auswandern wollen. Zum Teil sind diese sonst so tüchtigen deutschen Siebenbürger durch ihr zähes Festhalten an altem Herkommen und mittelalterlichen Gerechtsamen, nach welchen man das Ackergut in möglichst wenige Hände zu bringen sucht, an ihrem eigentlichen Herabkommen schuld. A. W. Grube.

20. Das südliche Frankreich.

Eine Reise nach Marseille führte mich auf schneller Eisenbahnfahrt durch den wegen seiner Schönheit berühmten Teil Frankreichs, welcher die Provence genannt wird. Anfangs war ich enttäuscht; denn hinter Arles nimmt das Land einen eigentümlich wilden Charakter an. Ähnlich wie in der Steppe, heben und senken sich die flachen, dürftig bewachsenen Hügel. Endlich scheint gar alles Pflanzenleben erstorben. Der Wind weht hier im Winter schneidend, wie nirgends in der Provence; im Sommer glüht der Sonnenbrand ohnegleichen auf Millionen von Kieseln. Zum Glück hat man auf der Eisenbahn diese unheimliche Gegend in anderthalb Stunden zurückgelegt; dann erscheint dem Auge das blaue Mittelmeer mit silberner Brandung und schroffen, rötlichen Felsufern. Der Weg führt durch tiefe Einschnitte und Laubholzstrecken, und immer blickt das Meer zwischen den Feigen-, Pinien- und Ölbaumgipfeln hindurch, über die sich die dunklen Pyramiden der hohen Cypressen erheben. Tamarisken mit ihrem gelblichen Laube und Uferkiefern mit ihren wunderbar feinen, im Winde wallenden Nadeln bedecken das Land bis zum Meere hin; doch fehlen hier dem Auge die frischen Flächen unserer nordischen Wiesen. Endlich kommt der Zug an einen mächtigen, fast zwei Drittelmeilen langen Tunnel. Beim Austritte aus demselben liegt das Mittelmeer in all seiner Majestät vor den entzückten Blicken. Segel an Segel schwankt leise auf der blauen Fläche. Dort durchfurcht ein Dampfer eilig die glänzenden Fluten. In aller Farbenpracht liegen die Ufer an dem Meere hingestreckt. Die roten Dächer der Landhäuser blicken aus den mannigfaltigsten Schattierungen des Grüns hervor. Zwischen dem hellgrünen Laube junger Feigenbäume und dem dunklen Schirme der Pinien prangen die roten und weißen Blüten der Mandel-, Pfirsich- und Apfelbäume. Wie köstliche Blumensträuße breiten sich die terrassenförmig vom Meere aufsteigenden Gärten um die Schlösser und Villen aus. Links stehen, ernst und tiefblau, die edel geformten Gipfel der Seealpen. Vor uns liegt das schöne Marseille mit seinem belebten Hafen, der an 1200 Schiffe fassen kann.

In Marseille ist man nun wirklich im Süden. Im Gasthofe empfingen uns hohe, kühle Räume, ein innerer Hof mit Lorbeer- und

Oleanderbäumen und Springbrunnen, dunkle Treppen und mit buntem, glasiertem Backstein gepflasterte Zimmer, welche durch Fenstervorsätze und Gardinen sorgfältig vor den Sonnenstrahlen geschützt sind.

Der eigentliche Mittelpunkt der Stadt ist der innere Hafen. An ihm hin laufen schön gebaute Bollwerke, auf welchen das mannigfaltigste Leben herrscht. Menschen aus allen Nationen Europas sind neben Afrikanern und Asiaten hier versammelt; alle Sprachen ertönen, und die verschiedensten Trachten sieht man hier vereinigt. Das Bollwerk an der Seite der alten Stadt sieht zum Teil wie ein orientalischer Bazar aus. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Morgenlandes feil: reiche Teppiche, prächtige orientalische Stoffe und wunderherrliche Shawls in den glänzendsten Farben. Rosenduft strömt schon von weitem aus den mit Essenzen aller Art angefüllten Läden. Aus einem Magazine daneben schauen Papageien und andere Vögel südlicher Zonen, während possierliche Affen neben ihnen den Vorübergehenden Gesichter schneiden. Köstliche Früchte werden hier feilgehalten: Orangen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Datteln, auch prächtige Blumen in Sträußen und Töpfen. An vortrefflichen Fischen fehlt es ebenfalls nicht und auch nicht an Austern, Muscheln und anderen eßbaren Schaltieren.

Der Sommer ist in Marseille sehr heiß; im April ist es schon so warm, wie bei uns in den wärmsten Sommertagen. Fast unbeschreiblich ist die Herrlichkeit der Sommernächte, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt. Dann eilt alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor der Thür sitzen, um die köstliche Kühlung der Nacht zu genießen. Die schönste Jahreszeit ist der Herbst. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und nur an einzelnen Tagen bemerkt man des Morgens ein wenig Reif oder dünnes Eis; Schnee fällt sehr selten.

Schul-Lesebuch von Wetzel, Menger, Menzel u. Richter.

21. Winter in Italien.

Rom, den 8. Dezember 1786.

Wir haben mitunter die schönsten Tage. Der Regen, der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume stehen auch hier hin und wieder, so daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten stehen Pomeranzenbäume voller Früchte, aus der Erde wachsend und unbedeckt. (Den 13. Dezember.) Man merkt den Winter nicht; die Sonne scheint hell und warm; Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Zitronen-

bäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt; die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der nicht, wie bei uns, beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frei und froh in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts Lustigeres denken, als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren, soviel man will. Sie sind schon jetzt recht gut; im März werden sie noch besser sein. Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fischzug thun: da kamen die wunderlichsten Gestalten zum Vorschein an Fischen, Krebsen und seltsamen Unformen, auch der Fisch, der dem Berührenden einen elektrischen Schlag gibt.

Goethe.

22. Die englische Landschaft.

Das Klima Englands ist veränderlich und feucht. Es ist weder im Winter so kalt, noch im Sommer so warm als in Deutschland. Selten steigt die Hitze über 17°, und selbst in Manchester ist man nicht auf 12° Kälte gefaßt. In den Berggegenden ist die Luft natürlich reiner und heiterer, aber auch kälter. — Wegen Milde und Feuchte ist der Anblick des Landes sehr angenehm. Der Boden prangt den größten Teil des Jahres mit dem schönsten Grün. Im blühenden, mit prächtigen Landhäusern angefüllten flachen Thale streckt sich London an der Themse hin; überschwebt von Nebeln aus Kohlendampf, erscheint die Stadt wie eine ungeheure, regellose Häusermasse, durchkreuzt von meistens engen Straßen voll Menschengewühl. In der ganzen Provinz umher zeugt alles vom geschäftigsten und sorgsamsten Anbau. Am Strome hin die fettesten Wiesen, daneben Gärten und Äcker, und so weit ab vom Strome miteinander wechselnd, daß man eben so viel Wiesenland als Getreide- und Gartenfeld findet. Im Süden und Osten, also in dem ebneren Teile der Insel, wird hauptsächlich Weizen gebaut, und überall zieht hier das Pferd den Pflug, wie denn die Zahl der Pferde außerordentlich groß ist. Die Weiden sind voll vom stattlichsten Rindvieh, und die zahlreichen Dörfer, oft reinlichen Städtchen gleich, haben ein munteres, geselliges Ansehen. Der wellenförmige Boden rundet so viele sanfte Thäler aus, daß die fruchtbaren Landschaften zugleich reizend werden. Besonders hübsch ist's auf dem Wege nach Portsmouth, wo an den Abhängen der mit großen Schafherden bedeckten Hügel selbst die Rebe fortkommt, wiewohl der Mangel an Hitze die Trauben nicht süß und schmackhaft werden läßt. Häufige Wirtschaftsgebäude liegen zerstreut umher; denn der Boden Englands ist nicht so verteilt, wie bei uns,

wo die Fluren meist um die Gehöfte herumliegen, sondern meistens als Eigentum reicher Besitzer an wohlhabende Pächter in großen Stücken und stets auf lange Dauer vermietet. Viehzucht ist außerordentlich im Flor, so daß außer den Wiesen noch viel Feld zu Futterkräutern dient; das Verhältnis der Wiesen zum Ackerland ist wie 3 zu 2. Nirgends in Europa wird die Rassezucht der Haustiere so streng durchgeführt wie in England; daher seine vorzüglichen Rinder- und Schweinerassen, seine edlen Pferde, die geschätztesten des Erdteils, seine reichwolligen Schafe. Die Käse, besonders die von Chester und Stilton, sind berühmt. Auch die Schafzucht, die älteste Grundlage des englischen Wohlstandes, wird mit glänzendem Erfolge betrieben; es gab eine Zeit, in welcher „ganz Europa in englische Wolle gekleidet war“. Überhaupt wird die Landwirtschaft sehr befördert, und nicht bloß in den Umgebungen Londons, sondern fast überall gleichen die Felder oft den Gärten. Bei der ungeheuren Bevölkerung muß man aber in Mitteljahren noch Korn (Weizen) aus dem Auslande beziehen. Der Anbau des Bodens hat die ehemals großen Waldungen Englands gelichtet und kleiner gemacht. Der Holzmangel ist also ziemlich fühlbar, denn die Parks der Reichen, obwohl großenteils voll mächtiger alter und ausländischer Forstbäume, können den Mangel nicht ersetzen. Man hilft sich mit Steinkohlen, die zum Glück so vorzüglich und reichlich vorhanden sind, daß sie außer in Fabriken und Dampfschiffen noch zum Brennmaterial dienen, und eine große Masse davon ins Ausland geht. Schacht und Dr. Rohmeder.

23. London als Weltstadt.

Wollten wir London zu Fuß durchwandern, jene Straßen, von denen manche eine Länge von anderthalb deutschen Meilen hat, — es würde fast unmöglich sein. Niemand geht in London für solchen Zweck zu Fuß. Oben auf dem Dache eines Londoner Omnibus' wollen wir unseren Platz nehmen, wo Raum für neun Personen vorhanden ist; von hier aus können wir dieses kolossale Ungeheuer am passendsten und bequemsten ansehen. So fahren wir von einem Omnibusstandpunkte ab, sehen bald rechts, bald links, rück- und vorwärts. Zahlreiche Villen, von freien, grünen Plätzen und Gärten umgeben, liegen gruppenweise zu beiden Seiten. Hier wohnt die vornehme Welt Londons in ländlicher Zurückgezogenheit. Immer größer wird die Zahl dieser Villen; immer näher rücken sie aneinander; fest verschlossene, stolze Paläste tauchen neben, unter ihnen auf: das alles ist schon London. Die Zahl der Häuser mehrt sich; es kommen schon Läden, ganze Armeen von Läden mit Parade-Schaufenstern. Auf der andern Seite vielleicht ist eine

ungeheure, hohe, feste Mauer mit Glasscherben oder spitzigen Eisenzacken obenauf und von grünen, herrlichen Waldungen und Bäumen überragt, am Ende der Mauer ein oft in wunderlichem Stile erbauter Palast, der Wohnsitz eines reichen Lords, der hier im Mai und Juni wohnt, die übrige Zeit des Jahres aber auf anderen Wohnsitzen oder im Auslande zubringt und dort jagt, fischt, angelt, Zeitungen liest, sehr viel und sehr gut ißt und trinkt.

Nun kommt's auf einmal immer dichter, enger, menschen=, wagen= und budenreicher; vor dir, neben dir, hinter dir, überall wimmelt und tobt und rasselt es ohne Anfang und Ende. Die Straße, in der wir fahren, nimmt kein Ende, und von allen Seiten und in allen Richtungen laufen krumme, enge, düstere Straßen in den willkürlichsten Richtungen hindurch, die gleichfalls kein Ende haben. Unter diesen Straßen befinden sich solche, durch welche man nicht hindurchzukommen glaubt, wenn man gerade etwas breitschultrig ist, Straßen, die nichts von Tageslicht wissen und fast immer in Gas flammen. Bald zeigen sich andere Straßen, ebenfalls endlos, aber plötzlich schnurgerade, mit Häusern, die sich alle aufs Haar ähnlich sehen. Es sind Fabrikarbeiterstraßen, fast in sich abgeschlossene Städte.

Unser Omnibus rollt jetzt über einen Platz, auf welchen sechs, sieben und noch mehr Straßen münden, alle mit Menschen, Fuhrwerk aller Art und besonders vielen Omnibuswagen überfüllt. Kaum eine Spur von Steinpflaster ist zu sehen, so dicht sind diese Straßen mit Leben und Verkehr besäet; aber alles bindet und windet, löst und knüpft sich und stets so ruhig und kaltblütig, daß keiner ein Wort dabei verliert. Wie hier die Wagenlenker ihre Sache verstehen, mit welcher Gewandtheit sie durchkommen, ein Zusammenfahren vermeiden und unverletzt im schnellsten Trabe durchschlüpfen, davon kann man sich kaum einen Begriff machen. Und ebenso ist es mit den Fußgängern; vor und zwischen dicht gedrängten, eilenden Wagen aller Art schlüpfen sie hindurch, immer den Fahrenden wie Gehenden links ausweichend. Gleichwohl werden jährlich über 250 Menschen durch Überfahren getötet, und noch weit beträchtlicher würde die Zahl derartiger Unglücksfälle sein, wenn nicht treffliche Fußpfade, Trottoirs, in allen Straßen und auf allen Brücken den Fußgänger sicherten.

Zu diesem Gewirre und Getöse der Fußgänger und der Wagen kommt noch die höchst industriöse Erscheinung des Anzeigewagens. Dieser besteht aus einem haushohen, 1½ m langen und über 1 m breiten, leichten Bretterkasten, welcher um und um mit Ankündigungen aller Art in meterhohen Buchstaben von allerlei Farben bedeckt ist. Er

ist mit einem Pferde bespannt, welches langsam durch alle Hauptstraßen schreitet; man lockt zur Teilnahme an den täglichen Vergnügungen, musikalischen Unterhaltungen, Ausstellungen, Sehenswürdigkeiten u. s. w. Dies ist noch nicht genug; denn überall findet man Knaben, welche Tafeln mit ähnlichen Anzeigen auf hohen Stangen halten, sowie endlich eine Menge Zettelverbreiter, welche jedem im Flug Vorübergehenden, dem sie nur etwas zutrauen, eine gedruckte Anpreisung irgend einer neuen Erfindung, einer Quacksalberei, eines Schauvergnügens und dergleichen unentgeltlich in die Hände drücken.

Bist du aber Fußgänger, weißt du in dem Wirrwarr der Straßen und Menschen dich nicht zurecht zu finden, so frage nur nicht die Straßenwanderer, um dich nach etwas zu erkundigen. Viele sind selbst Fremde und geben dir bald aus Leichtsinn, bald aus Schalkheit eine falsche Weisung; andere führen dich mit großer Gefälligkeit absichtlich auf unbesuchte Seitenwege und lassen dich dann weitergehen. Willst du Auskunft, so wende dich an einen der vielen Polizeibeamten, die, vier- bis fünfhundert Schritte von einander entfernt, in den Straßen aufgestellt sind; jeder unterrichtet dich mit großer Genauigkeit. Ebenso unrätlich ist es, in den Straßen vor den zahlreichen Kunst- und Bilderläden stillzustehen. Hier ist das Erntefeld der gewandten Taschendiebe, die dich, indem sie auf etwas ganz Besonderes hinweisen, auf das empfindlichste bestehlen.

Überhaupt hat sich jeder, welcher England bereist, vor allen jenen zu hüten, die, ohne Bekannte zu sein, ihn freundlich und äußerst gefällig anreden. Im Omnibus, auf Spaziergängen oder abends auf Straßen finden sich gar oft Personen, welche zu einer Partie an diesen oder jenen Vergnügungsort einladen. Der Erfahrene weiß, was dies bedeutet; der Unerfahrene wird durch Ausleerung seiner Taschen oder auf andere Art schmerzlich belehrt werden.

Doch wir verlassen den Omnibus; wir sind in der City, der Altstadt Londons, dem Hauptsitz des Handelsstandes und des Bürgertums. Hier sind die großartigsten Gebäude; hier, in der Nähe der neuen Londonbrücke, steht die Bank, die Börse und das Haus der ostindischen Handelsgesellschaft. Die City wird nicht wie eine Stadt, sondern selbständig wie ein Königreich verwaltet. Ihre oberste Behörde ist der von fürstlichem Glanze umgebene Lordmayor. Er sitzt täglich zu Gericht, um Klagen anzuhören und Bescheide zu erteilen. Am Michaelistage jedes Jahres erfolgt die feierliche Wahl eines Lordmayors.

Wir treten an die Bank und können nicht stillschweigend an ihr vorbeigehen, da sie die größte Niederlage von Kapitalien ist, die nicht

allein in England, sondern in der ganzen Welt besteht. Ein Drittel des baren Geldes, welches in dem reichen Großbritannien in Umlauf ist, befindet sich in ihrem Besitz, und in ihren unterirdischen Gewölben ruhen Gold- und Silberbarren in Menge. Obwohl das Gebäude ganz massiv ist und vor Feuersgefahr gesichert zu sein scheint, so kann es dennoch jeden Augenblick unter Wasser gesetzt werden; jeden Abend werden die Hauptbücher in einen unten mit Wasser angefüllten Brunnen hinabgelassen und dadurch vor Feuersgefahr geschützt.

Nicht weit davon liegt die königliche Börse. Eine Säulenhalle umgibt ihr Inneres, in welchem sich täglich zwischen 3 und 5 Uhr die Handelskönige Englands versammeln. Hier werden Geschäfte mit der ganzen Welt gemacht; Millionen Pfunde schweben auf den Lippen derer, welche den Handel von ganz Europa beherrschen. Dorthin bewegt sich in den Nachmittagsstunden der ganze Verkehr Londons; der Strom der Geschäfte, der Güter- und Menschenwelt läuft mit dem Flusse parallel von West nach Ost. Hier vorbei ziehen die Reihen der Omnibusse, Wagen und Menschen, lautlos ihren Geschäften nachgehend; hier wandeln jede Stunde 50 000, jeden Tag 500000 Menschen vorbei.

Gehen wir weiter, so gelangen wir zum Tower, jenem Gebäude, welches die Alten noch über die sieben Wunderwerke der Welt gestellt haben würden. Seine vier Türme schauen nicht vergebens so grausenerregend und trübselig auf die Themse herab; viel Königs- und Adelsblut ward innerhalb dieses Baues vergossen und selbst die kindliche Unschuld nicht verschont. Hier findet sich die großartigste Waffenniederlage auf der ganzen Welt, vereinigt mit Trophäen aller Art. Ziehen wir längs des Themsestrandes weiter, an den Docks vorbei, in deren Bassins mehr als 1200 Schiffe Raum haben, so gelangen wir zu jenem Wunderbau, welcher unterirdisch die beiden Themse-Ufer verbindet. Wir steigen hinab in die Unterwelt. Kühle Luft weht uns an, Nacht umgibt uns bei unserem Eintritt, bis wir uns endlich an das Gaslicht gewöhnen, das diese Unterwelt strahlend erleuchtet. Dieser Riesentunnel ist ein kühnes Werk des menschlichen Geistes, der an seiner Erbauung unter vielfacher Unterbrechung, unter außerordentlichen Schwierigkeiten 17 Jahre lang, von 1826 bis 1843, thätig war. Über uns strömen die von Ebbe und Flut bewegten Wogen der Themse, ziehen die Schiffe nach den Docks, während neben uns Scharen von Fußgängern in geschäftlichem Verkehre lautlos dahingehen. — Wir verlassen diesen Wunderbau und gelangen endlich nach einem der Stadteisenbahnhöfe, deren London über 100 hat. Züge gehen ab und kommen an. Ein Wagen nimmt uns auf. Die Thüren werden zugeworfen; „alles in Ordnung!“ ruft die Stimme des

Führers, und fort rast, von der schnaubenden Lokomotive gezogen, der Zug. Plötzlich steht er still, wie einer, der in der Eile zuhause etwas vergessen hat; Passagiere steigen aus und ein; Berge von Kasten, Kisten und Koffern sind in kurzer Zeit im Zuge verschwunden, uud gleich darauf geht's in rasender Hast weiter. Nach drei, fünf Minuten wiederholt sich dasselbe Schauspiel und zwanzig, dreißig Mal hintereinander, je nachdem unser Weg länger oder kürzer ist. Diese Eisenbahnzüge sind gleichsam Dampfomnibusse, die jeden Augenblick ankommen, Leute absetzen, einnehmen und davoneilen. Einer folgt dem andern.

Wir fahren anfangs auf einer ungeheuren Brücke über Häuser und Straßen weg, und dies will kein Ende nehmen; denn die ganze Bahn, obwohl eine deutsche Meile lang, ist eine einzige Brücke, über Häuser und Straßen geschlagen. Von dem, was rechts und links, unter und über uns vorbeisaust, bekommen wir kaum eine Ahnung; nur die ungeheuren Wälder von Masten, denen wir in der Nähe der Docks und der Themse begegnen, ragen deutlich genug herauf, um durch Erstaunen das Erstaunen zurückzudrängen.

Überallhin laufen Verbindungsbahnen, über, unter und neben uns, so daß der Kenner, welcher in diesem Gewirre recht Bescheid weiß, von jedem Punkte zu jeder Zeit überallhin kommen kann. Wir fliegen jetzt über Wiesen und Weiden, jetzt durch Parke, jetzt durch Reihen von Feenpalästen, Villen und parademäßig einförmig aufgestellten Häusern, oft zwischen Schornsteinen und Mauern hindurch, bis wir endlich an jenen Punkt gelangen, von welchem wir ausgezogen.

Was in anderen Städten glänzend und augenfällig ist, verliert sich in London unbemerkt; Tag für Tag jenes Gedränge, das stets flutet und nur bei Nacht ebbet; jener Tumult, der nie stillsteht; jene Thätigkeit, welche sich nicht erschöpft, sondern das Auge und das Ohr des Fremden mit Verwunderung erfüllt. London ist das Herz des großen britischen Reiches. Willst du ein Denkmal des britischen Volkes sehen, das dir seine Rührigkeit, seinen Reichtum, seinen Handelsgeist auf das würdigste in aller Großartigkeit vorzuführen vermag, es ist London, die Weltstadt.

Aus „Thomas, Bilder der Länder- und Völkerkunde."

24. Aus dem Norden.

Wenn in den Feldern die Kornblumen blühen und in den Gärten die Johannisbeeren reifen, dann sind die Tage recht lang und die Nächte sehr kurz. Die sparsame Hausmutter läßt die Lampe ruhig stehen, ohne sie anzuzünden; die Kinder spielen auf den Straßen und Plätzen bis zum Schlafengehen, und die lichtscheue Eule muß lange warten, ehe sie

ihr sicheres Quartier in der Spitze des Kirchturmes verlassen kann. Um diese Zeit geht unseren Brüdern, welche hoch oben in Norwegen und Schweden wohnen, die Sonne gar nicht unter. Schlägt die Mitternachtsstunde, so scheint sie noch so hell zu Spiel und Tanz für alt und jung, als gäbe es keinen Schlaf und keine Nacht; die Schnee-Eule wartet vergebens auf den Abend; sie muß sich bequemen, bei Tage auf Raub auszufliegen, und thut, als wäre es Nacht. Die Sonne kreist groß und hell rings am Horizonte herum, senkt sich um Mitternacht wohl ein wenig, geht aber nicht unter. Wer nicht gut bei Tageslicht schlafen kann, der muß die Fenster seiner Kammer sorgfältig verhängen, um durch eine künstliche Dämmerung den Schlaf zu fördern. Das mag manchen gar schön dünken; wenn es nur immer so bliebe.

Schreiben wir den 21. Dezember, dann sind bei uns die Tage wohl bedeutend kürzer, als um Johannis; aber die Sonne kommt doch jeden Morgen wieder zum Vorschein, wenn sie auch etwas auf sich warten läßt. In jenen Gegenden jedoch hat sie auf lange Zeit Abschied genommen, und die Kerzen am Weihnachtsbaum können Mittags um zwölf Uhr angezündet werden, und wer will, kann morgens um sechs Uhr zu Bett gehen und abends um sechs Uhr wieder aufstehen: es ist alles einerlei; finster ist es und bleibt es, so daß mancher zuletzt gar nicht mehr wissen mag, ob es denn eigentlich Tages- oder Nachtzeit ist. Gewiß würden einem Deutschen die Thränen in die Augen treten, sollte er die Sonne auf mehrere Monate scheiden sehen. Dem Bewohner des Nordens ist dies auch nicht angenehm, und sicherlich ist große Freude, wenn die Lampe wieder ausgelöscht werden kann. Alt und jung stehen gewiß erwartungsvoll da und schauen nach der Gegend am Himmel, wo das feierliche Morgenrot das Herannahen der lang ersehnten Sonne verkündet.

So wird der Winter im hohen Norden von einer mehrere Monate langen Nacht begleitet, wogegen der Sommer durch eine eben so lange Gegenwart der Sonne entschädigt. So gut es aber auch die Sonne meint, ein Sommer in unserem deutschen Vaterlande ist mir doch lieber, als im Norden von Schweden und Norwegen. Zwar überziehen sich in kurzer Zeit die Thäler mit einem saftigen, vollen Grün; auch fehlt es nicht an Blüten mancherlei Art, und die Wärme steigert sich mit jeder Stunde, da die abkühlende Nacht nicht eintritt; — aber an Kirschen und Birnen ist nicht zu denken, ja, nicht einmal an Kartoffeln, und Brot aus Roggen gilt als Leckerbissen. Wer dort wohnt, der bekommt keinen anderen Baum zu sehen, als die Tanne oder die Birke, und wer aus unserem Vaterlande dorthin ziehen will, der nehme nur Abschied von den

Buchenwäldern und Obstbäumen, von der Weinrebe und den Weizenfeldern. Anfangs begleiten ihn zwar noch alte Bekannte: Apfelbäume, Buchen und Eichen; aber je weiter er reist, desto mehr bleibt einer nach dem anderen zurück, bis er zuletzt nur noch die düstere Tanne und die zierliche Birke neben sich bemerkt. Aber ehe er sich's versieht, sind auch diese zu Zwergen zusammengeschrumpft, die kauernd hinter Klippen und in Schluchten Schutz suchen. Hält er noch immer nicht an in seiner Wanderung, so nehmen auch die Zwerglein von ihm Abschied, und nun erinnert ihn nur noch Weidengebüsch an sein Heimatland, bis auch dieses verschwindet, Heidekraut das endlose Wellenland überzieht, Moose und Flechten den Boden polstern und als die einzig Unüberwindlichen siegreich über die Feinde alles Lebens, über Frost und Schnee triumphieren. Das Blöken der Schaf- und Rindviehherden hat sein Ohr schon längst nicht mehr vernommen, schöne, kräftige Hirten sein Auge schon längst nicht mehr gesehen. Die Menschen, die er hier und dort antrifft, kommen ihm fremdartig vor, kleiner als daheim, mit einem anderen Schnitt der Kleider und einem anderen Schnitt des Gesichtes. Es sind die Lappländer, mit welchen er im Norden von Schweden und Norwegen Bekanntschaft macht.

Auch mit dem Renntiere wird er Freundschaft schließen müssen; denn ohne dieses Tier könnte er in Lappland gar nicht leben. Es gehört zu dem Hirschgeschlecht und hat unter allen Hirscharten die gedrungenste und kräftigste Gestalt. Sein Hals ist kurz und muskulös, sein Huf platt, seine Beine sind aus starken Knochen zusammengefügt; mit einem Worte, der ganze Bau dieses Hirsches ist zum Ertragen von Beschwerden, zum Ziehen von Lasten eingerichtet. Wie kein anderes Tier, weiß es sich auf einem Boden zu ernähren, der acht Monate des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt ist. Das Männchen wie das Weibchen hat ein Geweih, während bei den übrigen Hirscharten nur das Männchen auf diese Zierde stolz sein kann; und da manche dieser Geweihe fünfzig Pfund wiegen, so ist daraus schon zu ermessen, wie kräftig das Tier sein muß. Hunger erträgt es ohne viel Beschwerde; Moos ist sein Lieblingsgericht, und trotz dieser kärglichen Nahrung überwindet es viel besser als das Pferd alle Schwierigkeiten, welche Schnee- und Eisfelder bieten. Unglaubliches vermag es vor dem Schlitten zu leisten. Wegstrecken, wozu der Lappe im Sommer drei Tage braucht, durchläuft es im Winter in einem Tage. Nur gegen die Wärme ist es empfindlich. Kommt daher die kurze Sommerzeit, so ist der Lappe gezwungen, mit seinem Renntiere aus den warmen Thälern auf die Berge zu flüchten, und selbst da sucht er sich gern ein Schneefeld zum Ruhen aus. So ist der Bewohner des

Nordens von Europa ein Nomade geworden, weil die Renntiere, welche ihm Kleidung und Nahrung geben, Nomaden sind. Im Winter lebt er in den Thälern; im Sommer schlägt er seine Wohnung in den Bergen auf. Birkenstämme bilden das Gerüst, Renntierfelle die Decke des Zeltes, in welchem nicht nur Weib, Kind und Gesinde, sondern auch die Hunde wohnen. Diese treiben jeden Tag die Herde zum Melken zusammen, und wie der Lappe keine andere Milch als die seiner gezähmten Hirsche kennt, so kennt er auch kein anderes Bett als das Fell derselben. Seine Herden sind sein einziger Reichtum, und Glück und Unglück hängt hier von dem Besitz des Renntieres ab. Wer Herr einer Herde von tausend Renntieren ist, gilt für einen reichen Mann. Wird dem Lappländer ein Kind geboren, so beschenkt er es mit einem Renntierkalbe; bekommt es den ersten Zahn, so wird es wieder mit einem solchen Geschenk bedacht.

Gude.

25. Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand;
Wo die Mandeln rötlich blühen,
Wo die reife Traube winkt
Und die Rosen schöner glühen
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus;
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich geh'n;
Ach, den armen, braunen Knaben
Will kein einziger versteh'n.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten lust'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
Schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimat möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein.

Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunkeln Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier atmet jede Brust;
Wo sich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt
Und der Knabe mit den Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

Nein, des Herzens sehnend Schlagen,
Länger halt' ich's nicht zurück!
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimat Glück!
Fort zum Süden! fort nach Spanien,
In das Land voll Sonnenschein!
Unter'm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

E. Geibel.

V. Aus der Geschichte.

„Auf Euch, Ihr Frauen, steh
hoffend das Vaterland!"

1. Hertha.

Es war ein liebliches Eiland, im baltischen Meere gelegen. Eichen, so alt wie der Boden, auf dem sie entsprossen, und gewaltige Buchen beschatteten dasselbe, das nördliche Ende des großen hercynischen Waldes bildend, welcher bei den Nordabhängen der Alpen begann und sich bis hierher erstreckte. Von bemoosten Hügeln umgeben, lag nicht fern vom Rande der Insel im Schatten der Bäume ein klarer, fast zirkelrunder See. Am nördlichen Ufer desselben erhob sich mit ihren hohen Wällen die Herthaburg. Sie war der Sitz der Göttin Hertha, der Geberin alles Segens in Feld und Wald. Uralte Buchen bildeten rund herum jenen heiligen Hain, dessen Innerstes nur der Fuß des Priesters betrat. Tiefe Stille herrschte in dem dunklen Schatten der Bäume, und kein Uneingeweihter wagte, das leise Flüstern der Untergötter zu unterbrechen. Selbst die kecken Urbewohner des hercynischen Waldes, der gewaltige Ur, das riesige Elen, der heulende Wolf wie der grimmige Bär schienen scheu zurückzubleiben von dem heiligen Orte, dem der Mensch nur in tiefster Ehrfurcht sich nahte.

Wenn aber mit dem wiederkehrenden Lenze die erstarrte Erde unter den erwärmenden Strahlen der Sonne erwachte und die schlummernden Kinder des Frühlings von ihrem langen Winterschlafe erstanden, wenn Tausende der befiederten Sänger ihre Lieder erschallen ließen zum Lobe der schaffenden Hertha: siehe, dann tauchten ganze Scharen riesiger Männergestalten aus dem Dunkel der Wälder hervor, in stiller Erwartung dem heiligen Haine sich nahend. Welche Männer! Kühn blitzt das blaue Auge unter den buschigen Brauen, und lockig wallt das blonde Haar herab auf die breiten Schultern. Sieben Fuß messend von der

Ferse bis zum Scheitel, tragen sie das Zeichen des freien Mannes, den breiten Schild und den gewichtigen Speer, in den starken Armen. Ja, man sieht es ihnen an, das sind die Herren der Wälder, die gewaltigen Helden, welche flüchtigen Laufes den Ur im Dickicht ereilen und ihn kämpfend mit dem Speere erlegen. Stolz auf solche glücklich bestandenen Kämpfe, tragen sie die Zeichen ihrer Siege an ihrem Leibe. Es sind die Häute des erlegten Wildes, mit denen sie sich bekleiden.

Wer sind die Männer? Es sind die Ureinwohner unseres Vaterlandes, die Sueven, und zwar die edelsten Stämme derselben, die Semnonen, welche zwischen der Elbe und Oder wohnten, und ihre Nachbarn, die kriegerischen Longobarden. Sie und noch andere freie deutsche Männer sind gekommen, um das Frühlingsfest zu feiern zur Ehre ihrer Göttin Hertha. Schon ist diese — das haben die Priester geschaut und verkündigt — herabgestiegen auf ihren Wagen im heiligen Hain; schon haben die Priester den Wagen bespannt mit den geweihten Kühen und ihn bedeckt mit köstlichen Teppichen. Erwartungsvoll steht die Menge. Da nahet der Zug der Priester mit dem Wagen der Göttin, welche, unbemerkt von dem Volke, sich freut über ihre Schöpfung und über die Zeichen der Verehrung, die man ihr zollt. So fährt sie auf der Insel umher.

Da waren denn die Tage fröhlich und die Orte festlich, welche die Göttin mit ihrer Gegenwart beglückte; man zog in keinen Krieg, ergriff keine Waffe zum Kampf; alles Eisen ruhte; man kannte nur Friede und Freude. War der Wagen mit der Göttin vorüber, dann belustigte man sich auf mancherlei Weise. Dort tanzten Jünglinge zwischen aufgestellten Schwertern; hier unterhielt man sich durch das beliebte Würfelspiel. Da saßen und tranken sie aus dem Horn des Ur den berauschenden Met und lauschten auf den Gesang des Barden, welcher in Liedern die Heldenthaten der Tapfersten besang. Wenn aber die Göttin des Umgangs mit den Sterblichen müde war, dann führten die Priester den Wagen zurück in das Innerste des Haines. Dort wurde sie nebst Wagen und Teppichen in dem geheimnisvollen See gebadet. Die Sklaven, welche man dabei gebrauchte, kehrten nie zurück; sie wurden von dem See verschlungen. Daher entstand dann ein geheimes Grauen und eine heilige Scheu vor dem, das nur die schauen durften, welche starben.

Jene Insel des heiligen Haines steht noch im Meer; sie ist das lieblichste Eiland der Ostsee. Ihr Name ist Rügen. Noch zeigen die Eingebornen dem Fremdling den heiligen Hain, wo einst freudige und freie Menschen sich zum Frühlingsfeste der Mutter Erde versammelten und der Priester mit dem Wagen den fröhlichen Umzug hielt. Noch

ruht der Herthasee mit seinen tiefen Wassern zirkelrund zwischen bemoosten Hügeln, von dunklen Buchen beschattet, und in dieser stillen Natur umwehen uns noch immer heilige Schauer. An seinem nördlichen Ende liegt mit ihren hohen Wällen die Burg mit dem Eingange, wo das Bild der Göttin verehrt ward. Sie ist jetzt mit Binsen bewachsen. Umgestürzte Altäre und Opfersteine erinnern an frühere Zeiten, wo den Germanen das Evangelium Jesu Christi noch nicht verkündet war.

Friedr. Henning.

2. Deutsche Weihnachtsbräuche.

Als das Christentum unseren Vorfahren gepredigt und mit ihm auch die Feier des Weihnachtsfestes ihnen gebracht wurde, feierten dieselben bereits ein Fest, das in dieselbe Zeit fiel wie das Weihnachtsfest und das auch, zwar nicht dieselbe, doch eine ähnliche Bedeutung hatte. War nämlich das christliche Weihnachtsfest ein Fest der Erinnerung an das Licht, an das neue Leben, das mit dem Heiland der Welt anfing, so war jenes heidnische Fest ein Fest der Freude darüber, daß nun (mit dem 21. Dez.) die Erde den schlimmsten Tag des Winters hinter sich hatte und einer Zeit entgegenging, in der die Sonne immer höher und höher stieg, einer Zeit, die den Frühling mit seinem wärmenden Strahle und mit seinem grünen Kleide wieder zurückbrachte. Man nannte dieses Fest das Fest der Winter-Sonnenwende, weil am 21. Dezember die Sonne sich zu wenden, ihre Bahn zu ändern scheint.

Den grünen Schmuck der Erde, das fröhliche Gedeihen von Blüten und Früchten schrieben unsere Vorfahren dem Walten der seligen Götter zu. Während des Winters aber schlief die Erde und mit ihr Blüte und Frucht. Die Götter schienen tot oder in tiefen Schlaf versunken. Die kleinen, freundlichen Elfen in Bächen und Flüssen lagen gebunden und gefesselt von der Eisrinde, die böse Geister über sie ausgebreitet hatten. Durch die Lüfte zogen im heulenden Sturme finstere, dem Menschen feindliche Geister, und auch über die Erde schritten sie, Tod und Verderben bringend und besonders den Kindern auflauernd. Da kommt die Winter-Sonnenwende und mit ihr die Hoffnung auf bessere, freundlichere Tage. Die Götter, Wodan, ihr oberster, an ihrer Spitze, kehren auf die Erde zurück und gewinnen nach und nach im Kampfe die Oberhand über die bösen Geister, und die Erde wird wieder des Göttersegens teilhaftig. Noch heute lebt die Erinnerung an diesen Einzug und an den Kampf mit den finsteren Gewalten in der Redensart: „Das wütende Heer (an manchen Orten: das Wodansheer) zieht durch die Lüfte.“ Nur ist Wodan, der den Alten ein freundlicher, wohlwollender Gott war, später, nach der Einführung des Christentums, dem Volke zu einem

Unholde und bösen Geiste geworden, von dem es in seinen Sagen noch heute erzählt. Das deutsche Volk hat sich aber damit nicht begnügt, von dem Umzuge, den die Götter zur Weihnachtszeit auf der Erde halten, in seinen Sagen zu erzählen. Es hat vielmehr diesen Umzug auch nachgeahmt, und von diesen Nachahmungen hat sich ebenfalls manches bis auf unsere Zeit erhalten.

Bei uns erscheint der Ruprecht gewöhnlich am Weihnachtsabend in der Gestalt eines alten, in Pelzwerk oder auch in Stroh eingehüllten, bärtigen Mannes, der an fleißige und artige Kinder Äpfel und Nüsse, an faule und unartige dagegen Rutenhiebe austeilt. Die Kinder erzählen in Sachsen, daß am Weihnachtsabend, nachdem der Ruprecht vorher dagewesen ist, der hl. Christ auf einem mit Geschenken reich beladenen und mit einem Schimmel bespannten Schlitten sich nahe, in den Häusern einkehre und da beschere. Damit nun der Schimmel des heiligen Christ vor dem Thore recht ruhig stehe und dieser recht viele Geschenke abladen könne, legen die Kinder, sobald es dunkel wird, ein Bund Heu vor das Thor als Futter für den Schimmel.

Selbst Abbilder des alten Wodan gab und gibt es noch zu Weihnachten, und gerade diese Bilder mögen die Kinder am Christbaum nicht gern vermissen. Freilich merkt man ihnen jetzt fast nichts mehr an von der strahlenden, lichten Schönheit des alten Gottes; es sind nämlich die Rosinen und Pflaumenmänner, die noch jetzt auf dem Weihnachtsmarkte von armen Kindern feil geboten werden und dann unter dem Christbaume ihren Platz finden, nichts anderes als rohe Abbildungen des alten Gottes. Weil aber die wenigsten Menschen das noch wissen, so ist es nicht zu verwundern, daß der Gott in diesen Pflaumenmännern schließlich zu einem mit Leiter und Besen ausgerüsteten Essenkehrer geworden ist. Auch die Männer und Reiter aus Pfefferkuchenteig, die jetzt an den Christbaum gehängt werden, sind ursprünglich Abbilder des Wodan gewesen. Der Christbaum selbst ist eine Erinnerung an die altheidnische Zeit. Man suchte nämlich an dem Sonnenwend-Feste, das ja die Aussicht auf den Frühling eröffnete, sich die Freuden des Frühlings zu vergegenwärtigen, so weit es der freilich noch immer herrschende Winter gestattete. Das saftige, frische Grün des Frühlings war es, das man vor allem feierte, und wie man an den eigentlichen Frühlingsfesten Birken als Maibäume vor die Thüren pflanzte, so pflanzte man zum Feste der Winter-Sonnenwende in Ermanglung anderer grüner Bäume die immergrünen Tannenbäume vor die Häuser, behing sie mit bunten Bändern und besteckte sie mit Lichtern.

Hatte man schon in der Heidenzeit sich nicht damit begnügt, von dem

Umzuge und Einzuge der Götter in den Sagen zu erzählen, sondern hatte man diesen Einzug in den verschiedensten Weisen versinnbildlicht dargestellt, so begnügte sich das deutsche Volk, als es zum Christentume bekehrt war, auch bald nicht mehr damit, die liebliche Erzählung von der Geburt des Weltheilandes von seinen Predigern vorlesen zu hören oder selbst zu lesen, sondern es machte sich auch daran, diese Erzählung selbst darzustellen. Schon die fromme Kaiserin Helena, Konstantins d. Gr. Mutter, hatte in der Kirche, die zu Bethlehem über der Höhle errichtet war, welche als die Geburtsstätte des Heilandes bezeichnet wurde, eine kostbare Krippe aus weißem Marmor errichten lassen. So ließ auch der hl. Franziskus von Assisi i. J. 1221 mit Erlaubnis des Papstes in seiner Kirche eine kostbare Krippe aufrichten, und um den Stall der Geburt anzudeuten, stellte man einen Ochsen und Esel daneben. Bald gab es fast keine Kirche mehr, in der nicht eine mehr oder weniger kostbare Krippe oder Wiege, manchmal sogar mit einem Bilde des göttlichen Kindes, während der Weihnachtsfeiertage aufgestellt wurde. Später saßen sogar an den Seiten desselben Maria und Joseph. Joseph wiegte das in der Krippe liegende Kind, während Maria ein liebliches Wiegenlied sang. Zuweilen sang auch die ganze Gemeinde das Wiegenlied mit, oder es trat nur eine Schar Kinder singend an die Wiege heran. Als nach der Reformation die Aufstellung von Krippen in den Kirchen seltener wurde, fing man an, diesen Gebrauch in den Wohnhäusern nachzuahmen.

Ein weiterer Schritt war die Darstellung der hl. Weihnachtsgeschichte in den sogenannten „Weihnachtsspielen“. Leute eines Ortes vereinigten sich, entweder auf einer eigens dazu errichteten Bühne oder in den Wohnstuben ihrer Nachbarn, die Geschichte der Geburt Jesu aufzuführen. Wie an einigen Orten der erwähnte Knecht Ruprecht, so tritt an anderen das Christuskindlein mit einem Engel auf und fragt vor der Aufführung nach dem Betragen der Kinder und des Gesindes. Es lobt dann die Braven, ermahnt die, über welche geklagt wird, und verteilt Geschenke. Dieses sogenannte „Christkindelspiel“ ist an vielen Orten das einzige, was sich von den Weihnachtsspielen noch erhalten hat. Zum Schluß sei noch einer in Norddeutschland üblichen Sitte gedacht, bei welcher sich sogar der alte Name des heidnischen Sonnenwendfestes, das man auch „Julfest“ nannte, erhalten hat. In Holstein, Mecklenburg und den angrenzenden Ländern wickelt man nämlich Geschenke für Bekannte und Verwandte in eine möglichst große Zahl von Umhüllungen, z. B. in 20 oder 30 Bogen Papier. Während der Bescherung werden sie dann, ohne daß man weiß, von wem sie kommen, zur Thür hineingeworfen, und dabei wird der Name dessen gerufen, für den sie bestimmt

sind. Zuweilen wird auch der Name des Empfängers auf die Umhüllung geschrieben. Ein solches Geschenk heißt „Julklapp“, und der Ruf, den man bei dem Werfen hören läßt, heißt also ungefähr: „Julklapp für den Papa“ ꝛc.

A. Richter.

3. Geschichtliches über die deutschen Frauen.

I. Alte Zeit.

Die ersten deutschen Frauen, deren die Geschichte erwähnt, erscheinen mitunter als gewaltige und furchtbare Gestalten. Marius hatte die Teutonen besiegt; da traten den Fliehenden an der Wagenburg die Frauen entgegen, schalten sie Feiglinge, trieben sie in den Kampf zurück und warfen sich selbst mit allem, was ihnen von Waffen in die Hände kam, auf die Römer. Bei dem Sieg über die Cimbern gaben die Frauen der Überwundenen den Römern ein furchtbares Schauspiel: sie töteten zuerst ihre Männer, dann ihre Kinder und zuletzt sich selbst.

Was Tacitus von der Erziehung und der Lebensweise deutscher Frauen erzählt, macht es erklärlich, daß sie den Tod dem Verluste ihrer Freiheit und Ehre vorzogen. Die Jungfrau wurde so erzogen, daß sie die Frische ihres Körpers bewahrte. An hohem, schlankem Wuchse kam sie dem Jünglinge gleich. Der Bräutigam brachte der Braut als Mitgift ein Ochsenpaar zu, ein gezäumtes Pferd, einen Schild, einen Speer, ein Schwert, damit sie erinnert werde, daß sie die Genossin des Mannes in Arbeit und Gefahr sein solle. Nicht genug, daß die Frau für Haus, Herd und Feld zu sorgen hatte, folgte sie dem Manne in den Krieg, trug ihm Speise zu und verband seine Wunden.

Ihre Tracht war ein mit breiten Purpurstreifen eingefaßtes leinenes Gewand, welches die Arme, den Hals und Nacken unbedeckt ließ. Über diesem Unterkleide wurde ein Mantel getragen, welcher auf der Brust durch eine Spange gehalten war.

Die deutschen Frauen hatten blaue Augen und blondes, ins Rötliche spielendes Haar. In Rom gefiel dies so sehr, daß es dort allgemeine Sitte wurde, dunkles Haar blond zu färben oder ganze Perücken von echtem deutschem Haar zu tragen. Die Locken der deutschen Frauen wurden zu einem förmlichen Handelsartikel.

Für begabte Jungfrauen und Frauen hegte das Volk oft religiöse Verehrung. Schon bei den Teutonen befanden sich weissagende Priesterinnen, mit weißen Gewändern, ehernen Gürteln und feinen Flachsmänteln angethan. Das Andenken der Aurinia, einer früheren Priesterin, wurde lange mit Ehrfurcht bewahrt. Hoch verehrt war am Niederrhein die Velleda, eine Jungfrau vom Stamme der Brukterer, die von

einem hohen Turme, den sie allein bewohnte, ihre Sprüche verkündigte. Auf ihren Rat wurden Bündnisse geschlossen, Krieg erklärt und Frieden gemacht. Krönte der Sieg die deutschen Waffen, so wurde ihr der Erfolg zugeschrieben, und zu ihren Füßen legten die aus der Schlacht heimkehrenden Krieger die beste Beute nieder. Tacitus sagt daher mit Recht: „Die Deutschen glauben, daß dem Weibe etwas Heiliges und Vorahnendes innewohne; darum achten sie des Rates der Frauen und horchen ihren Aussprüchen.“

Die hohe Achtung, die dem Weibe zu teil wurde, erhellt unter anderem daraus, daß die Gesetze der Alemanen, Bayern und Sachsen auf den Mord einer Frau das Doppelte des Sühngeldes setzten, das für einen erschlagenen Mann bezahlt werden mußte. Auch die Ehre der Frauen wurde durch strenge Bestimmungen geschützt.

Durch den späteren Verkehr mit dem üppigen Römervolke schwand allmählich bei den Deutschen die von Tacitus gerühmte Sittenreinheit und die Einfachheit der Lebensweise. Die Worte, mit denen eine deutsche Frau, die Gattin des Ostgoten Tribigild, ihren Mann zum Kampfe gegen Rom aneiferte, bekunden die erwachende Habgier und Prunksucht der Frauen. „O“, sagte sie, „warum habe ich einen so trägen Mann? Wie glücklich sind die Westgotinnen, welche mit dem Raube der Städte sich schmücken, und denen die Jungfrauen Griechenlands als Mägde dienen!“

Zur Zeit der Völkerwanderung verwilderten die Sitten. Das besiegte Rom rächte sich an den germanischen Siegern, indem es sie seinen Lastern unterwarf. Es kann nicht wundernehmen, daß zu einer Zeit, die durch Verwandtenmord, Roheit und Zügellosigkeit gebrandmarkt ist, auch die Frauennatur ausartete, wie wir dies namentlich in der fränkischen Geschichte zur Zeit der merovingischen Könige finden.

Sowie in der häuslichen Einrichtung äußerte sich damals auch in der Kleidung eine geschmacklose Prunkliebe. Die Frauen liebten es, nachdem ihre Männer ihnen die Schätze Roms und der Provinzen zu Füßen gelegt hatten, sich mit bunten Steinen und goldenem Geschmeide zu überladen und Kleider von grellen Farben zu tragen.

II. Mittlere Zeit.

Nachdem in den Herzen unserer Vorfahren das Christentum endlich feste Wurzel gefaßt, äußerte sich auch sein wohlthätiger Einfluß auf die Sitten des Volkes. Die Frauen waren es vorzugsweise, unter deren pflegenden Händen sich die Keime der Frömmigkeit und Menschlichkeit

entfalteten. Hatte schon im 6. Jahrhundert eine erlauchte Frau, Theodelinde, des Longobardenkönigs Autharis Gemahlin, mit glühendem Eifer für die Ausbreitung des wahren Christentums gewirkt, so mehrte sich seit dem 8. Jahrhundert die Zahl derjenigen deutschen Frauen und Jungfrauen, welche sich als Förderinnen der Kirche, als Gründerinnen von Klöstern, als Nonnen und „Gottgeweihte" hervorthaten.

Im Kloster Gandersheim lebte um das Jahr 960 eine fromme Dichterin, Roswitha, deren lateinisch geschriebene Schauspiele nicht unbedeutend waren. Aus dem 12. Jahrhundert ist besonders die gelehrte Äbtissin des Klosters Hohenburg im Elsaß, namens Herrad von Landsberg, zu erwähnen. Sie war zugleich Dichterin, Malerin und Verfasserin des ersten deutschen Lexikons.

In Nonnenklöstern wurde zumeist die Erziehung der Mädchen aus höherem Stande besorgt. Häufig kam auch das „Fräulein" an einen fremden Hof, wo es bei Festen im Gefolge der Herrin einherschritt, fremde Gäste empfing, bei der Tafel den Wein kredenzte. In gewöhnlicher Zeit aber verließ es selten die Kemenate, webte hier und spann. Ja, das Nibelungenlied führt uns selbst die vornehmsten Frauen in hausmütterlichen Beschäftigungen vor. Königinnen regierten Spindel und Weberschiff, und Prinzessinnen handhabten die schneidernde Schere. Im späteren Mittelalter aber fielen solche Aufgaben einer eigenen Zunft anheim, und die Töchter vornehmer Familien gewannen Zeit, ihren Geist mehr als bisher zu bilden. Im 12. Jahrhundert finden wir denn auch Lesen und Schreiben unter den Ritterfrauen heimischer als unter den Männern, die Geistlichen ausgenommen. Auch in feineren Handarbeiten, sowie in der Kunst des Gesanges und des Harfenspiels wurden die Frauen unterrichtet, und sie waren es vorzugsweise, welche die ritterlichen Sänger zur Ausübung ihrer Kunst anregten und so die herrliche erste Blüte der deutschen Dichtung förderten.

Die Tracht jener Zeit war anmutig und reich, ohne ins Üppige auszuarten: Das Unterkleid zeigte enge Ärmel; das fest anliegende Oberkleid fiel von den Hüften in reichen Falten nieder und war mit lang herabhängenden Ärmeln versehen. Der Mantel war von Seide oder Sammt und häufig mit Rauchwerk besetzt. Auf die Schuhe von Korduan oder Seidenzeug wurde große Sorgfalt verwendet. Zuhause hing eine Tasche von Leder oder gesticktem Zeug am Gürtel, bei Ausgängen ein Handspiegel. Jungfrauen liebten es, ihr Haar bloß mit Blumenkränzen zu schmücken; Frauen trugen den Schapel — einen Reif, der die Haare in Ordnung hielt, und darunter einen Schleier. Daß das blonde Haar

noch immer im höchsten Ansehen stand, geht daraus hervor, daß ein großer Sittenprediger damaliger Zeit auch gegen die „Gilberinnen" (die ihr Haar blond färbten) auftrat.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu dem sehr weltlichen Sinne der meisten Edelfrauen jener Zeit bildet die rührende Gestalt der edlen Landgräfin Elisabeth von Thüringen, die ihr Leben dem Dienste der Armen und Kranken gewidmet.

Während in Deutschland das Rittertum verfiel, blühten die Städte auf, (vom 13. bis zum 16. Jahrhundert.) Ihre Bewohner spalteten sich in zwei große Klassen, den städtischen Adel oder die Patrizier und die Handwerker. Allmählich erkämpften sich letztere, durch Zünfte erstarkt, das Recht, an der Verwaltung und Regierung der Stadt teilzunehmen. Dennoch hielten sich das ganze Mittelalter hindurch die patrizischen Gesellschaftskreise streng von denen des Volkes geschieden. Die Bürgerhäuser und deren Einrichtung waren lange Zeit höchst einfach; erst im 15. und 16. Jahrhundert entstanden jene stolzen Patrizierhöfe, auf welche der Landadel mit neidischen Augen blickte. An fröhlichen Festen, Gastereien und Kurzweil aller Art fehlte es den Städterinnen weniger als den adeligen Damen auf dem Lande. Der wachsende Wohlstand aber machte die Bürger nicht selten übermütig; Männer und Weiber gefielen sich in prahlerischem Aufwande, so daß sich in vielen Städten der Rat veranlaßt sah, durch Verordnungen die Verschwendungs- und Putzsucht einzudämmen. So schrieb ein Erlaß des Magistrates in München um das Jahr 1400 vor, „daß die Frauen nicht mehr als 2 Lot Perlen auf ihren Haarkränzen tragen und den Mantel nicht länger als 2 Querfinger am Boden nachschleppen dürften." Um jene Zeit nämlich kam die Schleppe auf, die manchmal „etliche Ellen lang" getragen wurde. Das Oberkleid war an den Seiten geschlitzt und wurde aufgenommen, um das reiche Unterkleid zu zeigen. Die Gewänder waren aus gemustertem Stoff, mit reichen Stickereien in Gold, Silber oder Seide verziert und am Saume häufig mit Schellen besetzt. Verheiratete Frauen trugen große, aus Krausen bestehende Hauben. In der Fußbekleidung ahmte man schon die in Frankreich übliche Mode der Schnabelschuhe nach.

Bei Festlichkeiten wurde übertriebener Aufwand in noch höherem Maße gemacht. Meister Gundlinger, ein Augsburger Bäcker, richtete seiner Tochter 1493 eine Hochzeit aus, die 8 Tage dauerte; dabei brauchte er zur Speisung der 270 Gäste 20 Ochsen, 30 Hirsche, 49 Ziegen, 46 Kälber, 95 Schweine, 25 Pfauen, 106 Gänse, 515 Wildvögel und 15,000 Fische und Krebse.

III. Neuzeit.

Zur Zeit der Reformation war die Beteiligung deutscher Frauen und Mädchen an der religiösen Bewegung, sowie an dem wieder erwachten Studium des Altertums eine sehr lebhafte, wenn auch selbstverständlich keine allgemeine. Prinzessinnen und Bürgerstöchter liebten es, sich die Sprache Ciceros und Virgils anzueignen. Auch damals waren manche Klöster Pflanzstätten der Bildung, und es werden uns besonders die Schwestern des Gelehrten Willibald Pirkheimer genannt, welche nach einander als Äbtissinnen des Klarenklosters zu Nürnberg wirkten.

Im allgemeinen wurde zu jener Zeit der deutsche Familiengeist neu belebt: die Frau wurde wieder mehr die verständige, freundliche Lebensgefährtin des Mannes, die, ohne Gefühlsüberschwänglichkeit, emsig im wohlgeordneten Hause waltete. Ein ehrbar gemütlicher Zug kennzeichnet das bürgerliche Familienleben jener Zeit, ja machte sich auch in einigen fürstlichen Haushaltungen bemerkbar.

In einem Gedichte von Hans Sachs wird der bürgerliche Hausrat der Zeit beschrieben. In dem Wohnzimmer stand neben Tischen, Stühlen und Bänken mit Sitzkissen auch ein „Faulbett“, ferner ein niedriger Schrank, auf dem die Gläser gewaschen wurden, und ein Kandelbrett für Kannen, Becher und Flaschen. Außerdem gab es Leuchter, Lichtscheren, einen Spiegel, eine Uhr, ein Brettspiel, Karten und Würfel, ein Schreibzeug und Bücher zur Kurzweil und sittlichen Lehre. In der Schlafkammer befanden sich neben den Betten, die schon ziemlich unsere Einrichtung hatten, Kleiderschränke und Truhen, in denen das Geld und die Kostbarkeiten des Hauses aufbewahrt wurden. — Auf Essen und Trinken wurde großes Gewicht gelegt. Ein Kochbuch vom Jahre 1587 lehrt 83 Gerichte aus Rindfleisch, 59 aus Kalbfleisch, 45 aus Hammel- und 43 aus Schweinefleisch, nicht zu gedenken der zahlreichen Arten von Suppen, Gemüsen, Torten und Pasteten ꝛc. ꝛc. Gewürzt wurden alle Gerichte so stark, daß unser Geschmack durch diese Kochkunst nicht befriediget würde. Den Wein würzte man ebenfalls und trank ihn kannenweise. Die schöne Philippine Welser, deren Haut so fein und zart war, daß man „den roten Wein ihre Kehle hinabgleiten sah“, wie eine Beschreibung aus damaliger Zeit sich ausdrückte, hatte ein Glas im Gebrauch, vor dessen Umfang unsere heutigen Damen sich entsetzen würden.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die Tracht der Frauen sittsam, dabei bequem und malerisch. Besonders kennzeichnet sie der an der Achsel und am Ellbogen geschlitzte Ärmel, der das Hemd oder das bunte Futter bauschig hervortreten ließ. Mit dem Überwiegen des spanischen Einflusses aber bürgerte sich auch die steife spanische Tracht in Deutsch-

land ein: die hohe Schnürbrust, der glockenförmig am Boden aufstehende Rock und die ungeheuren Halskrausen, aus denen zuletzt „Mühlsteinkragen“ wurden.

Eine beliebte Kopfbedeckung war die Stuarthaube, aus Sammet, Seide oder Goldstoff gefertigt, mit Spitzen und Perlen umsäumt. Doch wurde auch das steife Barett getragen.

In diesem Jahrhundert bildeten sich auch die mannigfachen Volkstrachten, veranlaßt durch die Zerstückelung Deutschlands, da jedes Ländchen sich gegen seine Nachbarn abschloß.

*

Die Geschichte der deutschen Frauenwelt verzeichnet eine grauenvolle Erscheinung, die Hexenprozesse, denen in den Jahren 1500 bis 1650 wohl mehr als 100000 Frauen und Mädchen zum Opfer fielen. Man wähnte, daß diese „Hexen“ mit Hilfe des Satans, dem sie ihre Seele verschrieben, außerordentliche Werke vollbringen, anderen Schaden aller Art zufügen könnten. Die Mehrzahl der Frauen, welche als Hexen verbrannt worden, mögen wirklich Verbrechen begangen haben. Dennoch bleibt es unzweifelhaft, daß viele ganz Unschuldige Opfer des furchtbaren Aberglaubens oder der persönlichen Rachsucht und Geldgier wurden. Sogar unmündige Kinder wurden nicht verschont. Ein kleiner Leberfleck, ein Muttermal, hohes Alter, entzündete Augen, eine Absonderlichkeit in der Lebensweise — all dies reichte hin, um eine Frau zur Hexe zu stempeln, und die Unglückliche war zum Scheiterhaufen reif, sobald ein einfältiger oder böswilliger Nachbar von ihr behauptete, daß sie seine Saaten, sein Vieh, seine Kinder behext habe. Durch namenlose Folterqualen suchte man der vermeintlichen „Unholdin“ das Geständnis zu erpressen, daß sie schuldig sei. Man glaubte, für Gottes Reich zu arbeiten, wenn man die Hexen „mit Stumpf und Stiel ausrottete“. So wurden noch im Jahre 1678 zu Salzburg 97 Personen als Hexen verbrannt. Selbst im 18. Jahrhundert kamen noch einzelne Hexenprozesse vor. So wurde im Jahre 1749 zu Würzburg eine 70jährige Nonne vom Gerichte der Zauberei schuldig erklärt und enthauptet. Das letzte Todesurteil wegen Hexerei wurde im Jahre 1782 zu Glarus in der Schweiz über ein Mädchen gefällt, welches angeklagt war, dem Kinde ihres Dienstherrn Nägel, Stecknadeln und Steine in den Magen gezaubert zu haben.

*

Das 17. Jahrhundert war für Deutschland ein höchst unglückliches. Fremde Krieger zerstampften unsern Boden, und fremde Moden verdarben die deutschen Sitten. Welch entsetzliche Verwilderung der

dreißigjährige Krieg brachte, läßt sich aus den Schilderungen jener Zeit entnehmen. Zugleich erlangten die ausländischen Sitten in den höheren Kreisen die Alleinherrschaft nnd verbreiteten sich allmählich auch in die mittleren und unteren Stände. Die Tracht wurde von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an ganz französisch. Die Männer trugen die Staatsperücke, dic Frauen Reifrock, Schleppe und Schnürleib. — Die vornehmen Stände wetteiferten förmlich in ehrvergessener Nachäffung des Fremden. Alles Vaterländische galt für roh und gemein. Unsere edle Sprache mußte der französischen, italienischen oder einem abscheulichen Sprachgemenge weichen. Ein Dichter damaliger Zeit sagt:

„Frankreich hat es weit gebracht;
Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk
Wird zu seinem Affen.
Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.“ Logau.

Und es hatte sich auch Sinn und Geist des deutschen Volkes gewandelt. Mit der französischen Mode war auch französische Leichtfertigkeit eingerissen. Da die Tracht stets ein Spiegelbild der Sitten einer Zeit ist, so möge hier das getreue Bild einer geputzten Dame des 18. Jahrhunderts gezeichnet werden.

Ihre Füße staken in Schuhen von Atlas oder Sammet, welche mit goldgestickten Schleifen verziert und in der Mitte der Sohle mit einem zollhohen Stelzchen versehen waren, wodurch die Trägerin gezwungen wurde, auf den Fußspitzen zu schweben. Dies erklärt denn auch die steif abgemessenen Tänze jener Zeit; denn in solchen Schuhen konnte man unmöglich walzen oder hüpfen, sondern nur einen vorsichtigen, elegant-langweiligen Menuett schreiten. Noch mehr als der Frauenfuß war der Kopf mißhandelt; denn auf diesem baute sich ein riesenhafter, mit Drahtgestell und Roßhaarwulst gestützter, aus verschiedenen Stockwerken bestehender, gepuderter Haarturm auf, welcher die Länge seiner Trägerin nahezu um eine Elle oder auch darüber erhöhte, indem er noch mit einer Masse von Bändern, Blumen und Federn verziert war. Der aus Fischbeinstäbchen aneinander gefügte Korsettharnisch zwängte Schultern und Arme zurück und schnürte den Leib wespenhaft zusammen. Über das umfangreiche Drahtgestell des Reifrockes spannte sich das mit allerhand Falbeln gezierte Seidenkleid, und über dieses floß das mit einer Schleppe versehene, vorn aus einander fallende Obergewand hinab. Die mit Blonden besetzten Ärmel reichten bis zum Ellbogen, und den Vorderarm deckte der lange parfümierte Handschuh. Hals und Nacken wurden sehr frei

getragen. Zum Staatsanzug der Damen gehörte der Fächer und das spitzenbesetzte Taschentuch; auch führte die elegante Dame stets ein Perlmutterdöschen in der Tasche, welches einen Vorrat von schwarzen Schönheitspflästerchen enthielt, die man sich auf Stirn, Wangen und Nacken klebte.

Von der zur Zeit der Revolution und im Beginne der Kaiserzeit in Frankreich üblichen sogenannten „griechischen" Tracht bürgerte sich in Deutschland die Mode ein, den Gürtel möglichst hoch anzubringen, wodurch der Oberkörper ebenso unverhältnismäßig kurz, als der Unterkörper lang wurde.

Erfreulicherweise gab es aber in der schlimmsten Zeit dieses Jahrhunderts noch bürgerliche Kreise genug, in denen die gute alte Sitte sich erhielt. Außer dem Gatten und Vater übte auch der ältere Bruder ein Aufsichtsrecht über die Mädchen des Hauses. Es galt für sündlich, Romane zu lesen, für unanständig, ohne Begleitung über die Straße zu gehen. Die Tochter sollte zur guten Hausfrau erzogen werden, und dazu brauchte sie nicht jene vornehme Bildung, die in französischem Geplauder, etwas Spinettschlägerei und etwas italienischem Ariengedudel bestand. Verdarben die Töchter des Adels sich durch französische Romane, so lasen die Töchter des Bürgerstandes, durch die Sitte von jenen streng geschieden, Erbauungsbücher und Katechismus.

Aber auch an fürstlichen Frauen fehlte es nicht, welche bemüht waren, durch Wort und Beispiel in den höheren Kreisen wieder echt weibliche Sitte und edlen Anstand einzuführen. Von diesen sind unter anderen zu erwähnen: die große Kaiserin Maria Theresia, ferner Herzogin Amalie von Braunschweig, die Mutter, und Luise von Hessen, die Gemahlin des Herzogs Karl August von Weimar, vor allem aber Luise, Königin von Preußen, die Seele der Erhebung Deutschlands gegen den französischen Unterdrücker.

Die Zeit der Befreiungskriege hat überhaupt manch unverwelkliches Blatt in den Ehrenkranz des deutschen Frauentums gewunden. Ohne die lebhafte Beteiligung der Frauen und Jungfrauen an der großen Sache hätte eine Begeisterung, wie sie damals die Herzen der Männer und Jünglinge schwellte, kaum einen so thatkräftigen Aufschwung genommen. Überall entwickelten die Frauen einen tief eingreifenden und höchst wohlthätigen Eifer. Mütter schickten ihre Söhne, Schwestern ihre Brüder, die Braut den Bräutigam in den heiligen Krieg. Reiche Damen opferten ihren Schmuck, ihr Silberzeug, arme Mädchen ihre Sparpfennige. Viele holten sich als liebevolle Pflegerinnen der Verwundeten in den Lazaretten den Tod.

Es ist hier nicht möglich, all die deutschen Frauen zu erwähnen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts teils selbst in Wissenschaft und Kunst Bedeutendes geleistet, teils als Mütter, Gattinnen und Freundinnen von hervorragenden Dichtern erheblichen Einfluß auf deren Wirken gehabt; aber eins steht fest: die deutschen Frauen haben an der vielhundertjährigen Bildungsarbeit der Nation redlich und wirksam teilgenommen.

Möchten dieselben auch fürderhin als Priesterinnen im Heiligtum des Hauses walten; möchten sie den Geist edler Häuslichkeit, den echt deutschen Familiengeist sorgsam hüten und pflegen; denn die Geschichte zeigt uns deutlich, daß mit dem Verfall des Familienlebens stets auch die Nation sank. Möchten unsere Frauen und Jungfrauen aber auch stets in treuer Liebe dem großen, nun geeinigten Vaterlande ergeben bleiben und ihren Stolz darein setzen, Deutsche zu sein! Nach Joh. Scherr.

4. Klein Roland.

1. Frau Bertha saß in der Felsenkluft;
sie klagt' ihr bittres Los.
Klein Roland spielt' in freier Luft;
des Klage war nicht groß.
„O König Karl, mein Bruder hehr!
o, daß ich floh von Dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr';
nun zürnst Du schrecklich mir.

2. O Milon, mein Gemahl so süß!
Die Flut verschlang mir Dich.
Die ich um Liebe alles ließ,
nun läßt die Liebe mich.
Klein Roland, Du mein teures Kind,
nun Ehr' und Liebe mir,
klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all' von Dir.

2. Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
zu bitten um Speis' und Trank,
und wer Dir gibt eine kleine Gab',
dem wünsche Gottes Dank!"
Der König Karl zur Tafel saß
im goldnen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
mit Schüssel und Pokal.

4. Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
ward jedes Herz erfreut;
doch reichte nicht der helle Klang

zu Berthas Einsamkeit.
Und draußen in des Hofes Kreis,
da saßen der Bettler viel;
die labten sich an Trank und Speis'
mehr als am Saitenspiel.

5. Der König schaut in ihr Gedräng'
wohl durch die offne Thür;
da drückt sich durch die dichte Meng'
ein feiner Knab' herfür.
Des Knaben Kleid ist wunderbar,
vierfarb' zusammengestückt;
doch weilt er nicht bei der Bettlerschar;
herauf zum Saal er blickt.

6. Herein zum Saal klein Roland tritt,
als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
und trägt sie stumm hinaus.
Der König denkt: „Was muß ich seh'n?
Das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt gescheh'n,
so lassen's die andern auch.

7. Es stund nur an eine kleine Weil';
klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
und faßt seinen Goldpokal.
„Heida! halt an, du kecker Wicht!"
der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht;
zum König auf er schaut.

8. Der König erst gar finster sah;
doch lachen mußt' er bald:
„Du trittst in die goldene Halle da,
Wie in den grünen Wald.
Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
wie man Äpfel bricht vom Baum,
Du holst wie aus dem Brunnen frisch
meines roten Weines Schaum." —

9. „Die Bäuerin schöpft aus dem Brunnen frisch;
die bricht die Äpfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbret und Fisch,
ihr roten Weines Schaum." —
„Ist Deine Mutter so edle Dam',
wie Du berühmst, mein Kind,
so hat sie wohl ein Schloß lustsam
und stattlich Hofgesind?

10. Sag an, wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an, wer ist ihr Schenk?" —
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
meine linke, die ist ihr Schenk."
„Sag an, wer sind die Wächter treu? —"
„Mein' Augen blau allstund."
„Sag an, wer ist ihr Sänger frei?" —
„Der ist mein roter Mund." —

11. „Die Dam' hat wackre Diener, traun!
doch liebt sie sondre Livrei,
wie Regenbogen anzuschau'n,
mit Farben mancherlei." —
„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
von jedem Viertel der Stadt;
die haben mir als Zins gebracht
vierfältig Tuch zur Wat." —

12. „Die Dame hat nach meinem Sinn
den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
die offne Tafel hält?
So edle Dame darf nicht fern
von meinem Hofe sein.
Wohlauf drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!"

13. Klein Roland trägt den Becher flink
hinaus zum Prunkgemach;
drei Damen auf des Königs Wink,
drei Ritter folgen nach.
Es stund nur an eine kleine Weil'
— der König schaut in die Fern' —
da kehren schon zurück mit Eil'
die Damen und die Herrn.

14. Der König ruft mit einemmal:
„Hilf Himmel! Seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offenen Saal
mein eigenes Geschlecht.
Hilf, Himmel! Schwester Bertha bleich,
im grauen Pilgergewand?
Hilf, Himmel! in meinem Prunksaal reich,
den Bettelstab in der Hand?"

15. Frau Bertha fällt zu Füßen ihm,
das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm;
er blickt sie an so wild.

Frau Bertha senkt die Augen schnell,
kein Wort zu reden sich traut;
klein Roland hebt die Augen hell,
den Öhm begrüßt er laut.

16. Da spricht der König mit mildem Ton:
„Steh auf, Du Schwester mein!
Um diesen Deinen lieben Sohn,
soll Dir verziehen sein."
Frau Bertha hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland Dir vergelten soll,
was Du mir Gut's gethan!

17. Soll werden seinem König gleich
ein hohes Heldenbild;
soll führen die Farb' von manchem Reich
in seinem Banner und Schild.
Soll greifen in manches Königs Tisch
mit seiner freien Hand;
soll bringen zu Heil und Ehre frisch
sein seufzend Mutterland!"

Uhland.

5. Königin Luise von Preußen.

Eine der edelsten, herrlichsten Frauen, deren Leben und Wirken nicht allein in den Blättern der Weltgeschichte verzeichnet ist, sondern mit leuchtenden Zügen der Liebe und Verehrung in dem Herzen jedes ihrer Unterthanen geschrieben steht, ist die Königin Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelms III. von Preußen. Sie wurde den 10. März 1776 in Hannover geboren und war die Tochter des Herzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz. Da sie schon in zarter Jugend der Mutter beraubt wurde, so übernahm ihre Großmutter, eine edle, würdige Frau, die Sorge für ihre und ihrer jüngeren Schwester Erziehung. Im Jahre 1793 traf die Prinzessin Luise bei einem Besuche in Frankfurt am Main zum ersten Male mit dem damaligen Kronprinzen von Preußen zusammen. Unwiderstehlich fühlte sich dieser durch die Anmut ihres Wesens zu ihr hingezogen, und noch mehr fesselte ihn bei näherer Bekanntschaft der Adel ihres Geistes und die Reinheit ihres Gemütes. Er verlobte sich mit ihr und an demselben Tage auch der Prinz Ludwig von Preußen mit ihrer Schwester Friederike.

Luise war damals 17 Jahre alt; ihr Wuchs war hoch und stattlich; blonde Locken umwallten ihre Stirn; Güte und Wohlwollen sprachen aus ihren klaren, blauen Augen, Anmut und Würde aus jeder ihrer Bewegungen.

Die Prinzessin wurde von den Bürgern Berlins mit nicht enden wollendem Jubel empfangen. Als am Thore eine Schar festlich gekleideter Kinder ihr entgegenkam und eines derselben, ein liebliches Mädchen, ihr die Wünsche des Volkes in einem Gedichte darbrachte, wurde sie von der Innigkeit und Unschuld des Kindes so bewegt, daß sie dasselbe in ihre Arme schloß und auf Stirn und Mund küßte. Und als die Oberhofmeisterin erschrocken rief: „Mein Gott, was thun Eure königliche Hoheit! Das ist ja gegen allen Anstand und Sitte!“ wandte sie sich lächelnd um und sagte: „Wie? Darf ich das jetzt nicht mehr thun?“

Das eheliche Leben des Kronprinzen und der Kronprinzessin wurde ein leuchtendes Vorbild für das ganze Land. Der Kronprinz nannte seine Gemahlin „liebe Luise“ und redete sie mit „Du“ an. Am liebsten weilte das hohe Paar auf dem Landgute Paretz, das ganz einfach, aber geschmackvoll eingerichtet war. Dort lebte Luise als „gnädige Frau von Paretz“ in der Mitte ihrer Unterthanen, mit denen sie zwanglos verkehrte. Beim Erntefest tanzte der Kronprinz nebst seiner Gemahlin mitten unter den Bauernmädchen und Burschen. Die größte Freude Luisens bestand darin, wohlzuthun und Elend zu mildern. Dabei begnügte sie sich nicht, durch einmaliges Geben der augenblicklichen Not abzuhelfen, sie forschte den Ursachen der Armut nach und beseitigte dieselben, falls es in ihrer Macht stand. Selbst bei verdientem Unglück verlor sie die Teilnahme gegen das Elend nicht, sondern sprach: „Ob der Arme Hilfe verdient oder nicht, dürfen wir doch nicht untersuchen. Wer kann das abwägen und entscheiden? Und wie macht es denn Gott mit uns, denen er reichlich gibt? Ist nicht alles Erbarmen und Gnade?“

Am 16. November 1797 bestieg Friedrich Wilhelm den preußischen Königsthron und schmückte auch das Haupt seiner Gemahlin mit der Königskrone.

Am meisten freute sich die jugendliche Königin, daß sie von nun an ihre Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde abzumessen brauchen. In welcher Liebe Luisens Mutterherz für ihre sechs Kinder schlug, sehen wir aus den Worten, die sie ihrem Vater schrieb: „Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Es mag kommen, was da will, in der Vereinigung mit unseren Kindern werden wir glücklich sein.“

Die Tage des Glückes für die Königin sollten nicht lange dauern; sie sollte durch das Feuer der Trübsal bewährt werden, und sie ist

bewährt befunden worden bis zum Tode; denn erst im Leiden zeigte sich die volle Größe ihres Charakters. Es brach der Krieg mit Frankreich aus. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlachten bei Jena und Auerstädt im Jahre 1806 mußte sie mit ihren Kindern Berlin verlassen und in die äußerste Provinz ihres Reiches, nach Ostpreußen fliehen. Sie empfand schwer das Unglück ihres Volkes. Unaufhaltsam entströmten auf dieser Reise Thränen ihren Augen, und zu ihren Söhnen sprach sie: „Ich beweine den Untergang unseres Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem eure Ahnen das Königreich geschmückt haben. Ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese Stunde eurem Andenken zurück! Weint meinem Andenken eine Thräne; aber begnügt euch nicht mit Thränen, handelt! Befreit euer Volk aus der Erniedrigung, in welcher es jetzt schmachtet.“

Als die Schlacht bei Friedland Preußens Schicksal entschieden hatte, mußte sie nach Memel fliehen und machte sich bereit, ihr Reich zu verlassen. Damals schrieb sie ihrem Vater: „Das wird Kraft erfordern; aber ich richte meine Blicke zum Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir ertragen können“. Da der König und seine Generale hofften, durch eine Zusammenkunft der Königin mit Napoleon könnten sich die Friedensbedingungen günstiger gestalten, so entschloß sie sich auch zu diesem Opfer. Große Überwindung kostete es ihr, dem Feinde ihres Hauses freundlich entgegen zu treten. Der Kaiser, der die Gelegenheit benutzen wollte, um die Königin zu demütigen, begegnete ihr anfänglich mit Spott und spielte, während er mit ihr sprach, nachlässig mit seiner Reitgerte. Vor dem erhabenen Blick und Wesen der „Fürstin der Fürstinnen“, wie sie oft genannt wurde, verschwand sein Spott. Doch erreichte die Königin nicht ihren Zweck; die Demütigung war vergebens gewesen. In Tilsit wurde 1807 der Friede geschlossen, und Preußen wurde nicht allein um die Hälfte verkleinert, sondern mußte sich auch verpflichten, ungeheure Geldsummen an Frankreich zu zahlen. Das Königspaar fing bei sich selbst an, die größten Ersparnisse zu machen; es schränkte sich aufs äußerste ein, und in manchem bürgerlichen Hause wurde besser gegessen als bei Hofe.

Wie unerschütterlich auch in der schwersten Prüfungszeit das eheliche Glück des hohen Paares war, erhellt aus folgender Stelle eines Briefes, welchen Luise im Jahre 1809 an ihren Vater schrieb:

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der

König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „„Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!““ — Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so mit einander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.“

Im Jahre 1810 brachte Luise den langgehegten Wunsch, ihren Vater zu besuchen, in Ausführung. Im Wiedersehen mit ihm und ihrer ehrwürdigen Großmutter fühlte sie sich unaussprechlich glücklich. Am Abende ihres Ankunftstages begab sie sich trotz eines leichten Unwohlseins mit der herzoglichen Familie auf das Lustschloß Hohen-Zieritz. Dort erkrankte sie heftiger; doch hielt niemand die Krankheit für gefährlich, und der König erhielt fortwährend die beruhigendsten Nachrichten. Als aber Brustkrämpfe sich zum Husten gesellten, als die Königin nicht mehr frei von den größten Schmerzen wurde und sie nicht mehr im stande war, auch nur die Arme zu heben, als die Beängstigungen wuchsen: da erkannten die Ärzte, daß hier keine Rettung möglich sei, und eilig wurde der König herbeigerufen. In schmerzlicher Angst bat die Königin den Doktor Heim: „Helfen Sie mir! Bedenken Sie, wenn ich dem Könige, wenn ich meinen Kindern stürbe!“

Am 19. Juli 1810 kam der König mit den beiden ältesten Prinzen an; beim Wiedersehen seiner Gemahlin konnte er vor Schmerz nicht sprechen und wollte sie nicht aus seinen Armen lassen. Um seine Aufregung zu verbergen, eilte er hinaus. „Der König geht von mir“, rief

die Königin, „er thut, als wolle er Abschied nehmen. Geht der König von mir, so sterbe ich gleich!" Ihr Gatte und ihre Schwester verließen sie nicht mehr. Nach einem neuen Krampfanfalle rief sie: „Herr Jesus, mach es kurz mit mir!" Darauf lehnte sie das Haupt zurück und verschied.

Wie ein Donnerschlag hallte es von einem Ende des Landes bis zum andern und tönte schmerzlich in jedem Herzen nach: „Unsere Königin ist tot!" Der Zug, welcher ihre Leiche nach Berlin brachte, wurde vom trauernden Volke begleitet. Später wurde sie in Charlottenburg beigesetzt. Dort ruht über der Gruft die Gestalt der noch im Tode wunderschönen Königin, in Marmor ausgehauen. Aber auch ohne das Marmordenkmal, ohne die Orden und Stiftungen, die ihr zu Ehren gegründet wurden, wird das Volk ihr Andenken bewahren, und das, was sie als Königin, Gattin und Mutter gethan, wird ewig fortleben und fortwirken als leuchtendes Vorbild noch für die spätesten Geschlechter.

Nach Helene Boeckel.

6. Aufruf.

1. Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen;
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen;
die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein!
„Der Freiheit eine Gasse!" — Wasch die Erde,
dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

2. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen.
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut;
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
der Meuchelmord der Söhne schreit um Blut.

3. Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
in seiner Freiheit ew'gem Morgenrot.
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen;
der Tempel gründe sich auf Heldentod! —

4. Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
gab euch in euren herzlichen Gebeten
den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

5. So betet, daß die alte Kraft erwache,
daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
o ruft sie an als Genien der Rache,
als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsres Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten,
mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

6. Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen;
was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann mein Volk, bekränzt vom Glücke,
in deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,
vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Körner.

7. Kurfürst Maximilian Joseph IV., erster König von Bayern.

1799.

Mit Karl Theodor war der Sulzbacher Zweig am vielhundertjährigen Stamm der Schyren abgestorben. Noch grünte aber das edle Reis von Pfalz-Birkenfeld kräftig, nun als des Stammes ungeteilter Gipfel.

Als vor beinahe dritthalb Jahrhunderten Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, ein Urenkel Stephans, des Sohnes Kaiser Ruprechts III., den Tod herannahen sah, hat er sein Land unter seine Söhne geteilt. Dem einen gab er Neuburg, dem andern Zweibrücken, dem dritten Sulzbach, dem vierten Vohenstraus, dem fünften aber, dem jüngsten aller, Birkenfeld im Nahegau. Dieser hieß Karl. Nach zweihundert und dreißig Jahren waren nun die gesamten pfälzischen Häuser vergangen. Nur das Geschlecht Pfalz-Birkenfeld, an Macht und Reichtum das kleinste, blühte noch in seinem Fürsten Maximilian Joseph. Dieser, ein Sohn

des weisen und guten Pfalzgrafen Friedrich Michael von Birkenfeld, war es, auf dessen Haupt das ewige Verhängnis alle Kronen von Pfalz und Bayern vereinigt legte.

Der jüngste von seines Vaters Kindern, ohne Aussicht und Hoffnung zu einer eigenen Herrschaft, war er dem Kriegsstand gewidmet gewesen, seine Jugend im französischen Heerdienst verflossen. Wie aber Herzog Karl von Zweibrücken sein Bruder, ohne Söhne zu hinterlassen, aus dem Leben gegangen war, hatte Maximilian mit Pfalz-Birkenfeld das Herzogtum Zweibrücken, und vier Jahre später die gesamten Pfalz- und Bayerlande ererbt. An demselben Tage, da Karl Theodor erblaßte, ward Maximilian Joseph auf den Straßen Münchens zum Herrn von Pfalz und Bayern ausgerufen.

Viele fürchteten des neuen Herrn Liebe zu den Waffen, unter welchen seine Jugend verstrichen war, und zu denen das eiserne Zeitalter rief. Vielen bangte, daß er, wie sein Vorfahr, mit Vorliebe auf frühere Lande und Angehörige zurückschauen werde. Andere aber, die der Anmut und Leutseligkeit seines Wesens gedachten, welche er bewiesen, wenn er von Zeit zu Zeit am Hofe in München erschienen war, oder die sich erinnerten, wie er als junger Fürst, noch ohne Hoffnung zur Herrschaft, gegen Karl Theodor und Wien für die Unteilbarkeit des bayerischen Stammlandes geredet und gethan, weissagten bessere Zukunft.

Nach wenigen Wochen hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt. Mit ihm kam seine Gemahlin Karoline, eine Fürstin des alterlauchten Hauses von Baden; Karl Ludwig, sein Sohn aus erster Ehe, ein geistvoller, blühender Knabe von dreizehn Jahren; Auguste Amalie Luise, Karoline Auguste, seine Töchter, in keimender Schönheit, und Karl, von den Seinen der jüngste. So kam er, ein zärtlicher Hausvater unter seinen Kindern. Und als ihn die Bayern erblickten in seiner stattlichen Gestalt, in seinem Antlitz den gemütlichen Biedersinn, in seinem Wort und Wesen die ganze Huld der alten Fürsten zu Bayern, schloß sich alles Volkes Herz gegen ihn auf und sprach: „Wahrlich, dieser ist Maximilian Joseph der Andere, aber im Kreise schöner Kinder glückseliger als der Erste!“ Er war es.

Doch sturmvoll und mühsam war seiner Herrschaft Antritt: das ganze Land von den Kriegsvölkern Österreichs angefüllt, die nun über den Lech zum Rhein drängten, welchen die Feldherren Frankreichs schon feindselig überschritten hatten; das bayerische Heer, zum Schirm des Vaterlandes, ohne Übung, Zucht und Stärke; der Schatz erschöpft; die Schuldenmenge des Staates, sowie der wahre Ertrag der Gefälle kaum recht bekannt; das Steuer- und Aufschlagswesen ohne Verhältnis und

Ebenmaß; die Staatsführung ohne Einheit, Klarheit und Kraft, in vielerlei Landesverwaltungen zersplittert, welche sich in ehrgeiziger Nebenbuhlerei trennten. Die Staatsverfassung, alten Zeiten entstammt, mit den Mängeln, ohne die Tugenden ihres Ursprungs, anders in Bayern, anders in der oberen Pfalz, anders im Herzogtum Neuburg; die ständische Landschaft ohne Achtung, ohne Wert für das öffentliche Heil; die Erziehung des Volkes versäumt; die Freiheit der Presse vernichtet; die Bevölkerung durch ältere und neuere Kriege, durch Erschwerung der Ehen für die Grundholden, welche, wo nicht den Namen, doch oft Last und Schmach noch der Leibeigenschaft trugen, durch Untrennbarkeit der Bauerngüter, durch Fesseln des Gewerbfleißes geschwächt.

So fand Maximilian Joseph Bayern. Selten empfing ein Fürst aus der Hand des Schicksals eine schwerere Aufgabe des Lebens.

Aber unter den furchtbarsten Kriegen und Umwälzungen des Weltteils, da alte Throne und Reiche vergingen, neue emporstiegen, nichts blieb, wie es gewesen, gründete er Bayerns Zukunft, gab seinem Volke neue Verfassungen, Ordnungen und Gesetze und erweiterte die Grenzen seiner Lande. Im siebenten Jahre der Herrschaft nahm er die königliche Krone auf sein Haupt, daß an ihm in Erfüllung zu gehen schien, was weiland Maria Eleonora von Sulzbach in weissagenden Gesichten erblickt zu haben glaubte. Es wird erzählt, die fromme Pfalzgräfin habe einst im großen Spiegel ihres Gemachs bei hellem Tage Zeichen und Wunder wahrgenommen, die kein anderes Auge gesehen, und in der Entzückung ausgerufen: „Ich schaue den Stamm der Pfalzgrafen, und unter denselben einen herrlicher vor den übrigen glänzen, ihn höher denn alle“.

Was Maximilian Joseph, der König Bayerns, seinem Volke gewesen, wie er den Staat neu geordnet, die Gerechtigkeit gehandhabt, die öffentliche Verwaltung bestellt, Kunst und Wissenschaft gepflegt, Erziehung und Unterricht vaterländischer Jugend gebessert, Gewissens- und Denkfreiheit geschirmt, Glauben, Gottesfurcht und Sittenstrenge emporgehalten, das Heer im Kriege achtbar, das Land im Frieden blühend gemacht hat: darüber richte du, unbestechlicher Ernst der Nachwelt!

Eins nur zeug' ich von ihm in Wahrheit: Ich habe gesehen, wie der königliche Greis sein Volk geliebt hat, und wie das Volk ihm mit jener rührenden Inbrunst zugethan war, mit der es einst dem ersten Maximilian Joseph angehangen. Das Leiden verhängnisschwerer Zeiten brach manches Glück und Herz, nicht diese Liebe. Und wohl von allen früheren Fürstinnen zu Bayern konnte keine sich kindlich-freudigerer

Verehrung von ihren Unterthanen rühmen, als Karolina, die königliche Frau, unter den Müttern ihres Landes nie königlicher, als im Kreise ihrer Kinder.

Heinr. Zschokke.

8. Königin Karoline von Bayern.

Die Betrachtung des Lebensbildes dieser Fürstin zeigt uns verschiedene Züge, welche uns berechtigen, sie ihrer Zeitgenossin Königin Luise von Preußen an die Seite stellen zu dürfen. Friederike Wilhelmine Karoline, weiland Königin von Bayern, wurde am 13. Juli 1776 dem Markgrafen Karl Ludwig, Erbprinzen von Baden, geboren. Sie verlor früh ihren Vater. Der Einfall der französischen Heere nötigte das badische Herrscherhaus, den heimischen Herd zu verlassen, und die Mutter der Königin zog sich mit ihren noch unvermählten Töchtern in die fränkischen Lande zurück. Hier lernte die Prinzessin den Pfalzgrafen Maximilian Joseph kennen, der ein Jahr zuvor seine erste Gemahlin Marie Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt durch den Tod verloren hatte. Die Vermählung wurde am 9. März 1797 vollzogen. Zwei Jahre darauf wurde ihr Gemahl durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor zur Nachfolge in der Regierung von Bayern berufen. Er sah in allen schweren Prüfungen (so rühmt ein Klageruf an ihrem Sarge) und Schicksalen der folgenden Jahre die treue und liebevolle Gattin unzertrennbar an seiner Seite. Sie teilte mit ihm die Wechsel des unglücklichen Kriegsjahres 1800. Sie lernte abermals die Bitternisse der Flucht und der Verbannung kennen. Es ist der Brief einer bayerischen Landesmutter, den sie von Amberg aus einem wackern Münchener Bürger schrieb: „Ich danke Ihm für Seine treuen Wünsche bei Gelegenheit meines Namensfestes und hoffe mit Gewißheit, diesen Tag künftighin fröhlicher in der Mitte eines edlen Volkes zu feiern, dessen Anhänglichkeit ich schätze und mit gerührtem Herzen erkenne; dann wird es mir stete Pflicht sein, das Andenken der Leiden, unter denen das Vaterland seufzt, vergessen zu machen und durch die thätigen Beweise der herzlichsten Teilnahme die guten Bürger zu überzeugen, daß ich nur in dem Glücke meiner Mitbürger das meinige suche.“

Sie teilte die Gefahren, unter welchen das alte deutsche Reich in Trümmer ging, und aus welchen Maximilian das Erbe seines Hauses als Königreich Bayern rettete, dann von neuem Flucht und Wechsel des siegreichen Feldzuges von 1809 und die Bedrängnisse, in welche bei dem großen Kampfe mit inneren Schwierigkeiten das neue Reich durch den Ehrgeiz, die Willkür und die Eroberungssucht Napoleons geriet. Sie litt unter dem Drucke, dem die deutschen Fürstenhäuser mit ihren Völkern

unterlagen, um so mehr, als ihr großes, edles Herz zugleich die Schicksale ihres Hauses, ihrer fürstlichen Würde und des gesamten deutschen Vaterlandes umfaßte.

Es entging dem scharfen Auge Napoleons nicht, mit welchen Gesinnungen sie gegen ihn erfüllt sei. „Ich weiß", sagte der Vermessene eines Tages zu ihr, „daß Sie mich hassen; aber vergessen Sie nicht, daß die Schicksale Ihres Hauses an das meine geknüpft sind!" Die Königin trat bei diesen Worten einen großen Schritt von ihm zurück, maß den Gewalthaber von Haupt zu Füßen mit ihrem ruhigen, durchdringenden Blick, daß Napoleon, vergeblich bemüht, ihn zu bestehen, sich plötzlich umwandte und davonging.

Die hohe Frau war die Mutter dreier Königinnen. Königin Karoline trug den Witwenschleier 16 Jahre lang. Sie verschied nach nur kurzer Krankheit, umgeben von ihrer Familie am 13. November 1841 in der Maxburg zu München, also am Geburtstage ihrer am Sterbebette weilenden Töchter, der Königin von Preußen und der Prinzessin Amalie von Sachsen. Bis zum letzten Augenblicke hatte sie sich als die unerschöpflich wohlthätige Mutter der Armen und Notleidenden bewährt, indem sie noch am Tage vor ihrem Tode persönlich über Bittgesuche und Verleihungen von Unterstützungen bestimmte. Zeitschrift „Bayerland."

9. König Ludwig I. von Bayern als Förderer der Kunst und Wissenschaft.

Wenige Regenten, vielleicht nur Friedrich der Große, haben eine so ausgebreitete Selbstthätigkeit entfaltet wie Ludwig I. Sechzig Jahre seines Lebens sah ihn schon der früheste Morgen an der Arbeit. „Mein Licht ist immer das erste", äußerte er einmal, „wenn ich morgens auf den Max Joseph-Platz hinausblicke; erst nach und nach kommen die Lichter in den Bürgerhäusern, und wenn die Beamten auf die Bureaux gehen, habe ich schon alle Mappen durchgearbeitet." Dem Volk, dem Ärmsten wie dem Reichsten ein Schirm und Hort zu sein, das war des Königs glühendes Verlangen, das er nicht bloß in seinen Gedichten, sondern in all seinem Thun und Handeln zum Ausdruck brachte. Viele seiner Verfügungen enthalten eine Fülle von Regentenweisheit, oft in lakonischer*) Form. Als 1831 die Zeitungen von einem Notstand im Spessart berichteten, befragte Ludwig den Beamten jenes Bezirks auf Ehre und Gewissen, ob die Lage der Bevölkerung in der That so traurig sei, wie in den Zeitungen zu lesen. Der Landrichter beeilte sich, zu berichten,

*) Kurz und bündig.

daß nur etwa 40 Einwohner einige Tage ohne Brot sich befunden hätten. Darauf schickte ihm der König ein Billet zu, dessen ganzer Inhalt lautete: „Nur?!"

So recht des Königs eigenes Werk war die Verlegung der Universität von Landshut nach München oder vielmehr die Gründung einer neuen, mit großartigen Mitteln ausgestatteten Landeshochschule in der Landeshauptstadt, wo die außerordentlich bedeutenden wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen als Hilfsmittel zum Studium geboten sind. Um dem neuen Institut Glanz und Gedeihen zu sichern, knüpfte er mit den berühmtesten Lehrern des In- und Auslands Unterhandlungen an und gewann für einzelne Fächer hervorragende Männer der Wissenschaft.

Seit seiner Thronbesteigung trachtete Ludwig aufs eifrigste darnach, daß die Pfalz, das Erbe seiner Väter, in ihrem alten Umfang wiederhergestellt werde, wie es im Rieder Vertrag durch Österreich verbürgt worden war. Das Heidelberger Schloß aus den Ruinen zu neuem Glanz auferstehen zu lassen, war seine Lieblingsidee. Allein alle Bemühungen, die Zustimmung der europäischen Mächte zu erlangen, blieben erfolglos. Um den bayerischen Ansprüchen größeren Nachdruck zu verleihen, wurde sogar einmal ein militärischer Handstreich geplant; aber der König versagte im entscheidenden Augenblick seine Zustimmung und erwiderte auf alle Vorstellungen: „Ein Haus ist rasch angezündet, aber das Feuer schwer zu löschen!"

Dagegen gab der Abschluß eines bayrisch-württembergischen Zollvereins vom 12. April 1827 den Anstoß zur Bildung eines deutschen Zollvereins, der im Nationalleben der Deutschen eine neue wichtige Wendung herbeiführte.

Unter dem Schutze eines einsichtsvollen, rastlos thätigen Regenten blühte das Land auf; der Bauer konnte, von keinem Waffenlärm erschreckt, den freieigenen Boden bebauen, Handel und Gewerbe hoben sich wieder in jenen Städten, die im Mittelalter zu den ersten Kulturstätten Europas gezählt hatten.

König Ludwig konnte sagen: Kein Jahr ohne eine künstlerische That. Beinahe in jedem Jahre ward ein großes Werk begonnen und vollendet. In schlicht erhabener Tempelhalle fanden zu München die Überreste des klassischen Altertums eine würdige Heimstätte; in reicherem Stil erhob sich gegenüber ein Gebäude für Ausstellungszwecke. Die seit Jahrhunderten von den kunstsinnigen Wittelsbachern gesammelte Gemäldegalerie hat keine kostbareren Perlen aufzuweisen, als die von König Ludwig aus Privatmitteln erworbenen Sammlungen, und auch für diese Kunstwerke wurde trotz des Einspruchs kurzsichtiger Landtagsabgeordneter ein herrliches

Haus gebaut, die Pinakothek. Durch großartige kirchliche Bauten, die Allerheiligenkirche, Auerkirche, Basilika und Ludwigskirche in München, die Münsterbauten zu Speier, Bamberg, Regensburg ꝛc. wurde der Bund der Kirche mit den Künsten erneuert. Eine nach ihrem Schöpfer benannte Straße von Palästen dehnt sich in München weithin, wo vor kurzem nur ödes Heideland zu erblicken gewesen war. Bald ragte auch eine Königswohnung empor, deren großartige Säle auszuschmücken, Hunderte von Künstlern thätig waren. Als sein prächtigstes Werk aber erhob sich ein Tempel deutscher Ehre, die Walhalla, auf einer Höhe am Donaustrom nahe bei Regensburg im griechischen Prunkstil gebaut.

Die bedeutendsten Künstler aus ganz Deutschland versammelte der Fürst um sich, alle in gleichem Maße fördernd und schätzend. In München feierte die von Cornelius gegründete Malerschule ihre schönsten Triumphe; die Glasmalerei gewann zuerst hier wieder ihren alten Ruhm; der Erzguß erlebte eine Blütezeit wie unter Maximilian I., der die Außenseiten und die Höfe seiner Residenz mit unvergleichlich schönen Erzwerken ausschmücken ließ. Im englischen Parlament gestand ein Redner, das reiche Großbritannien leiste nicht für die Kunst, was in München aus ungleich beschränkteren Mitteln geleistet werde.

Jedoch war in Ludwig I. der Sinn ebensowohl für das Nützliche wie für das Schöne lebendig. Er ehrte „der Hände Fleiß“ und spornte den erfinderischen Geist durch Anerkennung und Auszeichnung bei jeder Gelegenheit. Als die Erfindung Stephensons alle bisherigen Transport- und Verkehrsmittel in den Schatten stellte, war es in Bayern zuerst, wo der Pfiff der Lokomotive, das Signal zu den staunenswerten technischen Thaten unseres Jahrhunderts, ertönte; auf der Strecke zwischen Nürnberg und Fürth brauste die erste „transportierende Dampfmaschine“ Deutschlands dahin. Hohe Erwartungen knüpfte Ludwig an einen Kanalbau zwischen Regnitz und Altmühl, der die Verbindung der Nordsee mit dem Mittelländischen Meere vermitteln sollte. Diesen Gedanken Karls des Großen zu verwirklichen, faßte er schon als Jüngling den Entschluß; er führte ihn als Regent auch durch, — freilich nicht mit dem gewünschten Erfolg, da bald hundert kürzere Schienenwege der Wasserstraße Konkurrenz machten. Auch München wollte Ludwig durch einen Kanal mit der Donau verbinden, wie er überhaupt, ohne die übrigen Städte zu vernachlässigen, seiner Residenzstadt die treueste Liebe und Sorgfalt zuwandte.

„Ich will“, so sprach er bald nach seiner Thronbesteigung, „aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Ehre gereichen soll,

daß keiner Deutschland kennt, wenn er nicht auch München gesehen hat." Der edlen Verheißung folgte die herrliche Erfüllung. Wenn heute der Fremde in unserer Hauptstadt Kleinodien der Kunst, wissenschaftliche Sammlungen und gemeinnützige Institute findet, wie sie kaum die ersten Weltstädte aufzuweisen haben, vernimmt er mit Staunen, daß beinahe all dieser schönen, dieser nützlichen Werke Schöpfer Ein Mann, Ludwig I., war. Die Zeitgenossen hatten noch keine Ahnung, von welcher Tragweite, welchem Einfluß diese Thätigkeit des Regenten für die Wohlfahrt des Landes sei. Nicht selten stieß er auf Beschränktheit und Unverstand, nicht selten drang der Tadel bis zum Thron, daß man das liebe Geld besser und nützlicher verwenden könne, als zu Luxusbauten und Raritätensammlungen. Heute freilich hat jeder längst begriffen, daß jene für ideale Zwecke verwendeten Millionen tausendfältig dem Volke selbst wieder zu gute kommen. Was wäre heute München, hätte nicht der kunstsinnige Fürst das arme Isarkind so herrlich, so unvergänglich geschmückt!

Nach Karl Theodor Heigel.

10. Ein königlicher Zug aus dem Leben einer königlichen Frau.

Königin Therese von Bayern, Mutter S. K. H. unseres erhabenen Prinz-Regenten Luitpold, hat sich nicht nur in engeren, sondern auch in weiteren Kreisen durch ihre edle, wohlthätige Handlungsweise den Namen einer Wohlthäterin erworben.

Ein schöner Zug ihres edlen Herzens tritt in folgender kurzer Erzählung zu Tage. Auf einer Reise, welche die Königin über Coburg nach Hildburghausen, ihrem Geburtsorte, machte, berührte sie das Städtchen Eisfeld im meiningischen Gebiete. Hier nun wohnte ein altes Mütterchen, die einstige Amme der Königin. Sie erfreute sich des besonderen Wohlwollens und der mildthätigsten Unterstützung der hohen Frau. Die Königin hielt am Lutzschen Gasthofe und erkundigte sich sogleich nach dem Befinden ihrer alten Helene. Als sie vernahm, dafs sich die alte Frau noch wohl befinde, ward ein unverkennbarer Zug der innigsten Freude auf ihrem schönen Antlitze bemerkbar, und sie sprach den Wunsch aus, die Frau zu sehen und zu sprechen. Ein Bote wurde abgesandt, und nicht lange darauf kam das alte Mütterchen, welches in ihrem Amte als Totenfrau bereits viele Hunderte zu Grabe geleitet, nun selbst vom Alter zu Grabe gebückt, herbeigetrippelt. Bei Ansichtigwerden des Mütterchens strahlte das Antlitz der Königin vor Freude. Sie schien kaum das Herankommen desselben an den Wagen erwarten zu können. Sie reichte der Frau beide Hände zum Grufse, während sie mit dem herzlichsten Ausdrucke sprach:

„Was machst Du denn, gute Mutter, Du scheinst mir seit unserem letzten Beisammensein etwas älter geworden zu sein?“

Helle Thränenperlen, Zeugen ihres edlen, gefühlvollen, dankbaren Herzens entströmten dabei ihren schönen Augen.

Als das Mütterchen zögerte, die dargebotenen Hände zu ergreifen, fragte die hohe Frau nach der Ursache der Zurückhaltung.

„Ich weiſs nicht,“ entgegnete schüchtern das Mütterchen, „ob es Euer Majestät bekannt sein wird, daſs ich seit Jahren das Amt einer Totenfrau bekleide; das ist es, was mich zögern macht, Euer Majestät die Hand zu reichen.“

„O, Du Bedenkliche,“ erwiderte huldvoll die Königin, „Du hast Dich, wenn auch einem schweren, doch schönen Berufe gewidmet, und ich drücke deshalb um so herzlicher Deine Hand. Wir alle wünschen ja einst früher oder später von solchen Händen im Tode gepflegt zu sein. Fahre daher in Deinem Berufe fort, so lange es Dir Deine Kräfte, die der Herr stärken möge, gestatten werden!“

Nachdem die Königin noch verschiedene Fragen und herzliche Worte an das Mütterchen gerichtet hatte, entlieſs sie dasselbe reich beschenkt unter wiederholtem Händedruck. So lange die edle Frau dem Mütterchen mit den Augen folgen konnte, that sie es mit wohlwollendem Blicke.

Zeitschrift „Bayerland.“

11. Maximilian II.

Maximilian II. bestieg den Thron seines Vaters in einer Zeit großer Aufregung. Das Volk war mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden und wollte für Deutschland eine neue staatliche Ordnung schaffen. Abgeordnete aller deutschen Stämme traten daher in Frankfurt zusammen, um eine Reichsverfassung auszuarbeiten (1848). Im nämlichen Jahre wurde Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser ernannt und im folgenden König Wilhelm IV. von Preußen zum erblichen Kaiser erwählt; aber er lehnte die Würde ab. Während dieser Verwirrung und Uneinigkeit des deutschen Volkes brach in der Pfalz ein republikanischer Aufstand los, der mit Gewalt unterdrückt werden mußte. Eine zwischen den Ministern und der Volksvertretung Bayerns über die Auslegung der Verfassung entstandene ernste Meinungsverschiedenheit ward beigelegt durch die königlichen Worte: „Ich will Friede haben mit meinem Volke!“

Nach Herstellung der gesetzlichen Zustände unternahm Max II. eine Rundreise durch ganz Bayern, allenthalben begrüßt von dem lauten Jubel und begleitet von der Liebe und Treue seiner Unterthanen. Seinem Wahlspruch: „Gesetzmäßigkeit und Freiheit!“ hat er Kraft gegeben durch Erfüllung vieler Wünsche seines Volkes. Die bisherige Berufung der Abgeordneten nach Ständen ward aufgehoben und ein allgemeines Wahlrecht eingeführt; es wurden die Schwurgerichte ins Leben gerufen und in Bezug auf die Rechtspflege die öffentlichen und mündlichen Verhandlungen angeordnet. Das Gesetz über Aufhebung und Ablösung der Grundlasten (das sind bestimmte bäuerliche Abgaben und Dienste-

befreite die Kleinbegüterten von drückenden Verpflichtungen, die bisher auf ihnen ruhten. Damit waren vielfach neue Verhältnisse geschaffen, welche dem Lande zum Segen gereichten. Mitleidigen Herzens und mit offener Hand gedachte der König besonders der Armen und Notleidenden, die noch heute von dem durch ihn gestifteten „Johannisverein“ unterstützt werden. Für Förderung von Kunst und Wissenschaft war Maximilian landesväterlich bemüht; seiner sorgenden Aufmerksamkeit erfreute sich die Volksschule wie die Universität. Er gründete das Nationalmuseum zu einer Sammlung gewerblicher Erzeugnisse aus allen Jahrhunderten und das Maximilianeum zu unentgeltlicher, höherer Ausbildung besonders befähigter Jünglinge.

Handel und Gewerbe blühten durch Erbauung neuer Eisenbahnen, Herstellung eines Telegraphennetzes und Errichtung von Handels- und Gewerbekammern. Neben dieser Fürsorge, die Maximilian dem Vaterlande widmete, bekundete er seine echt deutsche Gesinnung durch die Teilnahme an dem Geschick der Herzogtümer Schleswig-Holstein, welche unter der drückenden dänischen Oberherrschaft sich nach einem eigenen deutschen Fürsten sehnten. Eben als diese Angelegenheit ganz Deutschland in Aufregung versetzte, machte der Tod dem Leben des geliebten Königs unerwartet ein Ende (1864). Wie eine Familie um den Vater, so trauerte das ganze Land um den treuen Monarchen, dessen Regierung eine glückliche Zeit gesegneten Friedens war. Stets besorgt um das Wohl seines Landes, trug er, eingedenk seiner hohen Worte, sein Bayernvolk von Jugend auf treu in seinem Herzen; es war der Gegenstand seiner Arbeiten, seiner Sorgen, seiner Leiden und Freuden; darum wird sein Name auch fortleben in den dankerfüllten Herzen seines Volkes.

Nach Polack.

12. Königsruh'*)

Thu' auf dein Thor, Sankt Michael!
Des Königs Marschall naht.
Du alte Gottesburg, werd' hell,
Beleuchte seinen Pfad!
Ihr Tauben oben, flattert aus,
Dem müden Herren zu:
Er kehrt vom Kampf ins Vaterhaus;
Er sehnt sich nach der Ruh'!

---

*) Zum Begräbnistage König Ludwigs II. von Bayern, † am 13. Juni 1886, bestattet in der St. Michaels-Hofkirche zu München.

Ödeinsam in der Bergesstill'
Umsonst die Seele rang;
In diesen heil'gen Mauern will
Sie Friede nun vom Drang.
Und wie die Mutter trägt zu Bett
Ihr Kind um Schlafenszeit,
Gibt ihm zur letzten Schlummerstätt'
Sein treues Volk Geleit.

Sanft ruh'n ist bei Sankt Michael!
Du hoher Herr, schlaf' fest!
Des Tages Licht weckt nimmer grell;
Nicht klopft der laue West;
Denn was man einzig hören mag
Im weiten Mauerkreis,
Ist rings umher am Sarkophag
Dein Volk: — das weinet leis!

Wilhelm Herbert.

13. Deutschlands Erhebung im Jahre 1870.

Wohl noch niemals ist Deutschland von einer so einmütigen Begeisterung ergriffen worden als im Jahre 1870. Mag 1813 die Erregung tiefer, der Entschlufs zur Erhebung heldenhafter, die persönliche Leidenschaft heifser gewesen sein, weil die Schmach und das Elend von sieben Jahren der Knechtschaft jeden Einzelnen drückte und erbitterte: die männliche Festigkeit, die Opferbereitschaft und die Begeisterung von 1870 waren sicherlich der von 1813 gleich, und was das Jahr 1870 vor diesem erhob, war das stolze, glückselige Gefühl, dafs die nun wirklich vorhandene und erstarkte Nation wohl imstande sei, den grimmigen Feind der deutschen Muttererde abzuwehren. Keine französische, rheinbündlerische Partei trübte den Einklang des patriotischen Zornes; jetzt gab es niemand, der vom „Bruderkrieg" sprechen konnte; niemand, der der preufsischen Regierung nicht volles Vertrauen schenkte, dafs sie Deutschlands Ehre und Einheit vertrete, niemand, der den Krieg für vermeidlich erachtet hätte.

Ein herzerquickendes Schauspiel war's, die zahllosen Kundgebungen der Deutschen zu sehen, wie sie begeistert ihre Treue und Opferwilligkeit bezeugten; ganz Deutschland war Ein Mann; alles wetteiferte in Darbringung von Opfergaben fürs Vaterland, und die Enkel zeigten, dafs sie des Ruhmes der Ahnen würdig seien. Wie 1813 waren die Universitäten die Brennpunkte der

aufflammenden Begeisterung. Die Vorlesungen mufsten zum grofsen Teil geschlossen werden, weil sich die Studenten in Masse oder in der Mehrzahl zum freiwilligen Dienst meldeten. Wie 1813 strömte alles, was ein Gewehr tragen konnte, zu den Fahnen. Bei vielen Regimentern stellten sich mehr Mannschaften der Landwehr und Reserve ein, als einberufen waren, und liefsen sich durch nichts zur Heimkehr bewegen. Unter unermefslichem Jubel kamen die Wehrpflichtigen aus England und Frankreich herbeigeeilt. Aus Amerika kamen Auswanderer zurück, um freiwillig zu dienen; in Wesel stellten sich auf einmal 170 beim Kommandanten.

Seit 1866 hatten auch die in der Fremde lebenden Deutschen gelernt, im norddeutschen Bunde das schützende Heiligtum der deutschen Nation zu sehen; sie drängten sich heran, um ihre freudige Beistimmung zum Nationalkriege zu erklären und ihr Scherflein dem Vaterlande beizusteuern. Aus San Francisco, aus Philadelphia, aus unzähligen anderen Orten der Union liefen Zustimmungsadressen ein; überall, wo Deutsche waren, wurden Sammlungen veranstaltet; in St. Louis besteuerten sich die deutschen Einwohner auf der Stelle mit einer Million Dollars. Auch aus Englands Städten, aus Indien und China kamen Adressen und Geldsammlungen an. Selbst die Deutschen Oesterreichs vergafsen ihre Empfindlichkeit über den Hader von 1866 und erhoben sich in grofsherziger Weise zur nationalen Begeisterung, zum Zorn über die französische Vergewaltigung.

Napoleon hatte auf eine Spaltung Deutschlands gerechnet und zum mindesten gehofft, dafs die süddeutschen Staaten ihre Neutralität erklären würden; aber bald mufste er seinen Irrtum erkennen. Was in ruhigen Zeiten das Werk von Jahrzehnten gewesen wäre, die Einmütigkeit der deutschen Nation, vollzog sich im Laufe weniger Tage; das auf den Strafsen sich sammelnde Volk, ebenso die Regierungen und Volksvertretungen, allen voran Ludwig II. von Bayern, legten unverzüglich Zeugnis davon ab, dafs gegenüber den Eroberungsgelüsten des französischen Machthabers es in Deutschland keine Parteien, keine Sondergelüste, keine Spaltung in Nord und Süd und keine Mainlinie gebe. Was der Abkömmling des Korsengeschlechts zertrümmern wollte, das mufste er selbst aufbauen, befestigen und krönen helfen: die Einheit der deutschen Nation.

Aus Fechner, der deutsch-französische Krieg von 1870/71.

14. Die Krone im Rhein (1871).

Es lag eine Krone im tiefen Rhein,
Hehr prunkend von Gold und von Edelgestein;
Sie lag dort versunken seit uralter Zeit
Mit des Reichs längst verschwundener Herrlichkeit.
Davon hat das Volk sich die Sage erzählt,
Es sei ein zukünftiger König erwählt,
Zu heben die Kron' aus der Fluten Schoß,
Der würde als Kaiser dann mächtig und groß.

Wohl ging noch im Volke die Sage umher;
Doch klang sie zuletzt gar traurig nur mehr.
Vorbei war ja Glaube und Hoffnung zugleich
Auf ein Wiedererstehen von Kaiser und Reich. —
Da plötzlich von Westen her Kriegslärm erschallt;
Wildbrausend der Strom im Bett aufwallt;
Wie Waffengetös tönt's herauf aus dem Grund —
Der Sieg ward errungen zur selbigen Stund'.

Als heim über'n Rhein zog das siegreiche Heer,
Lag unten im Grunde die Krone nicht mehr;
Sie strahlte hellfunkelnd im schneeigen Haar
Des Kaisers der Deutschen — so wurd' es denn wahr,
Was im Herzen des Volkes als Hoffnung geblüht,
Was treu sich erhalten in Sage wie Lied,
Was sinnig bedeutet die Krone im Rhein:
Es soll ein Kaiser, ein Reich wieder sein!

E. v. Destouches

VI. Zu des Geistes und Gemütes Erhebung.

„Nicht der ist auf der Welt verwais't,
Dem Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.'

1. Gebet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!

Im Brand des Sommers, der dem Mann die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage, sei du mit mir!

Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!

Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!

Dein Segen ist, wie Tau den Reben; nichts kann ich selbst;
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!

O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

E. Geibel.

2. Morgenlied.

1. Verschwunden ist die finst're Nacht;
Die Lerche schlägt; der Tag erwacht;
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in Königs Prunkgemach;
Sie scheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

2. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht,
Mit seinen heiligen Scharen
Uns gnädig wollte bewahren.
Wohl mancher schloß die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr;
Drum freue sich, wer neu belebt
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

Schiller.

3. Gute Nacht.

1. Schon fängt es an zu dämmern;
Der Mond als Hirt erwacht
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise
Der Schall ins Ohr mir sacht:
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

2. Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein;
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlbachs Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

3. Von Thür' zu Thüre wallet
Der Traum, ein lieber Gast;
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Palast;
Im Nachen schläft der Ferge;
Die Hirten auf dem Berge
Halten ums Feuer Rast.

Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

4. Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn' und Tag gebracht;
Lind säuseln die Cypressen;
Ein seliges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

5. Und wo von heißen Thränen
Ein schmachtend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht:
Der Traum kommt leis und linde
Und singt dem kranken Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

6. Gut' Nacht denn, all ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern!
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott den Herrn.
Schlafet in Ruh', schlafet in Ruh'!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Geibel.

4. Der Sonntag.

Nicht menschliche Einrichtung ist der Sabbat: er ist Gottes heilige Stiftung. Der hat ihn gegründet durch seine Ruhe am siebenten Schöpfungstage. Darum gebietet er zuerst Ruhe. Ruhe braucht jede Kreatur. Ruhe braucht selbst die Erde, daß sie sich erhole von ihrer Sommerarbeit. Ruhe braucht der Mensch; denn es ist eitel Mühe und Arbeit auf der Erde. Im Schweiße unseres Angesichtes sollen wir unser Brot essen; da muß der Leib seine Ruhe haben. Wer die ganze Woche gebückt an seiner Arbeit gestanden hat, der will sich auch einmal gerade aufrichten; darum gebietet Gott: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk thun.“ — Doch die Ruhe des Leibes ist nicht die einzige. Jeder Christ hat seinen äußeren Beruf. Jeder Beruf hat seine eigene Art. Einer hat die Woche über Gedanken des Handels und Wandels; ein anderer denkt an sein Handwerk; ein dritter dient als Arbeiter seinem Herrn; das Kind arbeitet für seine Schule. Wenn das ohne Rast fortginge, so würden sich die Kräfte der Seele verzehren. Darum gibt uns Gott einen Frei- und Ruhetag.

Indem ich aber an diesem Tage meinen irdischen Beruf beiseite lege, soll ich an einen anderen Beruf denken. Die Seele soll den Sorgen und Gedanken des Alltagslebens entfliehen. Am Sonnabend holt sich der Arbeiter seinen Lohn, wovon er die künftige Woche leben will. Aber der Mensch lebt nicht vom Brote allein, es gibt auch einen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit. Das Brot und Wasser des Lebens reicht dir Gott am Sonntage. Darum ist der Sonntag die Perle der Tage, die Kraft der Woche, der Quell der Wüste. Brauche ihn, wozu er gesetzt ist!

Ahlfeld.

5. Schäfers Sonntagslied.

1. Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch eine Morgenglocke nur —
nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!
als knieten viele ungeseh'n
und beteten mit mir.

3. Der Himmel, nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Uhland.

6. Vorfrühling.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden, belebenden Blick.
Im Thale grünet Hoffnungsglück.
Der alte Winter in seiner Schwäche

zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er fliehend nur
ohnmächtige Schauer körnigen Eises
in Streifen über die grünende Flur.
Aber die Sonne duldet kein Weißes;
überall regt sich Bildung und Streben;
alles will sie mit Farben beleben.
Doch an Blumen fehlt's im Revier;
sie nimmt geputzte Menschen dafür. —
Kehre dich um, von diesen Höhen
nach der Stadt zurückzusehen.
Aus dem hohlen, finsteren Thor
dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn;
denn sie sind selber auferstanden;
aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
aus dem Druck von Gibeln und Dächern,
aus der Straßen quetschender Enge,
aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
durch die Gärten und Felder zerschlägt,
wie der Fluß in Breit' und Länge
so manchen lustigen Nachen bewegt,
und, bis zum Sinken überladen,
entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel;
hier ist des Volkes wahrer Himmel;
zufrieden jauchzet groß und klein.
Hier bin ich Mensch; hier darf ich's sein.

Aus Goethe's „Faust."

7. Wer feiert die fröhlichsten Ostern?

Willkommen, o fröhlicher Ostertag!
Nun klingt es wie Psalmen in Lüften,
Nun lebet, was welk und erstorben lag;
Nun grünt es auf Gräbern und Grüften;

Du Erde so sonnig, du Himmel so blau,
Ihr Wölkchen so licht und ihr Winde so lau,
Was lebt in der Luft und was webt auf der Au, —
Wer feiert die fröhlichsten Ostern?

Vorüber wandl' ich am Gartenzaun:
Schon säumet mit Grün sich die Hecke;
Schon schwellen die Knospen so saftig braun,
Schon keimt's in der heimlichsten Ecke;
Die Primel, sie wärmt sich im Sonnenschein,
Das Veilchen, es duftet am schattigen Rain,
Und alle Blümchen, sie stimmen mit ein:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

Nun wall' ich hinaus in das sonnige Feld;
Da girrt es und schwirrt in den Zweigen;
Der Buchfink baut sich sein luftig Gezelt,
Und die Lerche lobsinget im Steigen,
Und die Vöglein all' auf dem Berg und im Thal,
Sie stimmen die Kehlen zum Frühlingschoral;
Sie grüßen mich munter und rufen zumal:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

Da hör' ich von ferne noch helleren Klang:
Die Kinder, sie tanzen den Reihen;
Die dumpfige Stube verschloß sie so lang;
Nun spielen sie wieder im Freien;
Sie schlagen den Reif, und sie werfen den Ball;
Die munteren Füllen, entsprungen dem Stall, —
Sie tummeln sich lustig und rufen mir all':
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

Doch abseits an der Linde auf hölzerner Bank,
Da sitzet ein Paar, sich zu sonnen;
Die Tochter, sie führet die Mutter so krank,
Die heute dem Lager entronnen;
Wie erwärmt ihr die Sonne das matte Gebein,
Wie schlürft sie die Lüfte, die labenden ein!
Vier Augen leuchten in seligem Schein:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

Nun aber hör' ich in festlichem Chor
Vom Turme die Glocken erschallen;
Still tret' ich mit ein in das heilige Thor,
Da braust's durch die dämmernden Hallen:
Der Herr ist erstanden aus Grabesnacht,
Der Tod ist verschlungen, der Sieg ist vollbracht,
Lobsinget ihr Christen und jauchzet mit Macht:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

Und als ich trat aus dem Gotteshaus,
Da grünten die Gräber im Kreise,
Da sucht ich mir eines, mein teuerstes, aus;
Dort stand ich und betete leise;
Da säuselt in Lüften ein seliger Klang,
Wie wenn sein Gefieder ein Engelein schwang,
Da tönt es hernieder wie Seraphsgesang:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern! Gerok.

8. Pfingstlied.

1. Pfingsten ist kommen; nun schmückt sich der Wald und die Heide;
Garten und Wiese, sie prangen im festlichen Kleide;
nieden die Flur,
droben der blaue Azur
glänzet im Frühlingsgeschmeide.

2. Pfingsten ist kommen; so komm' auch, der alles belebet,
Odem des Höchsten, der einst auf den Wassern geschwebet,
der mit Gebraus
vormals zu Salem durchs Haus
und durch die Herzen gebebet!

3. Komm' auf die Fluren, durchrausche des Waldes Geäste!
Jegliches Blatt mach' zur preisenden Zunge beim Feste!
Jeglicher Halm
stimm' in den fröhlichen Psalm,
leise durchsäuselt vom Weste!

4. Sammle im Feld und im Wald die beschwingte Gemeine,
daß sie die Stimmen zum Preise des Schöpfers vereine;
Lerche bei Tag,
Abends der Nachtigall Schlag
juble, wie trunken vom Weine!

5. Komm in die Kirchen, schon klingen die Glocken in Chören;
mächtig ertönt's durch der Orgel gewaltige Röhren;
nahe wie fern
soll man die Thaten des Herrn
festlich verkündigen hören.

6. Rühre den Lehrern die Zungen, gewaltig zu zeugen!
Rühre den Hörern die Herzen, vor Gott sich zu beugen,
wie auf der Flur,
drüber der Morgenwind fuhr,
nickende Halme sich neigen!

7. Komm' in die Häuser, durchlüfte, was dumpfig und düster!
Sammle am friedlichen Tisch die entzweiten Geschwister!
Linde und leis
geh durch den häuslichen Kreis,
sanft, wie mit Engelsgeflüster!

8. Mahne die Greise, wie treulich der Herr sie getragen!
Sage den Gatten von bräutlichen, seligen Tagen!
Heilige Lust
laß in der Jünglinge Brust
mächtige Fittiche schlagen!

9. Komm in die Kammer des bleichen, verlassenen Kranken!
Säusl' ihm durchs Fenster, das blühende Reben umranken!
Sprich ihm ins Herz,
himmlischer Tröster im Schmerz,
göttliche Friedensgedanken!

10. Weh um des Sterbenden Stirne mit kühlenden Palmen!
Öffn' ihm den Blick nach der Ewigkeit sonnigen Almen!
Flüstr' ihm ins Ohr
Töne vom oberen Chor,
Klänge von himmlischen Psalmen!

Gerok.

9. Weihnachten.

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus;
Sinnend geh' ich durch die Gassen;
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt;
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld.
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern,
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen;
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Eichendorff.

10. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsnacht am Fenster und schaute verzweiflungsvoll auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und wieder herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war wie er. Der Kirchhof lag vor ihm; sein nahes Grab war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben,

nichts mit als Irrtümer, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht, in die Heimat der Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Gifts, voll zischender Schlangen und finsterer, schwüler Dünste.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir meine Jugend wieder! O Vater! stelle mich wieder auf den Scheideweg, damit ich anders wähle!“

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage“. — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich“, sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben sich tiefer ein in seine Wunden.

Die Einbildungskraft zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf, und im leeren Totenhause nahm eine zurückgebliebene Larve allmählich seine Züge an.

Mitten in seiner Angst floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Turme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt; er schaute nach dem Himmel und über die weite Erde und dachte an seine Jugendfreunde, die nun, besser und glücklicher als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O! ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht des Jahres mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte; ach, ich hätte glücklich sein können, ihr teuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte.“

In seinem reuevollen Andenken an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Totenhause auf; endlich wurde sie in seiner Einbildung zu einem lebendigen Jüngling, und seine vorige, blühende Gestalt wurde ihm bitter vorgegaukelt.

Er konnte es nicht mehr sehen; er verhüllte das Auge, tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos nnd sinnlos: „Komm nur wieder, Jugend, komm wieder!“

Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so

fürchterlich geträumt — er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren nicht bloß ein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er noch jung war und von den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reine Land der ewigen Ernten führt.

Kehre mit ihm um, junger Leser, wenn du auf seinen Irrwegen stehst. Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden! Aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm wieder, schöne Jugendzeit!“ — sie würde nicht wiederkommen. Jean Paul.

11. Zum neuen Jahr.

1. Zum neuen Jahr den alten Vater,
dess' starker Arm die Welten hält!
Er hat sein Volk in grauen Tagen
auf Adlersflügeln treu getragen;
ihm sei die Zukunft heimgestellt.
Zum neuen Jahr den alten Vater,
dess' starker Arm die Welten hält.

2. Zum neuen Jahr den neuen Segen;
noch Wasser g'nug hat Gottes Born.
Harrt fröhlich sein, ihr Kreaturen!
Bald deckt er die beschneiten Fluren
mit grüner Saat und gold'nem Korn.
Zum neuen Jahr den neuen Segen;
noch Wasser g'nug hat Gottes Born.

3. Zum neuen Jahr die alten Sorgen;
noch sind wir nicht im Jubeljahr;
noch wallen wir auf Pilgerwegen
bergauf, bergab in Sonn' und Regen,
noch gilt's, zu kämpfen immerdar.
Zum neuen Jahr die alten Sorgen;
noch sind wir nicht im Jubeljahr.

4. Zum neuen Jahr ein neues Hoffen
die Erde wird noch immer grün.
Auch dieser März bringt Lerchenlieder;
auch dieser Mai bringt Rosen wieder;
auch dieses Jahr läſst Freuden blüh'n.
Zum neuen Jahr ein neues Hoffen;
die Erde wird noch immer grün!

5. Zum neuen Jahr den alten Glauben;
in diesem Zeichen siegen wir.
Glück zu, mein Volk! Auf allen Bahnen
entrolle kühn der Zukunft Fahnen;
doch Christus bleib' das Reichspanier.
Zum neuen Jahr den alten Glauben;
in diesem Zeichen siegen wir!

6. Zum neuen Jahr ein neues Herze,
ein frisches Blatt im Lebensbuch!
Die alte Schuld sei ausgestrichen;
der alte Zwist sei ausgeglichen
und ausgetilgt der alte Fluch.
Zum neuen Jahr ein neues Herze,
ein frisches Blatt im Lebensbuch!

Gerok.

12. Wo wohnt das Glück?

1. O, frag mich nicht: was ist denn Glück?
Sieh vorwärts nicht, noch sieh zurück!
O, such es nicht in weiter Ferne
Auf diesem oder jenem Sterne!
O, such's nicht dort, und such's nicht hier!
Es wohnet nur in dir.

2. Und wenn du's da nicht finden magst,
Umsonst ist, daß du weinst und klagst,
Umsonst dein Sehnen, dein Verlangen,
Umsonst dein Hoffen und dein Bangen.
O, frag mich nicht! — Das Glück sind wir;
Das Glück wohnt nur in dir.

Hoffmann v. Fallersleben.

13. Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen;
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir unterthänig",
Begann er zu Ägyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin!"—

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.

Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht." —

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!"

„Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —"
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen",
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunt:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet;
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet;
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

Auch mir ist alles wohl geraten;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet' mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben;
Den nahm mir Gott; ich sah ihn sterben;
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleih'n.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein;
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Schiller.

14. Die Kreuzschau.

1. Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.

2. Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

3. Ihm fielen zu die matten Augenlider;
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

4. Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

5. „Du wirst dem, dessen Herz Dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen Deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor Dir bekennt.

6. Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

7. Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

8. Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

9. Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

10. Und eine Stimme hört' er dröhnend schallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen!"

11. Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequemre Last.

12. Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer;
So schwer und groß war jenes andre nicht;
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.

13. Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht;
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

14. Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.

15. Durchmustert hat er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt er sie zum andernmal.

16. Und nun gewahrt er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.

17. Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr", rief er, „so Du willst, dies Kreuz sei mein!"

18. Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.

19. Er lud es auf und trug es sonder Klagen.

Adalbert v. Chamisso.

15. Gottes Zucht.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last:
Wie wär's dann um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt.

Nun fällt eins nach dem andern,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft. —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nicht zu oft.

de la Motte Fouqué.

16. Über ein Stündelein.

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündelein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Über den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenster ein.
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken;
Doch am früh'sten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut;
Glocken haben ihn nie erschüttert;
Über ihm ist's, wenn's gewittert;
Aber spät sein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.
Sag ihm ab, dem thörichten Neid;
Andrer Gram bringt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündelein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Paul Heyse.

17. Frisch gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben
in duftigem Grase geruht
und mir ein Liedlein gesungen,
und alles war hübsch und gut.
Hab' einsam auch mich gehärmet
in bangem, düsterem Mut
und habe wieder gesungen,
und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,
verkocht' ich in stiller Wut,
und kam ich wieder zu singen,
war alles auch wieder gut.
Sollst nicht uns lange klagen,
was alles dir wehe thut,
nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

Chamisso.

18. Die Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung;
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein;
Sie umflattert den fröhlichen Knaben;
Den Jüngling locket ihr Zauberschein;
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn, beschließt er am Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne der Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

19. Der Dorfkirchhof.

Friedlich Dorf! nach alter Sitte
Hast du noch dein Kirchlein stehn
In des stillen Hofes Mitte,
Wo zur Ruh' die Toten gehn.

Sonntags wallet die Gemeine
Beim Geläute da heraus;
Zwischen Kreuz und Leichensteine
Zieht die Schar ins Gotteshaus.

Wird sie nicht, um Gräber lenkend,
Schon zu tieferm Ernst gestimmt,
Daß die Seel', ihr End' bedenkend,
Besser Gottes Wort vernimmt?

Will sein Kind zur Taufe tragen
Hier ein Vater wohlgemut,
Sieht er erst den Hügel ragen,
Wo so manches Kindlein ruht.

Flüstert nicht ein Hauch des Windes
Aus der kleinen Gruft herauf:
Pflege doch des zarten Kindes,
Zieh' es früh zum Himmel auf!

Wann beim hellen Festgeläute
Steht die munt're Hochzeitschar,
Wandeln die geschmückten Bräute
Zwischen Grüften zum Altar.

Vor der Jungfrau mit der Krone[1])
Bebt am Kreuz der Flitterkranz,
Mahnt zum Ernst mit leisem Tone
Mitten durch Musik und Tanz.

Aber wankt in tiefen Schmerzen
Eine Schar zum Grabesrand,
Dann für die gebrochnen Herzen
Ist der Trost auch noch zur Hand.

Gleichwie sanfter ja die Kinder
Weinen in der Mutter Schoß,
So vor Gottes Haus gelinder
Ringen sich die Thränen los.

---

[1]) Es ist eine ländliche Sitte, daß die mit der Brautkrone geschmückte Jungfrau nach der Trauung die Gräber ihrer verstorbenen Angehörigen aufsucht, um da zu beten.

Sanfter selbst die Toten ruhen
In der Kirche Hut und Acht,
Gleichwie Kinder in den Truhen,
Wo die treue Mutter wacht.

Dörflein! deine Kirch' umkränzet
Grün des Friedhofs ernst Geheg,
Und der Totenacker grenzet
Hart an deinen Lebensweg.

Wenn in deine Fest' und Freuden
Oft ein Sterbgedanke bricht,
So verklärt sich auch dein Leiden
In des ew'gen Glaubens Licht.

Ad. Stöber.

20. Über das Lesen.

Lesen ohne Nutzen für Geist und Gemüt heißt säen, ohne ernten zu wollen. Sage nicht: „Es bleibt doch etwas zurück!" Das, was zurückbleibt, vermehrt nur die Unordnung in deinem Kopfe und Herzen. Was du liesest, das sollst du zu deinem geistigen Eigentum machen.

Da gestaltet sich nichts, wo ein Eindruck den andern vertilgt. Das Gemüt dessen, der alles liest, was der Zufall herbeiweht, gleicht dem Himmel an einem stürmischen Tage, wo wechselndes hin- und herziehendes Gewölk dem Lichte nur selten einen Durchblick vergönnt. Nicht vieles, aber recht! ist eine treffliche Lehre in tausenden Dingen und auch beim Lesen. Setze noch hinzu: aber das Beste, das Gehaltreichste, das Würdigste, das, was Mühe kostet, und das alles nicht einmal, sondern oft. Fragst du aber nach dem zweiten Teile der Lehre, so wisse, daß recht lesen heißt: mit Aufmerksamkeit und Verstand lesen! Ein Buch, bei dem du nichts denken kannst, nimm lieber gar nicht zur Hand; ein gedankenvolles aber laß deinen Freund sein, mit dem du dich so lange besprichst, bis du seiner Gedanken mächtig bist und sie mit den deinen verwebt hast!

Die schlimmste Feindin der Bildung, wie des Guten überhaupt, ist die Trägheit. Hinter ihr her geht die Unaufmerksamkeit, die von den sparsamen Körnern, die aus der Hand der Trägheit fallen, keines in den Boden eindringen läßt. Willst du diese Feindinnen bannen, so nimm mit dem Buche auch die Feder zur Hand! Wenn du damit anfängst, dir das anzumerken, was dich in einem Buche vorzüglich anspricht, so wirst du dich bald im stande sehen, mit dem Buche selbst zu sprechen, dem Verfasser vor- oder nachzudenken, ihn zu bestreiten oder zu verteidigen. Je früher du anfängst, desto besser!

Nach Fr. Jakobs.

21. Der Sänger.

1. „Was hör' ich draufsen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Lafs den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!"
Der König sprach's; der Page lief;
Der Knabe kam; der König rief:
„Lafst mir herein den Alten!" —

2. „Gegrüfset seid mir, edle Herrn,
Gegrüfst ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schliefst, Augen, euch! hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen!"

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein
Und in den Schofs die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Liefs, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

4. „Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern!
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und lafs ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen!

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch, darf ich bitten, bitt' ich eins:
Lafs mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!"

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süfser Labe!

O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke." Goethe.

22. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen, in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und, was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;

Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch, sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?“

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger“, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht;
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt, sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern, —
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Mesner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs rauschenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott“, rief mit Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret!
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie“, rief er begeistert aus,

„Sechs Kronen euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!" —

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

23. Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen gold'nen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch alles noch stumm bleibt, wie zuvor; —
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsens Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,

Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, — er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund;
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: „Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!" —
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh' in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well sich ohn' Ende drängt,

Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh'! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken, —

Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht;
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt;
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie ein Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Not,
Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
Das erfaßt ich behend und entrann dem Tod;
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsternis da,
Und, ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,

Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's; da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil; er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelstein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sah'st auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht;
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt,
Und er sieht sie erbleichen und sinken hin, —

Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —

Wohl hört man die Brandung; wohl kehrt sie zurück;
Sie verkündigt der donnernde Schall; —
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick; —
Es kommen, es kommen die Wasser all';
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder; —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

24. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in gold'nen Locken, der and're grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß;
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk uns'rer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond d'rein.

Da schlug der Greis die Saiten; er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher, der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt;
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott;
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet; verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der gold'nen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm;
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß;
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sänger-Greis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis;
An einer Marmorsäule da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh' dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms;
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen; der Himmel hat's gehört:
Die Mauern liegen nieder; die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwund'ner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland;
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

Uhland

25. Denksprüche.

Wer nicht vorwärts strebt, dem ist es nicht ernst mit sich selber.

*

An dir selbst, dir selbst arbeite unaufhörlich! Dein Herz sei jeden Abend reiner, lebendiger, treuer und edler!

*

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.

*

Es ist nichts als die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht.

*

Es ist ein tiefer Segen,
Der aus dem Wort dir spricht:
Erfülle allerwegen
Getreulich deine Pflicht!

*

O Herz, versuch' es nur:
So leicht ist gut zu sein,
Und es zu scheinen,
Ist so eine schwere Pein.

*

Thu, was des Lohnes wert ist und verlange keinen!

*

Wie man nicht wehren kann, daß einem die Vögel über den Kopf herfliegen, aber wohl, daß sie nicht auf dem Kopfe nisten, so kann man auch bösen Gedanken nicht wehren, aber wohl, daß sie nicht in uns einwurzeln und böse Thaten hervorbringen.

*

Ach, daß wir doch dem reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugeh'n, so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in uns'rer Brust;
Ganz leise, ganz vernehmlich zeigt er uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehen! —

*

Was einmal unrecht gewesen ist, das bleibt unrecht zu aller Frist.

*

Der Weg zum Verderben ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

*

Umkehren ist besser als irre gehen.

*

Kurze Lust — lange Reue.

*

Verzage nicht, wenn du einmal fehltest, und deine ganze Reue sei eine schönere That!

*

Jede Tugend ist fleckenlos bis auf den Augenblick der Probe.

*

Unternimm nichts, wozu du nicht den Mut hast, dir den Segen des Himmels zu erflehen!

*

Zittre vor dem ersten Schritte!
Mit ihm sind auch die andern Tritte
Zu deinem nahen Fall gethan.

*

Wer die Ehre verliert, hat nichts mehr zu verlieren.

*

Die Würdigkeit besteht nicht darin, daß man Ehren genießt, sondern daß man ihrer würdig ist.

*

Wenn ich schon kein gutes Haus habe, aber einen guten Namen, so bin ich wohl bewohnt;
Wenn ich schon kein gutes Kleid habe, aber einen guten Namen, so bin ich wohl bedeckt;
Wenn ich schon keine gute Tafel habe, aber einen guten Namen, so bin ich wohl gespeist:
Ehrenpreis ist weit ein ander' Gewächs, als Tausendguldenkraut.

*

Der vollkommenste Sieg ist: sich selbst überwinden.

*

Das Rechte erkennen und nicht thun, ist Mangel an Mut.

*

Wer sündigt, versündigt sich an sich selbst.

*

Der Mensch reinen Herzens hat heitere Stirne.

*

Die Sünde der Jugend verfinstert das Antlitz der Menschen im Alter.

*

Handle so bei tage, daß dein Schlaf in der Nacht ruhig sein kann, in der Jugend so, daß dein Alter heiter sei!

*

Das Gewissen ist der einzige Spiegel, der weder betrügt, noch schmeichelt.

*

Wenn du zwischen Wahrheit und Lüge in die Enge kommst, entscheide dich ohne Nachsinnen für die Wahrheit! Sie ist immer die bessere gesagt zu werden.

*

Die Wahrheit ist einfach, schmucklos und natürlich.

*

Was du als wahr erkannt, verkünd' es ohne Zagen!
Nur trachte, Wahrheit stets mit mildem Wort zu sagen!

*

O weh der Lüge! Sie befreiet nicht
Wie jedes and're, wahr gesproch'ne Wort
Die Brust; sie macht uns nicht getrost;
Sie ängstet den, der sie heimlich schmiedet,
Und sie kehrt, ein losgedrückter Pfeil,
Von einem Gott gewendet und versagend,
Sich zurück und trifft den Schützen.

*

Vergebens sucht der Mensch des Glückes Quelle
Weit außer sich in wilder Lust.
In sich trägt er den Himmel und die Hölle
Und seinen Richter in der Brust.

*

Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Übel größtes aber ist die Schuld.

*

Auf das, was dir nicht werden kann,
Sollst du den Blick nicht kehren.
Oder ja, sieh recht es an!
So siehst du gewiß, du kannst's entbehren.

*

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

*

Nicht, wer viel hat, ist reich, sondern, wer wenig bedarf.

*

Im Unglücke richte dich auf; im Glücke beuge dich nieder!

*

Die wahre Freude wandelt auf der Erde, wie die wahre Weisheit, von wenigen gesehen und von der Ruhe begleitet.

*

Freude schweift in die Welt hinaus,
Bricht jede Frucht und kostet jeden Wein.
Riefe dich nicht das Leid nachhaus,
Du kehrtest nimmer bei dir selber ein!

*

Ertragen muß man, was der Himmel sendet.

*

Kommt dir ein Schmerz, so halte still
Und frage, was er von dir will!
Die ew'ge Liebe schickt dir keinen
Bloß darum, daß du mögest weinen.

*

Leichter trägt, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

*

Leiden und schweigen ist die größte Kunst.

*

Die Waffe des Schwachen ist das Klagen.

*

Komme, was kommen mag;
Die Zeit und Stunde rinnt durch den rauh'sten Tag.

*

Sorge, aber sorge nicht zu viel!
Es geht doch, wie's Gott haben will.

*

Stunden der Qual vergiß; doch was sie dich lehrten, vergiß nie!

*

Leiden müssen läutern, sonst hat man gar nichts von ihnen.

*

Die Hoffnung ist das Brod der Unglücklichen.

*

Immer fröhlich — gefährlich;
Immer traurig — beschwerlich;
Immer glücklich — betrüglich;
Eins um's and're — vergnüglich.

*

Die Vorsicht geht zu sacht,
Die Zuversicht zu keck.
Vorsicht und Zuversicht vereint
Gelangt zum Zweck.

*

Dein Auge kann die Welt trüb oder hell dir machen;
Wie du sie ansiehst, wird sie weinen oder lachen.

*

Im Glück nicht stolz sein und im Leid nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreuen,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheuen,
Und fest an Gott und bess're Zukunft glauben —
Heißt leben, heißt dem Tod sein Bitt'res rauben.

*

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreu'sten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann!

Lesebuch für weibliche Fortbildungs- und Feiertagsschulen Herausgeg. vom Lehrerinnen-Verein München unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner

München (1896)